This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Todte und Lebende.

Erinnerungen

von

Carlos von Gagern

~~LD 92 A. 2~~

TAYLOR INSTITUTION

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

REP. G. 14 902

Todte und Lebende.

Erinnerungen

von

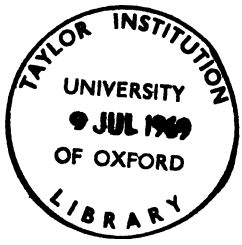
Carlos von Gagern.

Meminisse juvat.

Zweite Reihe.

Berlin 1884.
Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung
(G. Joel).

Alle Rechte, namentlich das der Ueberſetzung vorbehalten.



Inhalt.

Jesus Gonzalez Ortega 1
Louis Forey und François Achille Bazaine 63
Janvier de la Motte und die Herzogin von Persigny . 113
Louis Napoléon 163
Jules Favre und Adolphe Thiers 209
Karl Heinzen 255
Erzherzog Ferdinand Max 303
Schlußwort 395

Jesus Gonzalez Ortega.

General Gonzalez Ortega war gleich der Mehrzahl der Officiere, welche in Mexiko die in Santa Anna und später noch ausgeprägter in Miramon verkörperte rückschrittliche Partei auf dem einzig möglichen, nämlich dem revolutionären Wege bekämpften und stürzten, kein Berufssoldat. Dem Staate Zacatecas entstammend, hatte er sich ursprünglich der Advokatur gewidmet, ohne auf diesem Gebiete besondere Erfolge zu erzielen. Seine Gegner gaben ihm deshalb den Beinamen „tinterillo", was ziemlich gleichbedeutend ist mit unserm „Federfuchser", wie in preußischen Armeekreisen früher diejenigen Leute spöttisch und verächtlich bezeichnet zu werden pflegten, welche anstatt das „edle" Waffenhandwerk zu betreiben, ausschließlich mit Gänsekiel oder Stahlfeder hantierten, anstatt Blut auf dem „Felde der Ehre" zu vergießen, sich begnügten, auf Aktenpapier Tinte zu verspritzen. Seitdem von Letzteren so Viele als Reserveofficiere an der Seite der „Kameraden von der Garde und der Linie" im Kugelregen gestanden haben, ist übrigens jenes Spottwort ziemlich außer Gebrauch gekommen.

Den Deutschen wird der Vorname „Jesus" — der Accent liegt auf der letzten Sylbe — auffallend erscheinen; in spanischen Ländern kommt derselbe hingegen häufig vor, giebt es daselbst doch solcher eine Menge sehr eigenthümlicher. Unsern Ohren

würde es z. B. komisch klingen, eine Dame mit Fräulein „Empfängniß" oder gar mit Frau „Fleischwerdung" — Señorita Doña Concepcion oder Señora Doña Encarnacion — anreden zu hören; noch seltsamer, daß ein Mann Don Dolores oder Don Guadalupe heißt, obgleich diese Namen ursprünglich weibliche sind, wie indeß auch unter den deutschen Katholiken Knaben bisweilen „Maria", freilich nur unter Hinzufügung eines männlichen Namens, getauft werden.

Als ich Gonzalez Ortega während der ersten Wintermonate des Jahres 1861 in der Hauptstadt kennen lernte, war er ein Mann in den besten Jahren, von hoher, doch uneleganter Gestalt, breitschultrig, vierschrötig, trotzdem aber von lebhaften Bewegungen. Auf etwas zu kurzem Halse ruhte ein starker, fast viereckiger Kopf mit hervorstehenden Backenknochen. Seine kleinen schwarzen Augen funkelten wie Leuchtkugeln. Den breiten, sinnlichen Mund umspielte in der Regel ein heiteres Lächeln; die Oberlippe bedeckte ein spärlicher, aufgewirbelter Schnurrbart. Der Gesammteindruck war nicht unsympathisch, bekundete jedoch keine hervorragende geistige Bedeutung. In seiner ganzen Erscheinung zeigte sich Jovialität und eine unverkennbare Neigung zu fröhlichem Lebensgenuß.

So sah ich ihn bei einem Bankette, das ihm zu Ehren der schon in meinem Artikel über Miramon beiläufig erwähnte Gabor Naphegyi, welcher damals Direktor der Gascompagnie in Mexiko war, gegeben hatte. Zur Zeit der Reaktion pflegte dieser den Umständen stets geschickt Rechnung tragende Spekulant vorwiegend geistliche Herren in seinem gastlichen Hause zu versammeln. Kaum war jedoch die Regierung Miramon's gefallen, so drängte er sich an die Führer der siegreichen Revolution und umschmeichelte sie auf alle Art. Ja in der Voraussicht des politischen Dekorationswechsels hatte er die Taufe seines jüngsten Kindes verschoben, um einen jener Führer und zwar gerade Gonzalez Ortega zu bitten, bei ihm Pathe zu stehen, während

bei dem früher geborenen der greise Erzbischof Lázaro de la Garza durch das Drängen des Vaters bewogen worden war, per procura als solcher zu fungiren.

Natürliche Begabung fehlte Gonzalez Ortega keineswegs. Seine Begeisterung für Freiheit und Fortschritt war eine aufrichtige. Als Volksredner hatte er sich große Popularität in seinem Staate erworben, und er trat aus innerer Ueberzeugung für die liberale Sache ein. An der Spitze der von ihm als Gouverneur in Zacatecas ausgehobenen Milizen hatte er den bis dahin unbesiegten General Miramon, was ich ausführlicher im ersten Theile dieses Buches erzählt habe, zuerst bei Silao, dann in dem entscheidenden Treffen bei San Miguel Calpulalpam geschlagen. Ein blindes Huhn kann möglicherweise sogar zwei Weizenkörner finden, warum sollte ein laienhafter General, wenn ihn das Glück begünstigt, nicht zwei Schlachten gewinnen? Daraus folgt freilich nicht, daß er auch in der dritten und vierten gleichen Erfolg haben müsse. Eher ist das Gegentheil wahrscheinlich. Ueberdies verdankte Gonzalez Ortega jene beiden Siege vorwiegend der Mitwirkung des damals ihm untergeordneten, mit höherem militärischen Talent begabten Generals Ignacio Zaragoza und dessen wackern Grenztruppen. Wie es in der Regel geschieht, fiel Ersterem aber, weil er der Oberbefehlshaber des liberalen Heeres war, der reichste Antheil an den errungenen Lorbeeren zu. Nach dem Einzuge des Präsidenten Juarez in die Hauptstadt im Januar 1861 wurde er als Belohnung von diesem zum Kriegsminister ernannt. Er gab den Posten wieder auf, um bei den bald darauf vorgenommenen Wahlen als dessen Gegencandidat für die Präsidentschaft in die Schranken zu treten, mußte sich jedoch zufrieden geben, zum Vorsitzenden des obersten Gerichtshofes, also zum Vicepräsidenten der Republik, erwählt zu werden. Bei Beginn der Invasion nahm er keine militärische Stellung ein.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß für die Freiheit

unternommenen Revolutionen selten militärisch gebildete Heerführer zu Gebote stehen. Der Wehrstand entwickelt nothwendig in den ihm Angehörenden retrograde, wenigstens conservative Grundsätze. Nur ausnahmsweise vermögen dessen Mitglieder sich frei davon zu halten. In ihrer Mehrheit werden sie sich schwerlich an einer mit den Waffen gegen die bestehende Regierung durchzuführenden liberalen Bewegung betheiligen, wenngleich Fälle der Art in Spanien vorgekommen sind, so daß jene die erforderlichen Officiere und Generale größtentheils improvisiren muß. Der Einfluß, welchen die militärische Laufbahn, mit dem stummen Gehorsam — perinde ac cadaver — der Untergebenen als Grundlage, auf den Charakter der Vorgesetzten ausübt, geht sogar so weit, daß selbst die improvisirten Führer einer siegreichen Revolution allmälig, zum Theil gegen ihr besseres Wissen und Wollen, die fast untrennbar damit verbundenen Tendenzen und Gewohnheiten annehmen, oft früher als sie sich die nöthigen Fachkenntnisse aneignen.

So standen auch in Mexiko die meisten Berufssoldaten auf Seite Miramon's, und als kaum ein Jahr nach dessen Fall die Republik eine europäische Invasion zurückzuweisen hatte, schlossen sich Viele derselben lieber den fremden Feinden als den Liberalen an, von denen sie besiegt worden waren. Die Regierung verfügte demnach über eine verhältnißmäßig geringe Anzahl geschulter Officiere. Natürlich war die derjenigen, welche ihrem Range nach geeignet waren, den Oberbefehl zu übernehmen, und nebenbei ausreichendes Vertrauen auf ihre politische Gesinnungstreue einflößten, eine noch viel beschränktere.

Auch die Anzahl der disponiblen Truppen war anfänglich eine durchaus ungenügende. Juarez, als ächter Republikaner, war ein Feind der Institution des stehenden Heeres — egèrcito permanente; er vergaß jedoch dabei, daß in der Regel 10,000 Mann regulärer Truppen mehr ausrichten als 30,000 Volontäre, weil selbst der glühendste Patriotismus nicht die mili-

tärische Disciplin und Ausbildung zu ersetzen vermag. General Trochu hat, an dem Leitfaden geschichtlicher Dokumente, die fable convenue von den großartigen Erfolgen der aus der Erde gestampften Armeen der ersten französischen Revolution gründlich zerstört. Juarez hatte die 30,000 Mann, welche Miramon's Herrschaft gestürzt und ihm selbst die Thore der Hauptstadt geöffnet hatten, so schnell als möglich in ihre respectiven Staaten zurückgeschickt und fand sich daher bei Beginn der Invasion beinahe ohne Truppen derselben gegenüber. In aller Eile mußten nun Mannschaften zusammengerafft werden, um damit das sogenannte „Ostheer" — egèrcito de Oriente — zu bilden. Auch an Zahl stand jedoch dieses den combinirten Contingenten der drei alliirten Mächte — Spanien, England und Frankreich — bedeutend nach, nicht zu gedenken der Inferiorität, was Bewaffnung, Organisation und Ausbildung anbetrifft.

Mit dem ersten Commandeur dieser schwachen Ostarmee, General Don José Maria López Uraga, demselben, welcher während der Regierung Santa-Anna's 1853 und 1854 als mexikanischer Gesandter in Berlin weilte, hatte sie schlimme Erfahrungen gemacht. Wohl war ihm ein tüchtiges Organisationstalent nicht abzusprechen; ebenso bekundete er eine große Energie in der Aufrechterhaltung der Disziplin. Dagegen fehlte ihm die bei einem Nationalkriege höchst wesentliche Eigenschaft einer festen, unwandelbaren Liebe zu seinem Vaterlande und dessen Institutionen. Obgleich damals schon ein Mann mit weißen Haaren und im Besitz nur eines Beines, da er das andre Ende 1860 beim Sturm auf die von reaktionären Truppen besetzte Stadt Guadalajara verloren hatte, war er dennoch geblieben, was er während seiner ganzen öffentlichen Laufbahn gewesen, daß heißt ein Lebemann und ein Ehrgeiziger. Man kann es darum begreiflich finden, daß Saligny einen solchen Gegner zu erkaufen unternahm, und wenn auch damals Uraga den ihm von dem französischen Commissär im Namen des Kaisers Napoleon III angebotenen Marschallsstab

mit daran hängendem Gehalte zurückwies, so geschah es wohl nur, weil er die Frucht noch nicht für reif genug hielt, um verspeist zu werden.

Als ein Beispiel der rücksichtslosen Energie, mit welcher Uraga den militärischen Gehorsam zu erzwingen verstand, will ich folgende Episode mittheilen: In der Schlacht bei Loma Alta gegen die Reaktionäre im Jahre 1860 gab er einem Cavallerieobersten den Befehl, mit seinem Regiment gegen eine auf einem Hügel aufgestellte feindliche Batterie eine Charge auszuführen, um sie zum Schweigen zu bringen. Der Oberst machte einige Bemerkungen über die Unausführbarkeit des Befehls oder wenigstens über die große Gefahr, der man sich dabei aussetze. Uraga wiederholte ruhig und in den selben Worten wie früher seine Ordre. Nochmalige Einwände seitens des Obersten. Nochmalige Wiederholung des Befehls mit gleicher Ruhe und Bestimmtheit. Als aber zum dritten Male der Oberst sich zu remonstriren erlaubt, zieht Uraga seinen Revolver, schießt den Widersprechenden nieder und wendet sich, als ob nichts Besondres vorgefallen, an den Oberstlieutenant des nämlichen Regiments mit den Worten:

„Uebernehmen Sie jetzt das Commando und chargiren Sie!"

Die Charge wurde gemacht und hatte den gewünschten Erfolg.

Uraga's Taktik als Obercommandant der Ostarmee beschränkte sich darauf, jedes Engagement mit dem Feinde zu vermeiden. Vor Allem mußte er erst seine Soldaten, Novizen im Waffenhandwerk, bilden und schulen, ehe er sie gegen europäische Kerntruppen in den Kampf schicken konnte. Sein Hauptaugenmerk war, dem Feinde jede Communikation mit dem Innern des Landes abzuschneiden, alle Vorräthe, alle Transportmittel lieber zu zerstören, als in dessen Hände fallen zu lassen und nach Rußlands Vorbild vom Jahre 1812 den Angreifern bei etwaigem Vordringen eine künstliche Wüste entgegen zu setzen. Diese Taktik war eine richtige, und es gelang ihm auf diese Weise, nicht nur die Beschaffung von Lebensmitteln den fremden

Truppen in Veracruz und Umgebung ungemein zu erschweren, sondern auch letztere zu einer völligen Inaktivität zu zwingen, so daß trotz dem gewaltigen Mißverhältniß, welches zwischen Mexiko und den angreifenden Mächten bestand, in dieser Hinsicht der Krieg nicht gerade unter ungünstigen Auspicien für die Republik begann.

Uraga zeigte anfänglich eine große Thätigkeit, um eine kräftige Vertheidigung vorzubereiten. Er selbst glaubte indeß nicht an den Erfolg. Offen erklärte er, daß jeder Widerstand seitens Mexikos ein nutzloser sei, und dämpfte durch seine unvorsichtigen und unpatriotischen Aeußerungen den Muth und die Kampflust seiner Untergebenen. Dies hätte allein schon genügt, seine Enthebung vom Commando zu rechtfertigen. Noch ein andrer schwerwiegender Grund war jedoch hinzugekommen, um diese Maßregel zu einer unausweichlichen zu machen. López Uraga, der sich für unersetzbar hielt, hatte nämlich den Anspruch erhoben, außer seiner Stellung als General en chef, zu gleicher Zeit mit den diplomatischen Unterhandlungen betraut zu werden. Es war sogar bekannt geworden, daß er bereits auf eigene Hand mehrere Zusammenkünfte mit dem verschmitzten Intriguanten Saligny gehabt hatte, in denen keineswegs nur rein militärische Fragen erörtert worden waren. Ein derartiges Benehmen mußte natürlich Verdacht erregen, um so mehr, als Uraga häufig Beweise von Charakterlosigkeit, Mangel an festen politischen Prinzipien und Ehrgeiz gegeben hatte. Juarez benützte deshalb eine Veranlassung, die Jener ihm durch Zusendung einer in achtungswidrigem Tone abgefaßten Depesche bot, um ihn zurück zu berufen, und ernannte an seiner Stelle den jungen, von unerschütterlicher Zuversicht zum endlichen Triumph der nationalen Waffen beseelten General Don Ignacio Zaragoza, welchem zwar ebenfalls eine streng militärische Ausbildung mangelte, der sich dafür aber durch glühende Vaterlandsliebe, entschiedenen Muth und einfach gesunden Menschenverstand auszeichnete. Daß

diese Wahl eine glückliche gewesen, bewies der von ihm am 5. Mai 1862 bei Puebla über Lorencez und die Franzosen erfochtene Sieg, während Uraga durch seinen späteren Abfall und sein Uebergehen zu Maximilian auf das Deutlichste zeigte, daß er nicht verstand, für die Republik zu leiden und zu darben, als das fremde Kaiserthum Stellen, Ehrenbezeugungen und Geld in die entgegengesetzte Wagschale warf.

Zaragoza begann seinen Amtsantritt damit, daß er eine geharnischte Aufforderung an die Verbündeten richtete, ihre Truppen von den außerhalb Veracruz gelegenen Punkten zurückzuziehen, widrigenfalls er sie angreifen würde, und sicherlich wäre die That dem Worte gefolgt, wenn nicht mittlerweile die Konferenzen im Dorfe Soledad begonnen hätten.

Nach Zaragoza's schon im ersten Theile von mir geschilderten Tode blieb eigentlich nur noch Gonzalez Ortega übrig, um das höchste Commando zu übernehmen. Aus Mangel an einer geeigneteren Persönlichkeit — im Reiche der Blinden ist der Einäugige König — erhielt er es — zum Unglück des Landes!

Gegen den Feldzugsplan der Mexikaner läßt sich Mancherlei sagen.

Allerdings reichten unsere Kriegsmittel nicht aus, um mit Aussicht auf Erfolg das ganze Landesgebiet zu vertheidigen, und die Regierung beschloß deshalb, nach einem unter Vorsitz des Generals Pedro Ampudia in Mexiko gehaltenen Kriegsrath, einen kleinen Theil desselben freiwillig und ohne Kampf dem Feinde zu überlassen, um desto wirksamer den größeren Rest zu schützen. Ich meinte jedoch schon damals und meine auch heute noch, daß, obgleich eine Festung dritten Ranges wie Veracruz und selbst das festere Kastell von Ulúa sich unmöglich lange gegen ein Bombardement der drei vereinigten Flotten hätten halten können, wie ja überhaupt Festungen dazu da sind, um genommen zu werden, es doch wohl vernünftiger gewesen wäre,

den Engländern, Franzosen und Spaniern den Eintritt in das Land so schwer wie möglich zu machen. Dieses wäre um so leichter zu erreichen gewesen, als ein Bombardement hauptsächlich den eigenen Landsleuten der Angreifenden Schaden gebracht hätte, indem ein großer Theil der Veracruzaner Bevölkerung aus fremden Kaufleuten besteht. Leider aber folgte die Regierung dem Beschlusse jenes Kriegsraths, und so konnten die fremden Truppen sich gemüthlich ausschiffen und bequeme Quartiere beziehen, während sie andernfalls sich inmitten von Trümmern und Ruinen hätten einlogiren müssen.

An den in Veracruz kommandirenden General Lallave war nun schon im Monat Dezember 1861 der Befehl ergangen, sich bei dem Erscheinen der feindlichen Flotten aus der Festung San Juan de Ulúa und der Hafenstadt Veracruz unter Protest mit seinen wenigen Truppen landeinwärts zurückzuziehen.

Ich selbst war während der Jahre 1854 bis 1856 mit der Wiederherstellung der Befestigungen jener beiden Plätze beauftragt gewesen. Trotzdem verdiente Veracruz, wie gesagt, höchstens die Bezeichnung einer Festung dritten Ranges, wenngleich sie in den Bürgerkriegen manche Belagerung ausgehalten und, weil sie zweimal die von Miramon gegen sie vergeblich versuchten Angriffe zurückgeschlagen, den ehrenden Beinamen „la heróica“ — die heldenmüthige — erhalten hatte. Die Mauer, welche die Stadt von der See- und Landseite umschließt und eine Reihe von Bastionen mit einander verbindet, von denen nur die beiden hart am Strande gelegenen einige Widerstandsfähigkeit besitzen, ist nicht hoch und stark genug, um eine Beschießung durch die riesigen modernen Geschütze auszuhalten, um so weniger, als keinerlei Außenwerke vorhanden sind, und der Feind ungehindert an einer andern Stelle der Küste landen kann, um den Platz auch vom Lande her anzugreifen, indem er seine Batterien auf den ihn aus großer Nähe beherrschenden Dünenhügeln — médanos — etablirt.

Stärker ist das auf einem einsamen Felsen vor dem Hafen liegende San Juan de Ulúa. Auch dort hatte ich tüchtig gearbeitet, namentlich nach der offenen See zu die früher fehlenden Strandbatterien mit den dazu gehörigen bombensicheren Pulvermagazinen erbaut. Freilich würde eine kleine Garnison sich nur eine kurze Zeit lang in jenem isolirten Fort haben vertheidigen können. Munition und Lebensmittel mußten ihr bald ausgehen, da sie aus Mangel an einer Kriegsmarine nicht leicht ersetzt werden konnten; ebenso sah es mit dem Wasser schlecht aus, denn ohne Brunnen ist San Juan de Ulúa lediglich auf das in den riesigen gemauerten Cisternen — atarjeas — gesammelte Regenwasser angewiesen. Ebensowenig vermochte dessen Verbleib in mexikanischem Besitz die Einnahme von Veracruz hintanzuhalten, und wäre auch dann nur im Stande gewesen, die Feinde, nachdem sie sich dort festgesetzt, zu beunruhigen, wenn die Kanonen des Forts rücksichtslos die Stadt selbst bombardirt und theilweise zerstört hätten. Trotz alledem wäre aus den oben angeführten Gründen eine Vertheidigung vielleicht angezeigt gewesen. Dagegen sprach die Erwägung, daß es unklug erschien, einen Theil der ohnehin wenig zahlreichen Truppen als Besatzung auf die Länge doch unhaltbarer Punkte zu verzetteln.

Der Hauptgrund, warum das Aufgeben des Küstenstrichs am mexikanischen Meerbusen beschlossen wurde, bestand indessen in dem Umstande, daß in dem daselbst herrschenden vómito uns ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse erwuchs, wie er thatsächlich den Verbündeten empfindliche Verluste beigebracht hat. Allein auf der der Südeinfahrt des Hafens von Veracruz vorliegenden kleinen „Opferinsel" — isla de sacrificios — schlafen Tausende von französischen Soldaten, hingerafft von dem tückischen gelben Fieber, den ewigen Schlaf.

Am Morgen des 8. Dezember 1861 avisirte der auf dem caballero alto, dem das Fort San Juan de Ulúa hoch überragenden viereckigen Flaggenthurm, postirte Wächter die Annähe-

rung der spanischen Flotte, welche, entgegen den Vereinbarungen der Londoner Convention, von Habana aus am 1. sich in Bewegung gesetzt hatte und den französischen und englischen Schiffen vorangeeilt war. So eilig hatte man es gehabt, den Verbündeten den Vorsprung abzugewinnen und auf diese Weise vielleicht allein Lorbeeren und Vortheile zu ernten, daß man nicht einmal die Ankunft des Höchstkommandirenden des spanischen Contingents, des Generals Prim, abgewartet hatte, indem dieser zusammen mit dem des französischen Corps, dem Admiral Jurien de la Gravière erst wenige Tage nach Absegelung der Flotte in der Hauptstadt der Insel Cuba anlangte. General Gasset kommandirte das spanische, 6000 Mann starke Contingent, Fregattencapitän Rubalcaba die Flotte. Auf Ulúa und den beiden Küsten-Bastionen von Veracruz wurde die mexikanische Flagge aufgezogen; die spanischen Schiffe zogen dagegen die ihre ein. Damit hatte der Krieg eigentlich schon begonnen. Von General Uraga, welcher am 10. Dezember in Veracruz eingetroffen war, wurde in Uebereinstimmung mit Lallave ein Dekret erlassen, welches jeden freundschaftlichen Verkehr von mexikanischen Bürgern mit dem Feinde unter Androhung der Todesstrafe untersagte. Am 14. landete ein spanisches Boot. Zwei Officiere übergaben Lallave eine Note des feindlichen Truppencommandanten, welche die Aufforderung enthielt, Veracruz und San Juan de Ulúa binnen vier und zwanzig Stunden zu räumen; andern Falls würde das Feuer auf sie eröffnet werden. Lallave antwortete, daß er auf Befehl der Regierung keine Vertheidigung der beiden Plätze versuchen werde, gleichzeitig protestirte er energisch gegen diese Verletzung des Völkerrechts. Mit seinen Truppen trat er den Rückmarsch nach dem ersten Hochplateau auf dem Wege nach der Hauptstadt an. Gleichzeitig vollzog sich ein allgemeiner Exodus der patriotischen Bevölkerung von Veracruz. Am 16. Dezember erfolgte die Ausschiffung des spanischen Contingents. Der spanische Stolz hatte die Genug-

thuung, das roth-gelbe Banner siegreich, wenn auch ohne voraufgegangenen Kampf in jenen zwei Punkten zu entfalten, aus denen es sich vierzig Jahre früher höchst bescheiden hatte zurückziehen müssen.

Ernstlicher Widerstand sollte erst bei den Pässen jenes bewaldeten Hochplateaus geleistet werden. Hauptsächlich wurde die unter dem Namen Chiquihuite bekannte Schlucht, welche die Straße nach Córdoba und Orizaba sperrt, stark befestigt und mit genügenden Geschützen armirt, ebenso eine auf dem Wege nach Jalapa. Ein Vordringen des Feindes auf diesen beiden Straßen würde ihm zahllose Opfer gekostet haben. Jedenfalls wäre dort der Invasion ein längeres Halt geboten worden.

Da verfiel der französische Commissär und bisherige Gesandte Dubois de Saligny auf ein perfides Mittel, um ohne Schwertstreich sich in den Besitz unserer ersten Vertheidigungslinie zu setzen. Auf eine Lüge mehr oder weniger, auf eine neue Gemeinheit kam es jenem schurkischen Diplomaten nicht an. Er war es gewesen, der, um den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu motiviren, Napoléon III. berichtet hatte, die gesammte französische Bevölkerung in der Republik sei einstimmig in ihrem Unwillen gegen die mexikanische Regierung sowie in ihrem Wunsche, daß derselben eine schnelle und exemplarische Bestrafung zu Theil werden möge, obwohl die in Mexiko wohnenden Franzosen sich einer vorzugsweise freundlichen Behandlung seitens der Mexikaner erfreuten und in bester Eintracht mit ihnen lebten. Er war es auch gewesen, der den englischen Gesandten Sir Charles Lennox Wyke veranlaßt hatte, eine Note nach London zu entsenden, worin, in bewußtem Widerspruch mit den Thatsachen, gesagt worden war, „die bewaffnete Intervention sei unvermeidlich, um zu verhindern, daß britische Unterthanen straflos unter einer verderbten und machtlosen Regierung ermordet und beraubt würden".

Zu Anfang des Januars 1862 trafen der Reihe nach, am

6. der englische Commodore Dunlop mit einer Flotte von sieben Schiffen ein, unter diesen der „St. George" mit dem damals achtzehnjährigen Prinzen Alfred, Herzog von Edinburg, an Bord; am 7. der Admiral Jurien de la Gravière mit dem französischen Geschwader, und am 8. der General Prim mit noch weiteren zwei Kriegsschiffen. Die erste officielle Conferenz der fünf Commissäre — die beiden früheren Minister Frankreichs und Englands, Dubois de Saligny und Sir Charles Lennox Wyke, befanden sich bereits in Veracruz — fand am 9. statt, und in dieser wurde zunächst beschlossen, eine Proklamation an das mexikanische Volk zu richten, in welcher die Absichten der Intervention auseinandergesetzt werden sollten. Der von Prim vorgelegte Entwurf wurde mit unwesentlichen Abänderungen angenommen. Obgleich dieses Dokument seiner Zeit viel besprochen worden ist, will ich es doch hier wiederholen, da Viele es sicher inzwischen vergessen haben. Es lautete:

„Mexikaner!

„Die Vertreter von England, Frankreich und Spanien erfüllen eine heilige Pflicht, Euch ihre Absichten kund zu thun, in dem Augenblick, wo sie das Gebiet der Republik betreten.

„Die Heiligkeit der Verträge, von den verschiedenen Regierungen, die in Eurem Lande einander gefolgt sind, gebrochen, die fortwährend bedrohte persönliche Sicherheit unserer Landsleute haben diese Expedition nothwendig und unvermeidlich gemacht.

„Diejenigen täuschen Euch, welche Euch glauben machen wollen, daß hinter den Forderungen, die ebenso gerecht als legitim sind, sich Pläne von Eroberung verstecken, von Restauration oder von Einmischung in Eure Politik und Verwaltung.

„Die Nationen, die mit Loyalität Eure Unabhängigkeit angenommen und anerkannt, haben ein Recht, zu erwarten, daß Ihr sie nicht von illegitimen Gedanken beseelt glaubt, sondern vielmehr von edleren, erhabeneren und großmüthigeren. Die drei Nationen, als deren Vertreter wir hierher gekommen sind, und

deren erstes Interesse zu sein scheint, Genugthuung zu fordern für das ihnen zugefügte Unrecht, haben ein höheres Interesse, eines von allgemeineren und wohlthätigeren Consequenzen. Sie kommen, eine Freundeshand zu reichen dem Volke, welches die Vorsehung verschwenderisch mit allen ihren Gaben überschüttet hat, und das, wie sie mit Trauer sehen, seine Kräfte aufzehrt und seine Lebenskraft zerstört unter dem heftigen Anprall von Bürgerkriegen und andauernden Revolutionen.

„Dies ist die Wahrheit, und wir, die wir beauftragt sind, Euch solche darzulegen, thun es nicht in der Form eines Kriegsrufes oder einer Drohung, sondern damit Ihr das Gebäude Eures Glücks, das uns Allen am Herzen liegt, errichtet.

„Es ist Eure, ausschließlich Eure Aufgabe, ohne fremde Intervention, Euch auf eine feste und dauerhafte Weise zu constituiren. Euer Werk wird ein Werk der Wiedergeburt sein, und Alle werden zu demselben beigetragen haben, die Einen mit ihren Meinungen, die Andern mit ihrer Intelligenz, Alle mit ihrem Gewissen. Das Uebel ist ernst, das Heilmittel dringend. Jetzt oder nie könnt Ihr Euer Glück machen.

„Mexikaner! Horcht auf die Stimmen der Verbündeten, als einen Rettungsanker in dem entfesselten Sturme, der Euch fortreißt. Hegt das größte Vertrauen zu ihrer guten Gesinnung und ihren aufrichtigen Absichten! Fürchtet nichts von den unruhigen und ruhelosen Geistern, die, sollten sie auftreten, Eure mannhafte und entschiedene Aufrichtigkeit zurückzuschrecken wissen wird, während wir als Zuschauer bei dem großartigen Schauspiel Eurer durch Ordnung und Freiheit gesicherten Wiedergeburt den Vorsitz führen.

„So wird es, wir wissen es sicher, von der obersten Regierung, an welche wir uns wenden, verstanden werden. So wird es verstanden werden von der Intelligenz des Landes, zu dem wir sprechen, und dessen Einwohner als wahre Patrioten nicht umhin können werden, einzugestehen, daß sie sämmtlich ihre

Waffen ruhen zu lassen und an die Vernunft zu appelliren haben, die allein im neunzehnten Jahrhundert triumphiren sollte."

Ich will den bombastischen, unklaren, oft unlogischen Styl dieses Manifestes bei Seite lassen. Wo aber, frage ich, ist im neunzehnten Jahrhundert, „in welchem nur die Vernunft triumphiren sollte", ein ähnlicher Fall vorgekommen, daß fremde Mächte sich direkt an die Bewohner eines von ihnen piratenmäßig, ohne vorangegangene Kriegserklärung, überfallenen Landes richten und dieses verblümt auffordern, seine rechtmäßige, aus allgemeiner Abstimmung hervorgegangene Regierung davonzujagen, um zu seiner angeblich nothwendigen politischen Wiedergeburt zu schreiten, bei der jene fremden Mächte sich, mit den Waffen in der Hand, erbieten, als Hebeamme zu fungiren?

Ich will einmal den Spieß umdrehen, um die Unsinnigkeit und Frechheit einer derartigen Forderung in das rechte Licht zu stellen.

Louis Napoléon behauptete, durch das allgemeine Stimmrecht den Thron Frankreichs einzunehmen. Viele ehrenwerthe Franzosen sahen jedoch seine Regierung als eine ihnen aufgedrungene an, ohne Zweifel mit größerem Rechte, als einzelne Mexikaner die des Präsidenten Juarez, dessen Wahl eine völlig spontane gewesen war. Ich nehme nun an, dieselbe Ansicht von der Usurpation Napoléon's und von der Tyrannei, welche er über sein Land ausübte, sei von den Vereinigten Staaten, von Mexiko und von Chile getheilt worden, diese drei Mächte hätten eine gemeinsame Intervention beschlossen, ihre Flotten an die Küsten Frankreichs geschickt, z. B. Brest oder Cherbourg besetzt, und dann das französische Volk aufgefordert, sich unter ihrer Aegide zu constituiren.

Welche Ungeheuerlichkeit! würde da alle Welt geschrieen haben. Und war diese Ungeheuerlichkeit minder groß, weil sie von drei europäischen Monarchieen an einer schwachen amerikanischen Republik verübt wurde, anstatt von drei amerikanischen Republiken an einer starken europäischen Monarchie?

Ungeachtet der Einmüthigkeit, mit welcher die Vertreter Englands, Frankreichs und Spaniens ihre Unterschriften unter jenes Manifest setzten, herrschte doch im Geheimen von Beginn an Uneinigkeit, Falschheit, Verfolgen eigensüchtiger Absichten, gegenseitiger Argwohn, Lug und Trug unter ihnen. Das war ein schlechter Kitt für ihr unedles Bündniß gegen eine erschöpfte, doch nicht entmuthigte Republik. Ein solcher Kitt konnte unmöglich lange seine Kraft bewahren.

„Se pelearon las comadres" — die Gevatterinnen geriethen denn auch bald in Streit — wie die Spanier sagen. Das geschah zwischen den Leitern der Invasion schon bei einer der nächsten Conferenzen, welche sie am 13. Januar 1862 im Palast von Veracruz abhielten. Saligny mißbilligte die von Prim im voraus verfaßte, an die Regierung von Mexiko zu richtende Collektivnote. Er wollte vielmehr, daß ohne jedes Ultimatum sofort auf die Hauptstadt los marschirt würde, um die Jecker'sche Reklamation, an welcher er ein persönliches Interesse hatte, einzutreiben. Wie weit seine Unverschämtheit ging, geht aus einer Depesche hervor, die Wyke am 19. Januar an den damaligen Minister des Aeußern Russell richtete, worin gesagt wird, weder er noch Prim hätten das französische Ultimatum gut heißen und durch gemeinsame Aktion unterstützen können, weil unter anderen Dingen Saligny darauf bestanden habe, auch nicht untersuchte Reklamationen von vornherein als gültig anzunehmen, „da eine derartige Untersuchung ihm mindestens zwölf Monate Zeit gekostet hätte." Es ist dies in finanzieller Hinsicht ein ähnliches Argument, wie das von dem päpstlichen Legaten einstmals gegen die Einwohner von Albi angewandte, unter denen sich neben den Ketzern einige gute Katholiken befanden: „Tödtet immerhin Alle, Gott wird die Seinen schon herauskennen!" Hier hieß es: Bezahlt immerhin Alles, d. h. eine kolossale, ungerechtfertigte Summe; Kaiser Napoleon wird schon seine Schuldforderungen herauszufinden wissen. Aber im ersten Falle einmal

todt, im zweiten einmal bezahlt, war nachher nichts mehr zu machen. Nur weil nicht allein Wyke und Prim, sondern sogar Jurien de la Gravière opponirten, mußte Saligny von seinem Vorsatz abstehen. Eine aus Vertretern der drei verbündeten Mächte, dem Brigadier Milans del Bosch für Spanien, dem Major Thommasset für Frankreich und Mr. E. Patham für Großbritannien zusammengesetzte Commission überbrachte jene Note nebst den drei Ultimatums jeder einzelnen der Mächte unserer Regierung nach Mexiko. Auch dieses Schriftstück ist zu merkwürdig, als daß ich es hier nicht ebenfalls anführen sollte. Man muß es vor Augen haben, um den späteren Verlauf der Ereignisse richtig zu verstehen und sich ein Urtheil über das empörende Verfahren Frankreichs zu bilden. Es lautete folgendermaßen:

„Drei große Nationen schließen kein Bündniß, lediglich um von einem Volke, das so furchtbare Leiden heimsuchen, Genugthuung für die Unbilden zu fordern, welche ihm angethan sein mögen; drei große Nationen vereinigen, verbünden sich und handeln in vollständiger Uebereinstimmung, um jenem Volke großmüthig eine Freundeshand darzureichen, und ohne es zu demüthigen, dasselbe aus der so beklagenswerthen Lage, in der es sich befindet, aufzurichten.

„Das mexikanische Volk hat sein eigenes Leben, es hat seine Geschichte und seine Nationalität; thöricht ist deshalb der Verdacht, daß zu den Plänen der drei verbündeten Nationen gehören könne, ein Attentat gegen die Unabhängigkeit Mexikos zu begehen.

„Wir kommen vielmehr, um Zeugen, und wenn nothwendig, Beschützer der Wiedergeburt Mexikos zu sein. Wir wollen seiner endgültigen Organisation beiwohnen, ohne irgendwie uns in die Form seiner Regierung, noch in die innere Verwaltung einzumischen.

„Der Republik allein kommt es zu zu erwägen, welche Institutionen am Besten ihrer Wohlfahrt und den Fortschritten der Civilisation im neunzehnten Jahrhundert zusagen."

Obige Note entspricht dem zweiten Abschnitt des zweiten Artikels der Londoner Convention, worin erklärt wurde, keinen Einfluß auf die Wahl der Mexikaner bezüglich der Regierungsform ausüben zu wollen; von einer Vertheilung der einzukassirenden Gelder, die gleichfalls in jenem Dokument ins Auge gefaßt war, ist jedoch auffallenderweise nicht mehr die Rede. Auch lag in der Ueberreichung der Collectivnote durch eine officielle Commission eine indirekte Anerkennung der Regierung des Präsidenten Juarez. Die von Manuel Doblado, dem Minister des Aeußern, ertheilte Antwort war ebenso staatsmännisch klug als würdig gehalten. Sie wies die Einmischung der Fremden als überflüssig zurück, da die Republik schon constituirt sei, lud jedoch zu gleicher Zeit die Vertreter der drei Mächte zu Conferenzen ein, um die Frage der Reklamationen zu diskutiren.

Eines eigenthümlichen Zwischenfalles will ich hier noch erwähnen, da ich vergessen habe, ihn an geeigneter Stelle der ersten Reihe dieses Buches mitzutheilen. Derselbe ereignete sich Ende Januar 1862.

An Bord des englischen Postdampfers, von Habana kommend, erschien im Hafen von Veracruz der frühere Präsident Miramon in Begleitung mehrerer Freunde und Parteigenossen, unter denen sich der berüchtigte Jesuitenpater Miranda befand. Seine Absicht war augenscheinlich, die durch die fremde Invasion in seinem Vaterlande verursachten Verwicklungen auszunützen, sich an die Spitze der in den Bergen zerstreuten reaktionären Guerrillabanden zu stellen und zu versuchen, die ihm durch die Niederlage von Calpulalpam verloren gegangene Präsidentschaft wieder zu erlangen. Zahlreiche Anhänger erwarteten ihn bereits in geringer Entfernung von der Küste mit Pferden und Waffen. Alles schien seine ehrgeizigen Absichten zu begünstigen, als plötzlich der englische Commodore Dunlop ihm einen bösen Strich durch die Rechnung machte.

Bekanntlich ist Englands empfindlichster Körpertheil der

Geldbeutel. Dunlop erinnerte sich zu rechter Zeit, daß Ende 1860 Miramon gewaltsamer Weise aus dem englischen Gesandtschaftsgebäude in Mexiko 660,000 Pesos, die zur Bezahlung der englischen Schuld dienen sollten, hatte fortführen lassen. Sobald er also die ihm bereits aus der Habana gemeldete Ankunft Miramon's im Hafen von Veracruz erfuhr, widersetzte er sich trotz der Opposition Saligny's, dem dieses neue Element der Uneinigkeit äußerst gelegen kam, auf das Entschiedenste seiner Landung, nahm ihn sogar an Bord des Dampfers gefangen, ließ ihn auf sein eigenes Schiff „Challenger" bringen und nach Habana zurückschicken. Erst unter Maximilian erlangte Miramon den Wiedereintritt in die Republik, Anstellung, Ehren und — den Tod!

Es folgten die Conferenzen in dem noch in der Küstenregion gelegenen Dorfe La Soledad zwischen Manuel Doblado und dem General Prim. Die Bevollmächtigten der drei Mächte waren genöthigt gewesen, sich hierzu zu verstehen, weil Juarez sich entschieden geweigert hatte, ohne vorherigen Abschluß von Friedens-Präliminarien den Vormarsch der fremden Truppen in die gesundere Zone zu gestatten.

Folgendes ist der Wortlaut der berühmten am 19. Februar 1862 abgeschlossenen Präliminarien:

„1. In Anbetracht, daß die constitutionelle Regierung, welche gegenwärtig der Republik Mexiko vorsteht, den Commissären der verbündeten Mächte kundgegeben hat, daß sie der so wohlwollend von ihnen dem mexikanischen Volke angebotenen Hülfe nicht bedarf, da sie in sich selbst die Elemente der Kraft und der öffentlichen Meinung besitzt, um gegen jedweden inneren Aufstand sich aufrecht zu erhalten, betreten die Verbündeten unverzüglich das Gebiet der Verhandlungen, um sämmtliche Reklamationen, welche sie im Namen ihrer beziehentlichen Nationen zu erheben haben, zu formuliren.

„2. Zu diesem Zwecke, und indem die Vertreter der ver-

bündeten Mächte, wie sie es hiermit thun, betheuern, daß sie nichts gegen die Unabhängigkeit, Souveränetät und die Unversehrtheit des Gebietes der Republik zu unternehmen beabsichtigen, werden die Unterhandlungen in Orizaba eröffnet werden, und an ihnen die Herren Commissäre sowie zwei der Herren Minister der Regierung der Republik sich betheiligen, ausgenommen den Fall, daß nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft man sich dahin einige, beiderseitig abgeordnete Vertreter zu ernennen.

„3. Während der Dauer der Unterhandlungen sollen die Streitkräfte der verbündeten Mächte die drei Ortschaften Córdoba, Orizaba und Tehuacan nebst ihren natürlichen Rayons besetzen dürfen.

„4. Damit auch nicht im Entferntesten geglaubt werden könne, die Verbündeten hätten diese Präliminarien unterzeichnet, um den Durchmarsch durch die befestigten Positionen, welche das mexikanische Heer besetzt hält, zu erlangen, wird bestimmt, daß in dem unglücklichen Falle eines Abbruchs der Unterhandlungen die Streitkräfte der Verbündeten die vorgenannten Positionen räumen und wieder auf der vor jenen Befestigungen in der Richtung nach Veracruz gelegenen Linie Aufstellung nehmen sollen, wobei als äußerste Punkte auf dem Wege von Córdoba Paso Ancho, auf dem von Jalapa Paso de Ovejas gelten.

„5. Sollte der unglückliche Fall eintreten, daß die Unterhandlungen abgebrochen und die verbündeten Truppen sich auf die im vorigen Artikel angegebene Linie zurückziehen würden, so verbleiben die Hospitäler, welche die Verbündeten etwa haben mögen, unter dem Schutz der mexikanischen Nation.

„6. Am Tage, an dem die verbündeten Truppen ihren Marsch antreten, um die im zweiten Artikel bezeichneten Punkte zu besetzen, wird die mexikanische Flagge in der Stadt Veracruz und in dem Fort San Juan de Ulúa aufgehißt werden."

Durch die Ratifikation dieser Präliminarien seitens des Präsidenten Juarez und der Vertreter Spaniens, Frankreichs und Englands war die Londoner Convention zu einer Fehlgeburt geworden.

Mexiko hatte einen großen diplomatischen Sieg errungen.

Allerdings war das starke Zugeständniß gemacht worden, fremde Truppen aus der ungesunden Küstenzone in das Innere des Landes eindringen und besonders den sehr leicht zu vertheidigenden Bergpaß Chiquihuite passiren zu lassen. Andrerseits wurde aber dafür die Regierung des Präsidenten Juarez — „die constitutionelle Regierung" — förmlich anerkannt und durch den Art. 6 ein Beweis geliefert, welches Zutrauen trotz aller entgegengesetzten Verleumdungen man in die Menschlichkeit und Civilisation der sogar in der letzten Thronrede Napoléon's als Barbaren dargestellten Mexikaner setzte. Jedenfalls hätte man eine breite und bequeme Basis zur friedlichen Beilegung aller schwebenden Differenzen gewonnen, wenn nicht Frankreich von Anfang an entschlossen gewesen wäre, die Dinge zu brusquiren.

Mit einer friedlichen Lösung der Streitfrage war weder den geheimen Plänen Napoléon's III noch den ehrgeizigen Absichten der mexikanischen Verrätherbande gedient, in der Erzbischof Labastida die selbe Rolle spielte, wie der berüchtigte Don Opas, und Almonte die des Grafen Julian, welche zu Anfang des achten Jahrhunderts den Mauren unter Muza und Tarek den Weg zur Eroberung der iberischen Halbinsel bahnten. Von einem Priester der römischen Kirche ist solch' Verrath allenfalls begreiflich, denn für die katholischen Geistlichen kommen stets in erster Linie die Interressen der Mutterkirche und nach ihnen erst, wenn überhaupt, die des Vaterlandes. Vor der Hoffnung, die Güter der todten Hand zurückzugewinnen, traten alle patriotischen Bedenken in den Hintergrund, obgleich auch im Schooße des mexikanischen Clerus einzelne rühmliche Ausnahmen zu verzeichnen sind. Unverzeihlicher war das Vorgehen Almonte's, dessen Vater einer der Heroen der mexikanischen Unabhängigkeit gewesen, der von den Spaniern hingerichtete Padre Morelos. Sein eigener Name hätte ihn fortwährend an jene glorreiche Zeit erinnern müssen, denn während der Flucht vor den Truppen der Colonial-

regierung pflegte Morelos, sobald Gefahr sich näherte, seinen Begleitern zugerufen: „Llevad el niño al monte!“ — bringt das Kind in den Waldberg —, um es dort zu verstecken, so daß diesem später die beiden letzten Worte als Eigenname verblieben.

Da nun aber eine Menge von Verräthern auch im Innern des Landes thätig waren und in der Wahl ihrer Mittel, um die Sache der verhaßten Liberalen zu schädigen, sich durch keine Gewissensskrupeln beirren ließen, so gestaltete sich die Lage der Regierung zu einer doppelt schwierigen.

Nur einige Beispiele von der Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Gegenpartei ihre Zwecke zu erreichen strebte, will ich hier anführen.

Am 6. März 1862 langte die Milizbrigade aus Oaxaca in der Stadt San Andrés Chalchicomula an, um dort zu übernachten. Sie wurde in einem großen Gebäude einquartiert, das früher dem Clerus zur Aufbewahrung des ihm als Zehnten eingelieferten Getreides gedient hatte und deshalb colecturía hieß. Vorher waren die dort aufgespeicherten Munitionsvorräthe herausgeschafft und verladen worden. Die damit angefüllten Wagen und Karren nahmen nicht fern vom Gebäude Aufstellung. In demselben bereiteten gerade die Frauen der Soldaten an verschiedenen improvisirten Herden das Nachtmahl. Plötzlich, um halb neun Uhr Abends, erfolgte eine furchtbare Explosion. Der ganze Munitionspark war in die Luft geflogen und die colecturía nebst den angrenzenden Häusern in Trümmerhaufen verwandelt, viele Hunderte unglücklicher Opfer begrabend. Von tausend dreihundert zweiundzwanzig Soldaten entkamen nur hundert achtundzwanzig! Ferner starben in den Flammen vierhundert fünfundsechszig soldaderas, einige dreißig Verkäuferinnen, die sich ebenfalls im Gebäude befanden, und eine nicht genau festzustellende Anzahl von Kindern. Von den Einwohnern waren außerdem noch mehr denn fünfhundert um's Leben gekommen! Bekannte von mir, welche an jenem Abende in San Andrés Chalchicomula an-

wesend waren, sandten mir eine genaue Schilderung der grauenhaften Katastrophe.

Was aber hatte diese veranlaßt?

Die allgemeine Meinung glaubte mit Recht an ein Verbrechen. Zwischen der colecturía und dem Munitionspark war ein langer breiter Streifen Pulvers gestreut und dieser entzündet worden. Die Thäter blieben unentdeckt.

Bei einem andern Falle, welcher ein Licht wirft auf die geheimen Machinationen der Verräther, hatte ich persönlich in amtlicher Eigenschaft zu interveniren, zu einer Zeit, als die Franzosen die Maske bereits abgeworfen. Ich war damals Sekretär des Staates Querétaro. Der Versuch war gemacht worden, die Garnison zu einem pronunciamento zu verführen. Die Anstifter des Complots wurden jedoch rechtzeitig, in der Frühe des 13. Juni 1862, ergriffen. In ihrem Besitz fanden sich Dokumente vor, welche keinen Zweifel über ihre Schuld ließen. Das Kriegsgericht verurtheilte den zweiunddreißigjährigen Haupträdelsführer, einen gewissen Herrera y Castelan, früheren Adjutanten Miramon's und Emissär des Generals Tomás Mejia, der am 19. Juni 1867 zugleich mit Jenem und dem Erzherzog Maximilian auf dem Glockenberge — cerro de las campanas — sein Leben endete, nach dem Gesetze zum Tode durch Erschießen. Schweren Herzens, denn ich brauche nicht zu sagen, daß ich ein principieller Gegner der Todesstrafe bin, mußte ich die Sentenz unterzeichnen. Als sie unter der vorwiegend conservativen Bevölkerung bekannt wurde, brachte sie eine schmerzliche Aufregung hervor. Viele der angesehendsten Damen der Stadt begaben sich, mit Trauerkleidern angethan, nach dem Regierungspalast und beschworen mich, eine Strafmilderung beim Präsidenten der Republik zu befürworten. Angesichts der gefährlichen Lage des Landes durfte ich diese Bitte nicht erfüllen. In der von mir geleiteten officiellen Zeitung: „La bandera nacional" schrieb ich:

„Peinlich ist es, seinen Gefühlen Schweigen zu gebieten, um nur die kalte Vernunft sprechen zu lassen. Da die reaktionäre Partei den Makel des Verraths am Vaterlande auf sich genommen und sich zum Bundesgenossen des fremden Eindringlings gemacht hat, der gekommen ist, die Unabhängigkeit und die Institutionen der Republik zu zerstören, so würde Milde gegen die Verschwörer ein unpolitischer und unkluger Akt sein, der unberechenbares Unglück im Gefolge haben müßte. Wäre der Versuch in Querétaro nicht fehlgeschlagen, so würde die Stadt sich jetzt im Besitz Mejia's befinden und der Schauplatz entsetzlichen Mordens geworden sein."

Die Hinrichtung, der ich beizuwohnen verpflichtet war, erfolgte am 23. Juni auf dem Platze nahe der Alameda. Traurig genug, daß es der Politik nicht immer erlaubt ist, Rücksicht zu nehmen auf die Gebote der Humanität!

Ein drittes Beispiel von der verbrecherischen Handlungsweise der Verräther liefert der Tod Zaragoza's. Er starb in der Stadt, die durch Dekret des Präsidenten seinen ruhmvollen Namen angenommen hat, in Puebla, den 8. Dezember 1862, am Typhus, wie es hieß, an langsamem Gift, wie alle Welt überzeugt war. Und wer konnte dieses Gift ihm beigebracht haben, wenn nicht nach der bekannten Frage der Juristen: cui prodest? diejenige Partei, welche großen Nutzen aus seinem Tode ziehen mußte? Das letzte Wort, das den Lippen des auf Sanct Helena verscheidenden Napoleon entfloh, war „armée"; Zaragoza's letztes Wort war „patria"!

Unwillkürlich bin ich den Begebenheiten vorangeeilt. Ich kehre deshalb zum Abschluß der Friedenspräliminarien von La Soledad zurück.

Die Franzosen bezogen, in Gemäßheit des Artikels 3, als Garnison die Stadt Tehuacan. Nach kurzem Aufenthalt daselbst notificirten sie jedoch dem General Zaragoza, daß sie den Waffenstillstand für beendet ansähen und ihre früheren Stellungen

wieder einnehmen würden, um dann in voller Freiheit die Kriegsoperationen zu beginnen. Prim und Dunlop mißbilligten entschieden diesen selbstständigen Schritt eines der Verbündeten, für welchen Saligny keine andere Begründung fand, als daß das Wasser in jener Ortschaft schlecht sei. Unsere Zeitungen spotteten darüber, da, wie bekannt, Seiner Excellenz, gleich Noah, als er aus dem Kasten kam, das Wasser überhaupt nicht schmecke, es sei denn, daß zu dreiviertel Theilen ihm Cognac beigemischt werde. Dieser erste Versuch seitens Frankreichs, den Vertrag von La Soledad über den Haufen zu werfen, mißlang zwar, die Situation wurde aber dadurch um nichts gebessert; im Gegentheil verschlimmerte sie sich in Folge der Ankunft Juan Nepomuceno Almonte's, der unter Zustimmung der französischen Commissäre sich lächerlicherweise als gefe supremo de la nacion aufspielte und Dekrete erließ, die Niemand befolgte.

Seine Hauptaufgabe war, im Geheimen Propaganda zu machen für die Candidatur des österreichischen Erzherzogs Ferdinand Max. Er war der braune Vorläufer eines weißen Kaisers, ein Johannes der Täufer, der dem habsburgischen Messias den Weg bereiten sollte. Seine Sendung hatte sogar einen offiziellen Charakter, da er Träger eines Briefes von Napoléon war, in welchem dieser gewissermaßen das Programm der künftigen Monarchie vorgezeichnet hatte, denn als Almonte sich in Paris seinem Herrn, dem französischen Kaiser, empfahl, glaubte Napoléon fest, daß die Intervention sehr bedeutende Fortschritte gemacht hätte, daß Juarez gestürzt sei, und nichts übrig bleibe, als die Frage der Einsetzung einer neuen Regierung zu lösen. Im Cabinette der Tuilerieen war man weit entfernt davon zu vermuthen, daß mittlerweile Friedensverhandlungen angebahnt worden seien, die Expeditionstruppen, Gewehr bei Fuß, in mexikanischen Städten des Binnenlandes Garnison hielten, und Juarez kräftiger dastand als vorher, ausgerüstet mit einem neuen, vom Congreß erlassenen Proskriptionsgesetz gegen alle Vaterlandsverräther.

Almonte begriff, daß nur von einem Kriege die Realisation seiner Pläne zu erhoffen sei. Sein ganzes Bestreben war demnach darauf gerichtet, die Präliminarien von La Soledad umzustoßen, die für den 15. April nach Orizaba ausgeschriebenen Conferenzen zu hintertreiben und Mexiko à tout prix in einen Krieg wenigstens mit Frankreich zu stürzen.

Beschützt von einem Bataillon französischer Truppen machte er sich Anfangs März auf den Weg nach Córdoba. Kaum erhielt die Regierung des Präsidenten Juarez Kunde hiervon, so heischte sie von den Commissären die Auslieferung jenes Verräthers und stellte zu gleicher Zeit dieselbe Forderuug an den französischen Offizier, der jenes Bataillon befehligte. Die Antwort des Letzteren war eine peremptorische Weigerung. Jurien de la Gravière hielt sich für verpflichtet, das Vorgehen seines Untergebenen zu billigen, und Saligny erklärte mit lächerlicher Emphase, Niemand klammere sich vergebens, Schutz suchend, an die französische Fahne. Es genügt nach dieser Theorie, daß ein aus seinem Lande verbannter und dorthin, um Unruhen zu stiften, zurückgekehrter Verräther einen bärtigen Zuaven umarme, um der nationalen Gerechtigkeit zu entgehen. Selbst als Prim und Wyke ihre Meinung abgaben, daß das Begehren der mexikanischen Regierung betreff's Almonte's gerecht und vernünftig sei, verharrten die Franzosen bei ihrer Auffassung und führten somit den Bruch der Friedenspräliminarien herbei.

In der Sitzung, welche am 9. April die Bevollmächtigten der drei Mächte vor Eröffnung der Conferenzen mit den Vertretern der republikanischen Regierung in Orizaba abhielten, wurde definitiv das Tischtuch zwischen den Engländern und Spaniern einerseits, den Franzosen andererseits zerschnitten. Saligny erklärte, Frankreich beharre zwar bei der Londoner Convention, erkenne aber die Abmachungen von La Soledad nicht länger als bindend an. Auf Prim's Einwand, daß die fremden Truppen und die Commissäre

selbst allein kraft jener Abmachungen in Orizaba weilten, leugnete der schamlose Diplomat zuerst, dieselben überhaupt unterzeichnet zu haben, und als der spanische General, erbittert über diese Frechheit, ihm das betreffende Dokument vor die Nase hielt, auf welchem deutlich auch der Name Dubois de Saligny's zu lesen war, erwiderte dieser, die Achseln zuckend:

„Meine Unterschrift ist weniger werth, als das Papier, auf dem sie steht!"

So handelte ein Repräsentant der „ritterlichen" französischen Nation!

Jurien de la Gravière setzte hinzu, Kaiser Napoléon III. wolle durchaus eine Monarchie in Mexiko aufrichten, weil sie die einzige Grundlage einer starken und dauerhaften Regierung sei. Der „Moniteur" in Paris erklärte später officiell die Präliminarien von La Soledad als „contraires à la dignité de la France".

In einer vom selben Tage datirten Collektivnote wurde unserm Minister Doblado mitgetheilt, daß, da die Commissäre der drei Mächte nicht im Stande gewesen seien, sich über die Auslegung der Londoner Convention zu einigen, jede gemeinsame Aktion derselben fortan aufhöre. Spanien und England zogen sich von der schmutzigen Affaire zurück, um ihre Fahnen rein zu erhalten, und schifften ihre Truppen wieder ein, eine Maßregel, die sowohl durch die Regierung und die Cortes von Madrid als durch die Regierung und das Parlament von London gebilligt wurde. Nur Frankreich blieb. Außer dem mit Almonte zusammenhängenden Vorwand hatten die Franzosen noch einen andern erfunden, um ihr Zurücktreten von den Präliminarien zu begründen, nämlich die auf Befehl des Generals Zaragoza am 22. März in Chalchicomula erfolgte Erschießung des mexikanischen Generals Robles Pezuela, der, früherer Liberaler und Kriegsminister des Präsidenten Arista, später zur Reaktion übergegangen und von Juarez, weil seiner Sympathien für die Intervention verdächtig, in eine Stadt consignirt worden war,

die er sich auf Ehrenwort verpflichtet hatte, nicht zu verlassen. Nichtsdestoweniger war er von dort entflohen, um sich zu den Franzosen zu begeben. Er wurde aber in seiner Verkleidung erkannt, gefangen genommen und büßte sein Vorhaben, wie gesagt, mit dem Tode. Das Urtheil entsprach dem Gesetze. Am Wenigsten hatten die Franzosen ein Recht deßhalb zu reklamiren.

Unter der lügnerischen Behauptung, das Leben der in dem Hospital von Orizaba absichtlich zurückgelassenen, zum größeren Theil ganz gesunden Soldaten sei von den Mexikanern bedroht, unterbrach das französische Expeditionscorps den bereits nach Paso Ancho angetretenen Rückmarsch und setzte sich in den Besitz jener natürlich unvertheidigten Stadt. General Graf Lorencez mußte in einer am 20. April erlassenen Proklamation seinen Namen hergeben, um diese erbärmliche Felonie zu beschönigen. Unsere erste, stärkste, wirksamste Vertheidigungslinie, die von Chiquihuite, war damit in die Hände des Feindes gefallen, nicht nach ehrlichem Kampfe, sondern durch schnöden Verrath. Ohne sich einem Zusammenstoß mit unsern Truppen ausgesetzt zu haben, stand dieser mitten im Lande.

Als Zaragoza in Jalapa von dem Wortbruch der Franzosen Kunde erhielt, sagte er: „Mexiko nimmt den Krieg an, ohne ihn provocirt zu haben. Es kann sich rühmen, seinem Worte treu geblieben zu sein. Sein guter Glaube wurde getäuscht. Alle Nationen werden uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sollte das Schicksal uns ungünstig sein, so werden wir mit Ehren im Kampfe untergehen, die Nachwelt aber wird unsern Namen bewahren und unser Beispiel nachahmen."

Unsere zweite, von der Natur selbst angezeigte Vertheidigungslinie bildeten die sogenannten Cumbres von Acultzingo, zwischen Orizaba und San Agustin del Palmar, eine steile Anhöhe, zu der die Landstraße in Serpentinen emporführt. Leider hatten wir keine Zeit gehabt, auch diese zu befestigen. Ebenso hatte sie

uns gefehlt, dort eine genügende Anzahl Truppen und Geschütze zu concentriren. Die am 28. April daselbst gelieferte Schlacht mußte deshalb zu unserm Nachtheil ausfallen, wenn auch mexikanischerseits mit zäher Tapferkeit gekämpft wurde. Dem Vormarsch Lorencez' auf Puebla stand nichts mehr im Wege.

Daß der Angriff auf die beiden, diese Stadt beherrschenden und von schwachen Erdwerken umgebenen Forts Guadalupe und Loreto am 5. Mai 1862 zurückgeschlagen wurde, habe ich bereits früher erzählt. Almonte hatte dem französischen Heerführer die Versicherung gegeben, die Einwohner von Puebla würden ihn und seine Truppen unter Blumengewinden empfangen. Der Sieg konnte indeß, weil die mexikanischen Streitkräfte viel zu gering waren, nicht sofort ausgenützt werden. Lorencez zog sich, nachdem noch ein ohne Entscheidung gebliebenes Treffen bei Barranca Seca stattgefunden hatte, wieder nach Orizaba zurück. Dort beglückwünschte er seine Soldaten für ihre vor Puebla bewiesene Tapferkeit. Der sonderbare Tagesbefehl schloß mit den Worten, welche eine eigenthümliche Illustration durch die letzten Ereignisse erhalten hatten: „Euer Souverän selbst hat gesagt: Ueberall begleitet die Gerechtigkeit die französische Fahne!" Louis Napoléon und seiner Regierung war nun die gewünschte Gelegenheit geboten, von der Nothwendigkeit zu reden, die Ehre der französischen Waffen wiederherzustellen. Ein zweites, nahezu fünfzigtausend Mann starkes Armeecorps unter General Forey wurde in aller Eile über den Ocean entsandt.

Wohl wäre es möglich gewesen, noch vor dessen Ankunft auf dem Kriegsschauplatz die Reste der von Lorencez befehligten Truppen zu vernichten, sowie Orizaba und dann die ursprüngliche Vertheidigungslinie von Chiquihuite wieder zu gewinnen. Daß es nicht geschah, daran trug wiederum der Verrath die Schuld und gleichzeitig die Sorglosigkeit des Generals Gonzalez Ortega.

Am 5. Juni war er nach Puebla gekommen. Zaragoza bot ihm den Oberbefehl über die Ostarmee an. Ortega wies

das Anerbieten zurück; es gereiche ihm zu hoher Ehre, sagte er, den Sieger vom 5. Mai als seinen Vorgesetzten anzuerkennen. Er erhielt das Commando einer Division. Besser wäre es gewesen, er hätte sich erst später beim Heere eingefunden.

Am 13. Juni stand Zaragoza mit seinen Truppen nur eine Viertelmeile von Orizaba entfernt. Tags vorher hatte er vergebens Lorencez zur Uebergabe des Platzes aufgefordert. Gonzalez Ortega sollte mit seiner Division durch einen Flankenmarsch den jene Stadt überragenden Cerro von Tlachichilco, gewöhnlich cerro del Borrego, zu deutsch Lammberg genannt, besetzen, beim ersten Kanonenschuß, um halb zwölf Uhr Vormittags, in die Schlacht eingreifen und dem Feinde den Rückzug abschneiden. Die Terrainschwierigkeiten, welche zu überwinden waren, hatten jedoch seine rechtzeitige Ankunft verhindert. Erst bei anbrechender Nacht langte er mit seinen erschöpften Soldaten auf dem Plateau des Berges an. Der Angriff mußte demzufolge auf den 14. früh verschoben werden.

Inzwischen hatte General Lorencez durch einen von den Verräthern abgesandten und bezahlten Späher, dem es gelungen war, sich durch die mexikanischen Linien zu schleichen, Kenntniß von der Besetzung des Cerro del Borrego erhalten. Unverzüglich ordnete er einen Ueberfall an. Nach Mitternacht setzte sich eine französische Colonne unter Vermeidung jedweden Geräusches in Bewegung. Der steile Abhang wurde erklommen, ohne daß die Vorposten Ortega's die Nähe des Feindes bemerkten. Die meisten von ihnen hatten es an der nöthigen Wachsamkeit mangeln lassen. Fast ein ganzes Bataillon wurde im Schlafe überrascht und niedergemetzelt, noch ehe die Soldaten sich aufraffen und die Waffen ergreifen konnten; die Artilleristen neben ihren Kanonen erstochen. Eine furchtbare Unordnung trat ein. Nach einer dreistündigen Pause entbrannte in der Dunkelheit der Nacht von Neuem ein wildes Handgemenge. Freund und Feind waren nicht mehr zu unterscheiden. Umsonst bemühte sich Gonzalez Ortega

mit anerkennenswerthem persönlichen Muthe seine Truppen zu sammeln. Auch viele Officiere waren gefallen. Endlich blieb dem unglücklichen General nichts Anderes übrig, als mit seiner durch den Verlust von über 500 Mann gelichteten Division um 9 Uhr Morgens den Rückzug nach dem anderthalb Leguas entfernten Dorfe Jesus Maria anzutreten. Von dort datirte er den Bericht über seine Niederlage. In Folge davon mußte auch Zaragoza, der bei Tagesanbruch sein Geschützfeuer eröffnet hatte, sich während der Nacht vom 14. zum 15. rückwärts nach Tecamalucam concentriren, ohne indeß vom Feinde behelligt zu werden.

Die Regierung verlor über die Niederlage auf dem Lammberg nicht den Muth. „Die Regierung der Republik", sagte sie in einem Aufruf an das Volk, „welche sich weder durch Triumphe zur Ueberhebung fortreißen noch durch Unglücksfälle niederbeugen läßt, hat sofort die in diesem Falle gebotenen Befehle erlassen. In Folge derselben werden noch vor Ablauf von drei Wochen die verlorenen Streitkräfte ersetzt und unsre Truppen in der Lage sein, von Neuem die nur für kurze Zeit unterbrochene Offensive gegen die Eindringlinge zu ergreifen.

„Das mexikanische Volk hat sich bis heute würdig der Sache gezeigt, welche es vertheidigt; die Wechselfälle des Krieges werden nichts an seiner Ueberzeugung von der ihr innewohnenden Gerechtigkeit ändern.

„Voran dem Volke schreitet die Regierung mit einer unüberwindlichen Fahne, denn es ist die nationale, und mit dem festen Glauben, daß es das zukünftige Geschick Mexiko's ist, eine souveräne und unabhängige Republik zu sein."

Das sind mannhafte Worte; sie fanden ein begeistertes Echo in der Brust der Mehrzahl der Mexikaner.

Gonzalez Ortega aber verdiente, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Die von ihm in diesem Falle begangenen Fehler sind unverzeihlich. Erstens mußte er seinen Marsch be-

schleunigen, um unter allen Umständen zur befohlenen Stunde auf dem ihm angewiesenen Punkte einzutreffen, hätte er selbst einen Theil seiner Truppen als marode auf dem Wege liegen gelassen; sie wären später schon nachgekommen. Zweitens war es in so großer Nähe des Feindes seine Pflicht, persönlich den Vorpostendienst zu überwachen, ja er durfte gleichzeitig höchstens der Hälfte der Soldaten gestatten zu schlafen. Zwar kann der verübte Verrath als Milderungsgrund angeführt werden; zu entschuldigen ist jedoch ein General, der in solcher Weise sich überrumpeln läßt, nun und nimmermehr.

Anstatt vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, wurde dem General Gonzalez Ortega nach Zaragoza's nicht genug zu beklagendem Tode, wie ich schon weiter oben sagte, der Oberbefehl über die Ostarmee übertragen. Und wiederum trägt er die Verantwortung für das unglückliche Ende, welches, trotz aller Heldenthaten Einzelner, die Belagerung von Puebla nahm.

Daß Mexiko im Kriege gegen die fremde Invasion, speciell gegen die Franzosen, seine erste Vertheidigungslinie verlor, war, wie aus der vorhergehenden Darstellung erhellt, nicht seine Schuld, man müßte ihm denn einen Vorwurf daraus machen wollen, den Unterschriften der Bevollmächtigten einer großen europäischen Nation Glauben geschenkt zu haben. Daß aber nach dem Rückzuge Lorencez' von Puebla und nach dem fehlgeschlagenen Angriff der Mexikaner auf Orizaba die Zeit bis zum Eintreffen der Verstärkungen unter General Forey und deren Vormarsch nach dem Innern des Landes nicht vorzugsweise zur Befestigung der Linie der Cumbres von Acultzingo ausgenützt wurde, muß entschieden als ein strategischer Fehler angesehen werden.

Richtig wäre es gewesen, sämmtliche nach dem zweiten Plateau, dem von Puebla, heraufführenden Wege, vor allen die Hauptstraße über die Cumbres für Artillerie und Train, wo möglich auch für Cavallerie unpassirbar zu machen, den Feind unaufhörlich durch Flankenangriffe zu beunruhigen, ihn in wieder-

holten Scharmützeln zu schwächen, kurz dem Feldzuge weit mehr, als es geschah, vorzugsweise, beinahe ausschließlich den Charakter eines Guerrillakrieges zu geben. Regelrechte Schlachten und gar erst regelrechte Vertheidigungen regelrecht befestigter Plätze mußten thunlichst vermieden werden. Statt dessen wurde von dem ursprünglichen, leider nicht geschrieben hinterlassenen Plane Zaragoza's, der die Engpässe von Acultzingo bis zum Aeußersten zu vertheidigen beabsicht hatte, unglücklicherweise abgegangen. Gonzalez Ortega, sein Nachfolger im Commando, hielt es für angemessener, die offene Stadt Puebla zum Mittelpunkt des Widerstandes zu machen, indem er alle Truppen und sämmtliche Kriegsmittel, die ihm zu Gebote standen, in ihr concentrirte. Fast möchte man vermuthen, daß bei der Wahl dieses Punktes die abergläubische Erwägung Ausschlag gebend gewesen sei, weil einmal dort die Franzosen eine Niederlage erlitten hatten, würden sie auch das zweite Mal nicht glücklicher sein. Der spätere Mißerfolg unserer Waffen bewies das Unzutreffende dieser Annahme.

Am 27. Oktober 1862 erhielt ich vom Kriegsminister, General Blanco, den Befehl, von der Hauptstadt, wohin ich schon in der ersten Hälfte des Septembers von Querétaro zurückgekehrt war, mich zur Ostarmee zu begeben. Dem in diesem Sinne von mir an den Präsidenten Juarez gerichteten Gesuch war also gewillfahrt worden. Ueberdies hatte mich auch General Gonzalez Ortega von der Regierung direkt erbeten. Anfänglich bekleidete ich den Posten eines Generalstabschef Patoni's, der damals mit seiner Brigade in Quecholac, zwischen Puebla und Acultzingo, stand. Dieser General war mir ein lieber Freund und gleich mir Mitglied einer vom früheren Minister Ignacio Ramirez, dessen ich im ersten Theile dieses Werkes mehrfach Erwähnung gethan habe, und von mir gegründeten geheimen politischen Verbindung, welche sich über die ganze Republik ausdehnte und alle hervorragenden Männer der Fortschrittspartei in sich vereinigte. Als Aufgabe hatte sie sich gestellt, die radikalen Prin-

cipien überall zur Geltung zu bringen und ihren Mitgliedern Positionen zu verschaffen, in denen sie für dieselben erfolgreich wirken könnten.

Vor allen Dingen war es nöthig, die meist völlig ungeschulten Truppen der Brigade, unter denen sich auch einzelne von der Nordgrenze gekommene sogenannte „wilde" Indianer befanden, zu drillen und hauptsächlich im Schießen auszubilden. Gleichzeitig sandte ich, mit Erlaubniß des Generals en chef, militärische Berichte an die in der Hauptstadt erscheinende Zeitung: „El Siglo XIX". Deren Chefredakteur, Francisco Zarco, schrieb mir darüber:

„Ich hielt es für überflüssig, Ihren Namen den Correspondenzen beizufügen. Alle Leser erkennen ohnehin an dem Style den Verfasser. Ihre Berichte werden mit Heißhunger verschlungen. Nur hie und da habe ich mir, den hier herrschenden Umständen Rechnung tragend, erlaubt, den Rothstift walten zu lassen. Auch Ihre mir übermittelten leaders, so jüngst der „La mano de hierro" — die Hand von Eisen — „betitelte," — in welchem ich die Regierung zur Entfaltung größerer Energie anspornte — „haben allgemeine Aufmerksamkeit erregt und großen Beifall gefunden."

Ferner schrieb ich für das in Puebla veröffentlichte Organ des Hauptquartiers, „El fuerte de Guadalupe" — das Fort von Guadalupe geheißen, eine Reihe patriotischer Artikel. Selbstverständlich widmete ich diesen publicistischen Arbeiten nur die wenigen dienstfreien Stunden des Tages, besonders die der Nacht. Ich bin heute noch der Ansicht, daß in einem nationalen Kriege die Feder ein wirksamer, leider oft nicht genug gewürdigter Bundesgenosse des Säbels ist. Auch in anderer Weise versuchte ich sie unsern Interessen dienstbar zu machen.

Am Eingang der Aufforderung, welche am 12. Juni General Zaragoza an den mit seinen Truppen in Orizaba verschanzten Grafen Lorencez geschickt hatte, um ihn — freilich umsonst — zu einer ehrenvollen Capitulation zu veranlassen, hieß es:

„Ich habe Daten, die mich zu dem Glauben berechtigen, daß Sie und die Officiere der von Ihnen befehligten Division dem Kaiser Napoléon einen Protest gegen die Handlungsweise des Gesandten Saligny übermittelt haben, weil dieser Sie durch falsche Vorspiegelungen zu einer Expedition gegen ein Volk fortgerissen hat, das bis jetzt dem französischen Volke befreundet war."

Es unterliegt in der That keinem Zweifel, daß viele französische Officiere und Soldaten nur widerwillig gegen uns kämpften, weil ihre politischen Ansichten mit den in Mexiko herrschenden übereinstimmten, daß viele, anstatt fortzufahren, dem angeblichen Neffen des grand empereur zu dienen, mit Freuden Bürger unserer freisinnigen Republik geworden wären. Darauf fußend, verfaßte ich, nach vorher höheren Orts eingeholter Erlaubniß, in französischer Sprache eine Proklamation an unsere Gegner, in welcher ich sie im Namen der zuerst von Frankreich verkündeten liberalen Grundsätze beschwor, zu uns überzugehen, und ihnen die freundschaftlichste Aufnahme nebst gewissen materiellen Vortheilen, z. B. Landschenkungen, zusicherte.

Dieses Schriftstück wurde in Tausenden von Exemplaren, die mit meiner Unterschrift versehen waren, gedruckt, und dieselben bei jedem Scharmützel mit dem Feinde, wie wir deren viele zu bestehen hatten, weil die Brigade Patoni die weitest vorgeschobene war, von unsern Soldaten verstreut, so daß die Franzosen Gelegenheit hatten, sie aufzulesen, was um so leichter geschehen konnte, als uns der strikte Befehl ertheilt war, ernsteren Engagements aus dem Wege zu gehen und uns auf die Defensive zu beschränken.

Häufig erzielte meine Proklamation den erwünschten Erfolg. Eine Menge französischer Soldaten, namentlich vom 99. Linienregiment, meldeten sich, ein Exemplar derselben in der Hand, bei unseren Vorposten, nicht wenige sogar mit allen ihren Waffen, und wurden dann unverzüglich internirt, um im Innern des Landes die versprochenen Belohnungen zu erhalten.

Die Entschuldigung für dieses nach dem Kriegsgebrauch nicht gut zu heißende Verfahren finde ich in dem Satze: Ein Liberaler, der zur Reaktion, ein Republikaner, der zur Monarchie übergeht, ist ein Renegat; ein Reaktionär, der sich zum Liberalismus, ein Monarchist, der sich zur Republik bekehrt, ist ein Convertit. Uebrigens wurde preußischerseits 1866 im Kriege gegen Oesterreich ähnlich gehandelt. Der ungarische General Klapka weiß etwas davon zu erzählen.

Um dienstliche Aufträge für die Brigade zu besorgen, mußte ich mich wiederholt Wochen lang im Hauptquartier aufhalten. Als dort zufällig das Commando eines Sappeurbataillons vacant wurde, wie ich schon früher einmal ein solches befehligt hatte, ging ich, unter Zustimmung meines Freundes Patoni, auf den mir vom General Gonzalez Ortega gemachten Vorschlag ein, jenes von Neuem zu übernehmen und trat damit in eine mir besonders zusagende, weil meiner Stellung als Ingenieurofficier entsprechende Wirkungssphäre, ohne deshalb auf die aktive Theilnahme an den Kämpfen zu verzichten.

Abgesehen davon, daß es an und für sich schon ein Fehler war, die Vertheidigung des Landes so weit zurück, bis nach Puebla, zu verlegen, eignete sich diese Stadt am Allerwenigsten dazu, eine Belagerung auszuhalten. Auf sie vor allen paßte der fast zum Axiom gewordene Satz: belagerter Platz, genommener Platz. Inmitten einer weiten, von einzelnen Hügeln unterbrochenen Ebene gelegen, außer von den gewissermaßen als Vorstädte zu betrachtenden, mit je einer Kirche gekrönten Hügeln Loreto und Guadalupe, auch von dem etwas ferneren und höheren Berge San Juan beherrscht, von allen Seiten leicht zu umgehen und für eine vollständige Einschließung keinerlei ernstliche Terrainhindernisse bietend, konnte sie sich nicht lange halten, um so weniger als sie, gleich der Mehrzahl der mexikanischen Städte, sehr regelmäßig angelegt, mit langen, breiten, sich rechtwinklig kreuzenden Straßen und fast gleichseitigen Häuservierteln, eine Vertheidigung im Innern mittelst Barrikaden ungemein erschwerte.

Das Ingenieurcomité schlug deshalb ganz vernünftig vor, die offene Stadt nur mit einem Kranze detachirter Forts zu umgeben, um auf diese Weise den Belagerten die Möglichkeit zu belassen, das Hauptgewicht ihrer Aktion in wiederholte Ausfälle zu verlegen. Im Ganzen wurden acht solcher Forts aufgeführt, unter denen die von Loreto und Guadalupe durch ihre dominirende Lage die am Schwersten angreifbaren waren. Mir wurde der Befehl über das Fort „Hidalgo" zuertheilt, welches das frühere Kloster der Carmeliter mit dem dazu gehörenden Garten und dem städtischen campo santo zum Mittelpunkt hatte und mit 24 Geschützen armirt war. Mein unmittelbarer Vorgesetzter war ebenfalls ein Europäer, General Ghilardi, Italiener von Geburt, Freund und Waffengefährte Garibaldi's, mit welchem er unter Anderm an der Vertheidigung Roms im Frühjahr 1849 gegen den General Oudinot de Reggio Theil genommen hatte.

Nicht unangemessen scheint es mir, bei dieser Gelegenheit auf die merkwürdige Aehnlichkeit hinzuweisen, welche zwischen dem Vorgehen besteht, das damals Louis Napoléon als Präsident der französischen Republik der römischen Schwesterrepublik gegenüber beobachtete, und dem von ihm als Kaiser gegen Mexiko ins Werk gesetzten. Am 16. April erklärte der Premierminister Odilon Barrot von der Tribüne der gesetzgebenden Körperschaft herab:

„Es ist nicht die Absicht der französischen Regierung, die französische Republik zum Umsturz der römischen Republik mitwirken zu lassen, sondern nur den Einfluß Frankreichs im Interesse der Sache der Freiheit aufrechtzuerhalten und Italien gegen die Streitkräfte Oesterreichs zu beschützen."

Beim Anlangen des französischen Expeditionscorps auf italienischem Boden, in Civita Vecchia, am 24. April wurde folgende Proklamation erlassen:

„Die Regierung der französischen Republik, stets von einem sehr freisinnigen Geiste beseelt, erklärt das Votum der Mehrheit

der römischen Bevölkerung achten zu wollen und kommt in freundschaftlicher Weise auf ihr Gebiet, um den ihr gebührenden Einfluß zu wahren. Sie ist außerdem fest entschlossen, dieser Bevölkerung keine Form der Regierung, die nicht von ihr selbst gewählt sei, aufzuerlegen."

Glaubt man sich nicht, nach diesem Dokumente, in das Jahr 1862 und nach Veracruz versetzt?

Zwei Tage darauf, am 26. April 1849, bestätigte Oudinot diese Proklamation durch eine zweite, worin es hieß: „Bewohner der römischen Staaten! Unser Zweck ist nicht, einen bedrückenden Einfluß auf Euch auszuüben und Euch eine Regierung aufzuzwingen, die Euren Wünschen nicht entspricht!" Dabei hatte er aber bereits in seiner Tasche die geheime Ordre, unter allen Umständen, auch mit Anwendung von Gewalt, in Rom einzudringen, die republikanische Regierung zu stürzen und den Papst auf seinen Thron zurückzuführen. Nach einer unerwarteten Niederlage verletzte er zunächst den abgeschlossenen Waffenstillstand, besetzte unter dem Vorwand der Rücksicht auf die Gesundheit seiner Truppen verrätherischerweise einen Rom beherrschenden Berg und gelangte am 30. Mai in den Besitz der ewigen Stadt. Mit der römischen Republik war es zu Ende.

Auch an dem Zuge der „Tausend" nach Marsala, an der Eroberung des Königreichs beider Sicilien sowie an der unglücklichen Schlacht bei Aspromonte hatte Ghilardi sich betheiligt und war nun nach Mexiko gekommen, um der Republik seine Dienste gegen die glühend von ihm gehaßten Franzosen anzubieten. Mein Freund, der Chefredakteur des „Siglo XIX.", hatte ihn mir besonders empfohlen, und durch mich war Ghilardi, ein ältlicher, hagerer, bereits graubärtiger aber jugendmuthiger Freiheitskämpfer, dem General en chef vorgestellt worden. Stets bewunderte ich seine heißblütige, stürmische Tapferkeit. Nach dem Falle von Puebla gelang es ihm, sich eine Zeit lang verborgen zu halten. Später wurde er in der Stadt Aguascalientes, wo-

hin er sich begeben hatte, von den Franzosen entdeckt, vor ein Kriegsgericht gestellt, summarisch verurtheilt und ohne weitere Formalitäten erschossen, weniger wegen seiner Eigenschaft als mexikanischer General denn als früherer Garibaldianer.

Vor Beginn der Belagerung herrschte ein überaus reges nicht nur militärisches, sondern auch gesellschaftliches Treiben in Puebla. Gonzalez Ortega, seinem heiteren Naturell folgend, gab das Beispiel dazu. Bankette und Festlichkeiten aller Art waren an der Tagesordnung; bei manchen fehlte auch das von ihm sehr verehrte weibliche Element nicht, obgleich ich nicht gerade behaupten will, daß es immer prima Qualität gewesen sei. An den meisten seiner lebenslustigen Vertreterinnen war es vielmehr leicht, einen, wohl auch mehrere dunkle Flecke wie bei den Pfirsichen in der „Cameliendame" von Dumas fils zu entdecken. Gonzalez Ortega war der Ansicht, die mir bis zu einem gewissen Grade Billigung zu verdienen scheint, daß im Kriege der Soldat, der sich ja eigentlich fortwährend am Vorabend des Todes befindet, ein um so größeres Anrecht besitze, das Leben zu genießen. Er hielt es für ganz in der Ordnung, daß im Gefolge von Mars auch Venus anzutreffen sei. Für den schweren Ernst der damaligen Lage Mexikos paßte freilich ein derartiges Treiben wenig.

Seine Obliegenheiten als kommandirender General glaubte er aus dem Grunde etwas leichter nehmen zu dürfen, ohne daß ich ihm den Vorwurf machen will, sie direkt vernachlässigt zu haben, weil ihm als Quartiermeister, gleichbedeutend mit Generalstabschef oder Zweiter im Commando, der alte General José Maria Gonzalez de Mendoza zur Seite stand, ein wirklicher Militär, der eine tüchtige Erziehung, unter Anderem in der Pariser polytechnischen Schule, genossen und sich nicht gewöhnliche Kenntnisse in seinem Beruf erworben hatte, dabei als gebürtiger Poblaner Stadt und Umgegend genau kannte. Leider war er fast ausschließlich Theoretiker. Alle möglichen Abhandlungen über

TAYLOR INST. OXFORD

Kriegskunst waren von ihm durchstudiert worden. Mit Vorliebe citirte er ganze Seiten daraus, verstand es aber wenig, deren Regeln richtig anzuwenden und den jeweiligen Verhältnissen anzupassen. Dabei war er entsetzlich eitel, nahm von Niemandem einen Rath an, hielt sich selbst für ein unvergleichliches lumen und hatte auch Gonzalez Ortega diese Ueberzeugung beizubringen gewußt, so daß Letzterer mehr, als es wünschenswerth war, sich von ihm beeinflussen und leiten ließ.

So war es General Mendoza, welcher ihm den verhängnißvollen Rath ertheilte, allmälig, und zwar schon unter dem Feuer der Belagerer, die zwischen den detachirten Forts befindlichen Intervalle durch passagère Befestigungen zu schließen und damit der offenen Stadt den Charakter einer Festung, wozu sie aller Elemente entbehrte, zu verleihen. Ebenso war er es, der jeden Ausfall für fehlerhaft erklärte, hierdurch die Garnison zur reinen Defensive verdammte, ihre Kampflust abschwächte und dem Gegner Zeit ließ, ungestört nicht nur die Umschließung zu vollenden, sondern seine Linie so stark zu befestigen, daß ein Durchbruch auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen mußte.

Und doch mußte der Versuch eines solchen zu einer mit jedem Tage gebieterischer auftretenden Nothwendigkeit werden. Ein Heer, das sich in dieser Weise einschließen läßt, ist auch durch die heldenmüthigste Tapferkeit nicht zu retten.

Gonzalez Ortega hatte, wie er es selbst später eingestand, fest darauf gerechnet, daß der Feind, anstatt den Platz formell zu belagern, ihn, ohne zeitraubendes Anlegen von Laufgräben, zu erstürmen trachten würde. In Folge dieser, sich als irrig erweisenden Voraussetzung war Puebla und seine Garnison nur für etwa dreißig Tage mit Proviant und Munition versehen worden. Außerdem hatte man verabsäumt, rechtzeitig die Civilbevölkerung zum Verlassen der Stadt zu zwingen, so daß sich zuerst bei dieser, von der etwa 40—50,000 Personen zurückgeblieben waren, bittere Noth einstellte, und später die Truppen selbst trotz wieder-

holt und bisweilen erfolgreich in den einzelnen Häusern vorgenommener Requisitionen an dem Nöthigsten empfindlichen Mangel zu leiden begannen. Um so schlimmer war diese Unterlassung, als innerhalb der sehr klerikalen Stadt, wie wir zu spät in Erfahrung brachten, Verräther weilten, die durch combinirte, schwer controlirbare telegraphische Zeichen dem Feinde Mittheilungen machten. Die Franzosen, durch die Niederlage Lorencez' gewitzigt, hatten, im Widerspruch mit ihrer gewohnten Kriegsweise, sich nach einigen theilweise erfolglosen Stürmen, auf das Abwarten verlegt, nämlich auf das Abwarten, daß uns die letzten Nahrungsmittel ausgingen.

Dem Uebelstande hätte allerdings durch ein thatkräftiges Eingreifen des zwischen Puebla und Mexiko mit dem Hauptquartier in San Martin Texmelucam postirten, vom General Ignacio Comonfort, den Juarez, da es sich um die Vertheidigung des Vaterlandes handelte, wieder in Gnaden aufgenommen hatte, befehligten Armeecorps des Centrums abgeholfen werden können, sei es, daß derselbe einen Durchbruch unsererseits durch einen gleichzeitigen Angriff auf die Belagerer unterstützt, sei es, daß er, selbst unter den größten Opfern, einen Convoy mit Lebensmitteln uns zugeführt haben würde.

Leider scheinen zwischen ihm und Gonzalez Ortega Rivalitäten mitgespielt zu haben. Dieser hatte von Anfang an darauf gedrungen, daß entweder ihm oder Jenem der Oberbefehl über unsere gesammten Streitkräfte übergeben werden möchte, indem er mit Recht die Einheit im Commando für unerläßlich hielt, denn eine Theilung der Verantwortlichkeit für den Ausgang der Campagne unter zwei Generale könne leicht dahin führen, daß ein Jeder von ihnen in erster Linie seine eigne zu retten suchen werde. Schon in den ersten Tagen des Februar hatte er demgemäß der Regierung den Vorschlag unterbreitet, die beiden Heerkörper sollten sich als gegenseitige Hülfscorps betrachten, anstatt unabhängig von einander zu operiren. Unbegreiflicherweise wurde

aber dieser vernünftige Vorschlag von der Regierung nicht acceptirt, und Comonfort's selbstständiges Vorgehen trug erheblich dazu bei, den Fall Puebla's herbeizuführen. Zwar wurde von ihm am 8. Mai ein Versuch gemacht, die Aufmerksamkeit des Feindes durch einen Vorstoß gegen Bazaine von uns abzulenken; der Versuch schlug indessen fehl, wie ich später noch Anlaß finden werde, es genauer zu erzählen. Wir staken freiwillig in einer Mäusefalle.

Obgleich, was bisher über die Belagerung von Puebla in Europa bekannt geworden ist, fast ausschließlich aus französischen, also parteilichen Federn stammt und vielfacher, wesentlicher Berichtigungen bedarf, so würde es mich doch zu weit führen, wollte ich den ganzen Verlauf derselben, welche volle zweiundsechszig Tage dauerte, und an der ich von Anfang bis zu Ende einen vielleicht nicht ganz unrühmlichen Antheil genommen habe, hier mit allen ihren meist furchtbaren und blutigen Episoden schildern. Ich begnüge mich daher, allein von denjenigen ausführlicher zu sprechen, bei welchen ich persönlich mitgewirkt habe.

Am 15. März, traf von Orizaba kommend, das etwa 40,000 Mann starke französische Expeditionscorps, denen sich mehrere tausend bewaffneter Verräther angeschlossen hatten, in dem Städtchen Amozoc und in den Ortschaften Las Animas und Chachapam ein. Tags darauf marschierte es in drei Colonnen, jede aus den drei Waffen zusammengesetzt, unter ausreichender Flankendeckung auf Puebla los. Am 16., dem zehnten Geburtstage des kaiserlichen Prinzen Eugen Louis Napoléon, um 9 Uhr Morgens begrüßte der Platz vom Fort Guadalupe aus den Feind mit dem ersten Kanonenschuß. Da unsererseits, außer der Entsendung einiger berittener Guerrillas, keine Schritte gethan wurden, ihn durch einen Ausfall an seinem langsamen Vorrücken zu hindern, so konnte er, außer Schußweite die Stadt umkreisend, auf die nach der Hauptstadt führende Straße gelangen, sich am 18. Mittags auf dem Cerro de San Juan festsetzen,

den wir nicht in unsern Befestigungsrayon hatten einbeziehen können, und somit uns die Rückzugslinie verlegen. General Forey errichtete auf jenem Cerro sein Hauptquartier.

Wenige Tage vor dem Anmarsch des Feindes hatte ich den Befehl erhalten, die Kirche des Dorfes Santiago, welches am Fuße jenes Berges liegt, zu unterminiren, da dieselbe voraussichtlich von einem französischen Corps als Kaserne benutzt werden würde. Die Arbeit wurde mit aller nöthiger Vorsicht im Dunkel der Nacht vollendet, und die Minen durch Drähte mit einem Vorwerk des Forts Hidalgo in Verbindung gesetzt. Die männliche Bevölkerung des Dorfes war vorher gezwungen worden, dasselbe zu verlassen, so daß ich hoffte, unsere geheimnißvolle Arbeit sei unbemerkt geblieben. Dem war aber nicht so. Irgend ein Verräther mußte sie beobachtet und dem Gegner Anzeige davon gemacht haben. Die Mine versagte, als sie im geeigneten Augenblick zum Springen gebracht werden sollte, ihren Dienst; die Drähte waren durchschnitten worden. Tausende von Feinden entgingen auf diese Weise einer sonst sicheren Vernichtung.

Als Officier mußte ich diesen Fehlschlag beklagen; vom rein menschlichen Standpunkte durfte ich es nicht. Ist aber der Krieg nicht an und für sich etwas Unmenschliches? Und doch war der von Mexiko geführte ein heiliger, denn es galt die Freiheit und die republikanischen Institutionen zu vertheidigen gegen das frevelhaft unternommene Attentat, das Land gewaltsam zu Gunsten eines fremden Herrschers zu monarchisiren.

Bei Tagesanbruch des 20. März begann aus zwei Mörser-Batterieen das Bombardement. Bis auf den Hauptplatz der Stadt flogen die Geschosse, ohne indeß erheblichen Schaden zu verursachen. Nur unter den Todten im campo santo des Klosters Cármen richteten sie eine große Verheerung an. In Mexiko wie in Spanien ist es Brauch, die Leichen in sogenannte Nischen zu begraben, die, je eine der Größe des Sarges entsprechend, in vier bis fünf übereinander liegenden Reihen in den tiefen steinernen

Mauern, welche die Friedhöfe umgeben, angebracht sind. Dasselbe war im campo santo des Cármen der Fall. Als nun dieser von den feindlichen Batterien beschossen wurde, schlugen manche Granaten in die Gräberwände ein und crepirten daselbst, die Särge zersplitternd und die Leichname in grauenhafter Weise zerreißend. Um dem Ausbruch contagiöser Krankheiten vorzubeugen, mußten diese von meinen Soldaten, die sich mit Chlor getränkte Tücher vor Mund und Nase gebunden hatten, in aller Eile eingescharrt werden.

Ein reizendes, achtzehnjähriges Mädchen, mit dem ich mich kaum acht Tage vorher im fröhlichen Tanze gedreht hatte, war plötzlich, ohne daß ich Kenntniß davon erhalten, gestorben, und seine Leiche nach dem Cármen überführt worden. Ein französisches Geschoß öffnete die Ruhestätte, die seine letzte hatte sein sollen, und legte den noch wenig verwesten, in ein langes weißes Gewand gehüllten Körper blos. Das Gesicht mit einem durchsichtigen Schleier bedeckt, einen Kranz verwelkter Blumen auf den dunkeln Locken, die Hände über der Brust gefaltet, so lag das Mädchen vor mir. Während rings um mich die Kugeln niedersausten, und die eigenen Kanonen denen der Franzosen donnernde Antwort gaben, murmelte ich unwillkürlich die Worte vor mich hin: „So sehe ich Dich wieder!"

Ich erinnere mich nicht, jemals einen so peinlichen Augenblick gehabt zu haben. Das Eigenschaftswort „todt" schien hier wirklich eine Steigerung in den Comparativ zu erleiden.

Nicht alle meine Officiere hatten früher schon im Feuer gestanden. Ich durfte mich deshalb nicht wundern, daß mein Adjutant, ein junger Mann aus vornehmer Familie, im Kugelregen nicht die nöthige Kaltblütigkeit bewahrte. Um ihn von seiner Angst zu curiren, ließ ich ihn eines Tages neben mich auf eine Bastion steigen, um ihm eine Ordre zu ertheilen. Kaum hatten die in Schützengräben versteckten französischen Chasseurs uns wahrgenommen, so richteten sie ihre Schüsse gegen uns.

Rechts und links schwirrten pfeifend die Chassepotkugeln um unsere Köpfe, zum Glück, ohne uns zu treffen. Mein armer Adjutant zitterte wie Espenlaub. Was würde er nicht darum gegeben haben, wenn ich ihm erlaubt hätte, sich aus der exponirten Stellung zurückzuziehen! Ich hielt ihn aber fest an einem Knopfe seiner Uniform und fuhr fort, gleichmäßig den Tagesbefehl zu diktiren, den er mit Bleistift in sein Taschenbuch einschreiben mußte. Da schlug neben uns eine Granate in den Boden und überschüttete uns platzend mit der aufgewühlten Erde.

„Hätten Sie mit Tinte geschrieben," sagte ich lachend zu meinem Adjutanten, mit einer Reminiscenz an Napoléon I. aus der Belagerung von Toulon, „so würde der Feind Ihnen die Mühe erspart haben, Streusand auf die Schrift zu schütten! Sie sehen, die Sache ist nicht immer so gefährlich."

Auch er stimmte mit bleichen Lippen in mein Lachen ein. Die Cur hatte angeschlagen. Ich fand keine Veranlassung mehr, ihm wegen Mangels an Muth Vorwürfe zu machen. Freilich wurde der Arme schon wenige Tage darauf erschossen. Es geschah bei der Vertheidigung des Forts Iturbide, wo er an meiner Seite fiel.

Die Franzosen hatten dieses am westlichen Ausgange der Stadt, nahe der garita von Mexiko, jenseits der Alameda, gegenüber dem Cerro de San Juan gelegene Fort für ihren ersten ernstlichen Angriff ausersehen. Demselben diente als Mittelpunkt das feste Gebäude des Gefängnisses — penitenciaria — von San Javier, dessen Höfe und Gallerien eine zweite Vertheidigungslinie bildeten, und war mit 30 Geschützen armirt. 2000 Mann war die Besatzung stark. Am 22. März hatten die Franzosen ihre erste Parallele fertig gestellt. Viele Tausende von Indianern, die sie aus den benachbarten Ortschaften zusammengetrieben, waren gezwungen worden, daran zu arbeiten. Am nämlichen Tage eröffneten mehrere Batterien mit gezogenen Geschützen außer den beiden schon erwähnten Mörser-Batterien

ein convergirendes Feuer auf das Fort. Ein Theil unserer Kanonen wurde demontirt und eine breite Bresche gelegt, die jedoch schnell wieder ausgefüllt wurde. Mit kurzen Unterbrechungen dauerte der Kampf die nächsten Tage und Nächte hindurch fort. Am 24. erhielt ich Ordre, mit meinen zapadores nach San Javier zu eilen. Das Fort war beinahe schon zusammengeschossen, ein Drittel der Geschütze unbrauchbar geworden. Hunderte von Todten und Verwundeten bedeckten den Boden — Tod und Vernichtung rings umher! Meine Aufgabe war, die Befestigungen wieder auszubessern und innerhalb der Alameda neue aufzuwerfen. Am 25. März war vom Feinde die dritte Parallele nebst den Approchen vollendet. Der erste Sturm, welchen die Zuaven um 8 Uhr Abends unternahmen, wurde, unter großen Verlusten auf beiden Seiten, abgeschlagen, ebenso der gegen drei Uhr Morgens versuchte zweite. Ein längerer Widerstand war jedoch unmöglich geworden. Die noch tauglichen Geschütze wurden auf Befehl des Generals en chef zurückgezogen; das Gleiche geschah mit den Munitionsvorräthen. Am Nachmittage des 29. begann der dritte Sturm, nachdem das Artilleriefeuer nicht einen Augenblick die ganze Zeit über geschwiegen hatte. Es kam zum wildesten Handgemenge, an dem auch ich mit meinem Bataillon theilnahm. Fortwährend kämpfend mußten wir uns auf die rückwärts gelegenen manzanas — Häuserviertel — zurückziehen. Vorher hatten wir in dem verlassenen Fort Minen gelegt. Sie explodirten, als die ersten Zuaven eindrangen, und begruben sie unter den zusammenstürzenden Trümmern. Fort und penitenciaria stellten eine große wüste Ruine dar.

Das war ein theuer erkaufter Sieg für die Franzosen. Wir hatten im Ganzen über 700 Mann, darunter etwa 100 Gefangene, verloren; der Feind aber eine weit größere Anzahl, und trotz aller seiner Bemühungen gelang es ihm nicht, weiter vorzudringen, da wir jedes einzelne Häuserviereck in eine neue schwer einnehmbare Festung umgewandelt hatten. Nur sechs manzanas im

Ganzen mußten wir ihm später nach verzweifelten, zum Theil unter der Erde geführten Kämpfen überlassen.

Am 31. begaben sich die Vize-Consuln der Vereinigten Staaten und Preußens — Letzterer war ein mir seit Jahren bekannter Herr Berkenbusch — mit Erlaubniß des Generals Gonzalez Ortega unter Vorantragung der Parlamentärflagge ins französische Hauptquartier, um von Forey die unsererseits bereits zugestandene Erlaubniß zu erwirken, daß die Frauen, Kinder, Greise und Kranken die Stadt verlassen dürften. Der französische General erwiderte, daß er gerade von deren Verbleib in Puebla einen moralischen Druck auf die Garnison erwarte, durch welchen diese leichter zur Uebergabe des Platzes bewogen werden möge, und schlug die Bitte rundweg ab.

Seine Berechnung wurde zwar getäuscht. Trotzdem konnten wir uns nicht verhehlen, daß, so lange an dem unsinnigen Plane einer vorwiegend passiven Defensive fest gehalten werde, der endliche Ausgang ein unglücklicher sein müsse. Wiederholt bemühten sich einzelne Generale auf Gonzalez Ortega einzuwirken, um ihn zu bestimmen, einen Durchbruch der feindlichen Umschließungslinie zu wagen. Sie hielten es für vortheilhafter, die Stadt Puebla aufzugeben und einen Theil der Besatzung zu opfern, wenn nur der Rest unserer Truppen für die weitere Vertheidigung des Landes erhalten bliebe. Gonzalez Ortega war der entgegengesetzten Ansicht. Er stützte sich dabei auf den wohl zu eng ausgelegten Befehl der Regierung, die ihm keine andere Instruction ertheilt habe als die in den zwei Worten zusammengefaßte, „Vertheidige Puebla!“ Er hatte allein vor Augen, die Ehre der mexikanischen Waffen zu retten, und das könne nur geschehen, wenn er bis zum letzten Stücke Brots, bis zur letzten Patrone aushielte.

Es wurde also weiter gekämpft.

Glücklicher und ebenso ruhmvoll wie die Vertheidigung des Forts Iturbide gestaltete sich die des Klosters Santa Inés, das

durch eine Reihe von mir ausgeführter passagèrer Werke mit dem Carmén — Fort Hidalgo — verbunden worden war.

In der Nacht vom 24. zum 25. April flogen nacheinander zwei vor demselben liegende Häusergruppen, welche die Franzosen unterminirt hatten, in die Luft. Ein Theil des darin postirten Bataillons, mehr denn 60 Soldaten, fand dabei den Tod. Unmittelbar darauf begann die Beschießung des Klosters. Die Umfriedigungsmauer sank bald in Trümmer; das erste Zuavenregiment besetzte den Klostergarten. Da alle Mauern des Gebäudes mit Schießscharten versehen und auf der flachen azotea Feldgeschütze aufgestellt waren, so richteten unsere Kugeln ein furchtbares Blutbad unter den Angreifern an. Um 10 Uhr Vormittags traf ich mit meinem Corps in Santa Inés ein. Aus den plötzlich geöffneten Thoren des Klosters stürzten wir vorwärts in den Garten und vertrieben mit dem Bayonett die Zuaven aus demselben. Dann aber langsam zurückweichend, ließen wir diese hinter uns her in die Kreuzgänge und inneren Höfe eindringen. In diesem Augenblick befahl ich mit bereit gehaltenen, aus den Fenstern, aus dem obern Stockwerk, dessen Fußboden zum Theil ausgehoben war, und vom Dache herabgeworfenen Sandsäcken alle Ein- und Ausgänge zu verstopfen, und nun begann eine wahre Metzelei unter den Feinden, denen jeder Rückzug abgeschnitten war. Auf ihre Häupter regnen Handgranaten herab; aus jedem Corridor, aus jeder Thür blitzen ihnen Gewehrläufe entgegen. Verzweifelnd suchen sie sich zu wehren. Mit Löwenmuth vertheidigen sie sich. Umsonst! Zu Hunderten werden sie im Haupthofe niedergestreckt. Haufenweise thürmen die Leichen sich auf. Der Rest, wenn ich nicht irre, 130 Mann und 7 Officiere, mußte sich ergeben.

Ich müßte meine Feder in Blut tauchen, wollte ich wahrheitsgetreu diese grauenhafte Szene schildern.

Mittlerweile sank die Nacht herab und machte dem grausamen, aber unvermeidlichen Kampfe ein Ende. Außerhalb des

Klosters, in dem von Schützengräben durchquerten Garten lagen nicht allein viele todte, sondern noch mehr verwundete Franzosen. Wimmernd streckten diese ihre Hände zu uns empor. Mit brechender Stimme flehten sie: „de l'eau! de l'eau!“, um ihren brennenden Durst zu löschen. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, sie hilflos verkommen zu lassen. Schnell sammelte ich um mich einige Soldaten, hieß jeden eine Laterne nehmen und stieg in den Garten, der der Schauplatz eines erbitterten Handgemenges gewesen war, hinab. Schon hatten wir mehrere Verwundete in das Gebäude zurückgebracht, unter ihnen einen Hauptmann des ersten Zuavenregiments, Namens L'Alouette, dem eine Kugel den rechten Arm zerschmettert hatte: da begannen die Franzosen, welche immer noch die gegenüberliegende manzana besetzt hielten, auf uns zu schießen, obgleich sie doch sahen, daß es sich um ein Werk der Menschenliebe handelte, welches ihren eigenen Kameraden zu gut kam. Schweren Herzens mußte ich meine Samariterarbeit einstellen, waren doch Einige meiner eignen Leute, sogar zwei meiner Officiere dabei verwundet worden, und die Uebrigen ihrem Schicksal überlassen.

Die von uns Geretteten wurden sofort auf Tragbahren in das Lazareth geschafft, wo unsere Aerzte ihnen die sorgsamste Pflege angedeihen ließen. Dem Hauptmann L'Alouette mußte der Arm amputirt werden. Ich besuchte ihn bisweilen und konnte ihm manchen kleinen Dienst leisten. Als er einigermaßen wieder hergestellt war, wurden er und die übrigen Gefangenen ausgewechselt. Beim Abschied überreichte er mir seine Karte, auf welche er mit der linken Hand einige Zeilen geschrieben hatte, worin er alle seine Kameraden beschwor, falls ich selbst in Gefangenschaft gerathen sollte, mir die ihm bewiesene Freundlichkeit zu vergelten. Er hatte leider richtig vorausgesehen, was später eintrat. Die Karte, welche ich noch heute besitze, weshalb ich mich so genau seines Namens erinnere, ist mir in der That von Nutzen gewesen. Häufig wurde mir, wo ich Gelegenheit

fand, sie vorzuzeigen, eine rücksichtsvollere Behandlung seitens des Feindes zu Theil.

Die von uns gemachten Gefangenen wurden viel besser behandelt, als dies mit den unsern geschah, welche beim Sturme auf San Javier in die Hände der Franzosen gefallen waren. Diese mußten an den Verschanzungen arbeiten und erhielten nur ungenügende Verköstigung, obgleich es draußen an Lebensmitteln wahrhaftig nicht fehlte; bezüglich der ersteren hatte General Gonzalez Ortega den unter den obwaltenden Umständen besonders anzuerkennenden humanen Befehl gegeben, ihre traurige Lage thunlichst zu erleichtern und es ihnen an nichts fehlen zu lassen. In den Briefen, welche sie an ihre Kameraden im Belagerungscorps sowie an ihre Familien in Frankreich schrieben, gaben sie ihrer Dankbarkeit in lebhaften Worten Ausdruck und gleichzeitig dem Wunsche, der freilich nicht in Erfüllung gehen sollte, daß der unselige Krieg bald ein Ende nehmen und die Freundschaft, welche früher zwischen den beiden Nationen bestanden, wiederhergestellt werden möge. Am 4. Mai schloß unser General en chef durch Vermittelung eines seiner Adjutanten mit Forey ein Uebereinkommen ab, welches die Bestimmungen enthielt, denen gemäß die Auswechslung der Gefangenen zu bewerkstelligen sei. Diese erfolgte Tags darauf um 12 Uhr Mittags. Da die Anzahl der in unserer Gewalt befindlichen Franzosen um 26 Mann größer war als die der Mexikaner in Händen des Feindes, so brauchten eigentlich diese 26 Zuaven nicht ausgeliefert zu werden. Nichtsdestoweniger wurden auch sie zurückgesandt. Der französische Heerführer konnte nicht umhin, dem General Gonzalez Ortega brieflich seinen tiefgefühlten Dank für diesen Akt der Ritterlichkeit auszusprechen.

Trotz mehrfacher Befehle, bei den Lebensmitteln und der Munition die möglichste Sparsamkeit walten zu lassen, erschöpften sich diese mehr und mehr. Wir mußten uns die größten Entbehrungen auferlegen. Schon seit vielen Tagen waren die Rationen

auf die Hälfte herabgesetzt worden. Die letzten Maulthiere waren geschlachtet. Wir nährten uns jetzt hauptsächlich von Bohnen. Brod war ein seltener Leckerbissen geworden Schlimmer noch als die Garnison war die Civilbevölkerung daran. Unter den ärmeren Familien wüthete der Hunger. An Munition war ein so großer Mangel eingetreten, daß unser Feuer immer langsamer wurde und nur sporadisch sich vernehmen ließ. Zum Glück hatte der Feind seit dem abgeschlagenen Sturme auf Santa Inés, das inzwischen stärker denn vorher von mir befestigt worden war, keinen neuen gewagt. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß der Platz nicht zu erstürmen sei. Wie ergrimmt Forey über unsern hartnäckigen Widerstand war, geht aus der Mittheilung hervor, welche er in einer von ihm nachgesuchten Conferenz einem Adjutanten des Generals Gonzalez Ortega machte, um sie diesem zu übermitteln. Er sagte ihm:

„Die Vertheidigung Pueblas ist eine ungewöhnliche, bis zu einem gewissen Punkt barbarische und von der modernen Civilisation verdammte, denn die Gebäude und Häuser der Stadt sinken nutzlos nach und nach in Asche und Ruinen. Sie scheint keinen andern Zweck mehr zu haben, als dem General en chef und der Garnison einen Namen zu machen. Einen solchen haben sie sich bereits errungen. Die Verwüstungen, welche der Krieg in der Stadt verursacht, sind demnach überflüssig. In Europa ist es nach der heutzutage bei den Belagerungen geltenden Praxis, Brauch, daß, sobald die äußere Linie eines Platzes durchbrochen ist, die Vertheidiger desselben mit den Belagerern in Unterhandlungen treten, um eine ehrenvolle Capitulation zu vereinbaren. Eine solche will ich dem General Ortega und der Garnison, welche vollauf ihre Pflicht gethan hat, gern zugestehen. Sagen Sie ihm, daß es nothwendig ist, dieser entsetzlichen Lage ein Ende zu machen, und daß dies zum großen Theile von ihm abhängt. Er soll sich zum Präsidenten der Republik erklären, und die Sache ist beendet; oder er gebe seine Zustimmung, daß neue

Wahlen für den Posten der obersten Behörde der Nation vorgenommen werden, und die Sache ist gleichfalls beendet. Sollten, um eines oder das andere dieser Projekte durchzuführen, Schwierigkeiten auftauchen, so würde das französische Heer ihn unterstützen. Nimmt er diese Vorschläge nicht an, so möge er mir andere machen, gleich ehrenvoll für Frankreich und für Mexiko, denn ich glaube nicht, daß General Ortega mir Etwas vorschlage, was einer oder der anderen der beiden Nationen unwürdig sei. Zum Wenigsten möge er sich bereit erklären, eine Conferenz mit mir zu haben, die an dem von ihm selbst zu bestimmenden Orte stattfinden soll. Unter allen Umständen werde ich den Platz einnehmen, mag ich auch noch so lange vor seinen Mauern stehen, denn Frankreich ist beständig in seinen Unternehmungen, und ich bin das treue Echo seiner Gefühle. Ueberdies habe ich von Familien, denen es gelungen ist, sich aus der Stadt zu flüchten, erfahren, daß den Vertheidigern die Lebensmittel ausgegangen sind, obgleich sie auch schon über alle, die sich im Privatbesitz befanden, verfügt haben."

Auf diese eigenthümlichen Vorschläge, die eine Aufforderung zum Treubruch enthielten, erwiderte Gonzalez Ortega, daß er sie zurückweisen müsse, weil sie eine Intervention Frankreichs in die innere Politik Mexikos involvirten und ihn die Rolle eines Usurpators spielen lassen wollten. Eine Conferenz mit Forey erachte er als zwecklos, auch habe er von der legitimen Regierung keine Vollmacht erhalten, über politische Angelegenheiten zu verhandeln.

Von dieser Auffassung ging Ortega auch dann nicht ab, als ihm von Forey der Sieg mitgetheilt wurde, welchen Bazaine am 8. Mai bei San Lorenzo über General Comonfort erfochten hatte. Letzterer hatte es unverantwortlicherweise unterlassen, uns von seinem beabsichtigten Angriff in Kenntniß zu setzen. Das Schriftstück schloß mit folgenden Worten:

„Ich theile Ihnen diese Waffenthat nur aus dem Grunde

mit, weil ich die Hoffnung hege, daß sie dazu beitragen wird, den Blinden, welche sich weigern, an die ehrlichen Absichten Frankreichs zu glauben, die Augen zu öffnen." — Sonderbare Methode, durch Kanonen- und Flintenkugeln uns zum Sehen verhelfen zu wollen! — „Frankreich will nichts weiter als die verständigen Männer in Mexiko unterstützen, auf daß sie in diesem unglücklichen, durch den Bürgerkrieg zu Grunde gerichteten und verheerten Lande die Ordnung, gepaart mit der Freiheit wiederherstellen. Gebe der Himmel, daß meine Hoffnungen für die Zukunft Mexikos nicht getäuscht werden mögen!"

Noch entschiedener als in der früheren betonte Ortega in seiner Antwort auf diese Zuschrift den festen Entschluß, keine fremde Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Republik zu dulden. Alles für diesen Zweck vergossene und noch zu vergießende Blut würde erfolglos bleiben. Diese Erklärung ist um so würdiger, als ihm unbekannt war, daß Forey wissentlich oder unwissentlich ihn getäuscht hatte, denn wie ich in meinen Artikel über Santa-Anna und an andern Stellen dieser Aufzeichnungen nachgewiesen habe, war die Candidatur des Erzherzogs Maximilian's längst schon ein fait accompli.

Am 11. und 12. Mai hatte ich heftige Angriffe auf das Kloster Cármen abzuschlagen. Zwischen diesem und dem von General Patoni befehligten Fort, genannt das „der Ingenieure", versuchte am hellen Tage eine Schaar von Frauen und Kindern, weiße Fahnen schwenkend, die Stadt in südlicher Richtung zu verlassen, um dem drohenden Hungertode zu entgehen. Sobald aber der Feind sie von seinen Verschanzungen aus erblickte, eröffnete er ein lebhaftes Feuer gegen die Unglücklichen und zwang sie zur Rückkehr. Mancher Säugling wurde dabei in den Armen der eigenen Mutter verwundet.

Am 13. Mai machte Patoni auf eigene Faust mit 1000 Mann in zwei Colonnen einen Ausfall, um die Franzosen aus der zweiten Parallele zu vertreiben. Zwar gelang ihm dies

nach blutigem Kampfe, der Sieg war jedoch ein nutzloser. Neue Streitkräfte rückten heran, und unsere Truppen mußten sich vor der Uebermacht langsam zurückziehen. 600 Mann von den 1000 lagen todt oder verwundet außerhalb der Gräben des Forts. Einige Stunden später war dieses selbst, das schon durch die früheren Beschießungen stark gelitten hatte, durch die feindlichen Geschütze beinahe vollständig zerstört. Genommen wurde es trotzdem nicht, wenn auch unsere Artillerie aus Mangel an Schießbedarf fast ganz und gar ihr Feuer hatte einstellen müssen. Bis zum letzten Augenblicke wehte stolz auf dem Trümmerhaufen die mexikanische Fahne.

In der Nacht vom 14. auf den 15. war eine Feldwache, die außerhalb der Werke des Forts Hidalgo eine Mühle besetzt hielt, von Feinden überrascht und aufgehoben worden. Um 2 Uhr Morgens erhielt ich Befehl, jene Position, von der aus man uns empfindlichen Schaden zufügen konnte, unbedingt wieder zu nehmen. Noch vor Tagesanbruch vermochte ich zu melden, daß die Mühle sich abermals in unserem Besitz befinde. Allerdings war dieser Erfolg mit großen Opfern erkauft worden.

Der letzte Akt des blutigen Dramas nahte heran.

General Ortega berief einen aus 8 Generalen zusammengesetzten Kriegsrath, um Angesichts der verzweifelten Lage des Platzes Beschlüsse zu fassen. In ausführlicher Rede setzte er die Gründe auseinander, welche eine längere Vertheidigung unmöglich machten. Auf die Vorschläge, die er an Comonfort gesandt, unseren Durchbruch mit dem von ihm befehligten Heer des Centrums zu unterstützen, sei keine Antwort eingelaufen. Die Regierung habe ihm aber den strikten Befehl ertheilt, nur in diesem Falle, d. h. unter Mitwirkung Comonforts, den Versuch zu wagen. Nach eingehenden Diskussionen wurde vom Kriegsrath dem General en chef die Autorisation ertheilt, mit Forey in Unterhandlung zu treten, zu dem Zwecke, einen Waffenstillstand zu erlangen, eventuell die Erlaubniß für die Garnison, mit den Waffen und

allen Kriegsehren den Platz zu verlassen, um ungehindert den Marsch nach der Hauptstadt anzutreten.

General Mendoza, der Quartiermeister der Ostarmee, wurde mit den Unterhandlungen betraut. Am 16. Mai ritt er in das französische Hauptquartier hinüber. Am Abend desselben Tages war er zurückgekehrt. Wie vorauszusehen, wurden die unsererseits gemachten Propositionen von Forey nicht acceptirt. Kriegsehren wolle er uns zugestehen, dagegen solle Ortega sich verpflichten, solange der Krieg zwischen Frankreich und Benito Juarez fortdauere, strikte Neutralität zu beobachten.

Auf diese Bedingung war natürlich nicht einzugehen. So erließ denn Gonzalez Ortega, nachdem er nochmals die Meinung seiner Generale gehört, am 17. Mai 1863 folgenden Tagesbefehl:

„Da die Garnison dieses Platzes nicht im Stande ist, die Vertheidigung fortzusetzen, einestheils wegen absoluten Mangels an Lebensmitteln, anderntheils weil der Bestand an Munition, den sie besitzt, bis zu dem Grade erschöpft ist, daß sie die Angriffe, welche der Feind, nach den von ihm eingenommenen Positionen zu urtheilen, und weil er die Lage, in der der Platz sich befindet, kennt, wahrscheinlich in den Morgenstunden dieses Tages unternehmen wird, nicht mehr aushalten kann; so beschließt der General en chef, nachdem er das Gutachten vieler zu diesem Heere gehörender Generale eingeholt, deren Meinung durchaus mit dem Inhalt dieses Tagesbefehls übereinstimmt, daß, um die Ehre und die Würde des Ost-Armeecorps und die der Waffen der Republik zu wahren, zwischen 4 und 5 Uhr früh alle Bewaffnungsgegenstände, deren sich die Divisionen während der heldenmüthigen Vertheidigung dieses Platzes bedient haben, zerstört werden, ein Opfer, welches das Vaterland von seinen guten Söhnen fordert, damit jene Bewaffnungsgegenstände in keinem Falle von dem Invasionsheere verwendet werden. Zur nämlichen Stunde wird der General-Commandant der Artillerie die Ver-

fügung treffen, daß auch sämmtliche Geschütze, mit welchen dieser Platz armirt ist, vernichtet werden.

„Zur angegebenen Stunde, also zwischen 4 und 5 Uhr früh, werden die Herren Generale, welche Divisionen commandiren, und deren Eifer und Patriotismus die Ausführung dieses Befehls anempfohlen wird, ebenso diejenigen, welche Brigaden commandiren, das ganze Heer auflösen, indem sie den Soldaten, die mit so viel Muth und Entsagung und unter so vielen Beschwerden die Stadt vertheidigt haben, kundgeben, daß diese Maßregel, welche ergriffen wird, weil die Gesetze des Krieges und der Nothwendigkeit es also bestimmen, keineswegs ausschließt, daß sie fortfahren ihre Dienste dem Boden, auf dem sie geboren wurden, zu weihen, und daß aus diesem Grunde der General en chef hofft, daß sie sobald als möglich sich der Regierung vorstellen werden, damit sie ihrerseits fortfahren die Ehre der mexikanischen Fahne zu vertheidigen, zu welchem Zwecke man sie in absoluter Freiheit läßt und sie nicht den Händen des Feindes ausliefert.

„Die Herren Generale, Stabs- und Subaltern-Officiere, sowie die Mannschaft, aus welcher dieses Heer zusammengesetzt ist, müssen stolz sein auf ihre Vertheidigung dieses Platzes. Wenn er aufgegeben wird, so geschieht dies nicht durch die Macht der französischen Waffen, sondern in Folge des Mangels an Proviant und Munition, wie die Thatsache beweist, daß bis zu dieser Stunde derselbe sich vollständig mit allen seinen Forts, ausgenommen das von San Javier und einige wenige Häuserviertel am Rande der Stadt, im Besitz der Ost-Armee befindet.

„Um halb 6 Uhr früh wird „Parlamentär" geblasen und auf jedem der Forts und in jedem der Häuserviertel sowie in jeder der Straßen, welche den vom Feinde besetzten Häuservierteln und Straßen gegenüberliegen, eine weiße Fahne aufgehißt werden.

„Zur selben Stunde werden sich die Herren Generale, Stabs- und Subaltern-Officiere dieses Heeres im Vorhofe der Kathedrale und im Regierungspalast einfinden, um sich gefangen zu geben,

mit der Bemerkung, daß bezüglich dieses Punktes der General en chef keine Garantien irgend welcher Art für die Gefangenen erbitten wird, so daß aus diesem Grunde die erwähnten Herren Generale, Stabs- und Subaltern-Officiere volle Freiheit haben zu wählen, was sie für ihre eigene militärische Ehre und für die von ihnen der Nation gegenüber eingegangenen Verpflichtungen am Angemessensten halten. Die im Zahlamte vorhandenen Summen sind proportionell unter die Mannschaft zu vertheilen."

Soviel mir bekannt, ist dieser Tagesbefehl — ein novum in der Kriegsgeschichte — noch niemals vollständig in Europa veröffentlicht worden, und deshalb habe ich ihn wortgetreu aus dem Spanischen übersetzt, ohne an dem mir nicht überall zusagenden Style eine Aenderung vorzunehmen.

Gleichfalls am 17. Mai in der Frühe richtete Gonzalez Ortega folgendes Schreiben an Forey:

„Herr General. Da es mir nicht möglich ist, diesen Platz wegen Mangels an Lebensmitteln und Munition länger zu vertheidigen, so habe ich das Heer, welches unter meinen Befehlen stand, aufgelöst und seine Waffen, einschließlich der gesammten Artillerie, zerbrochen.

„Der Platz steht demnach zur Verfügung von Euerer Excellenz. Sie können ihn besetzen lassen und dabei, wenn Sie es für passend erachten, die von der Klugheit gebotenen Maßregeln treffen, um die Uebelstände zu vermeiden, welche eine gewaltsame Einnahme, für die keine Veranlassung mehr vorliegt, im Gefolge haben würde.

„Die Generale, Stabs- und Subaltern-Officiere, aus denen dieses Heer zusammengesetzt ist, befinden sich im Regierungspalast; die betreffenden Personen ergeben sich als Kriegsgefangene. Ich kann, Herr General, mich nicht länger vertheidigen. Könnte ich es, so darf Euere Excellenz nicht zweifeln, daß ich es thun würde."

Auf die von Ortega an die Regierung in Mexiko über-

sandte Nachricht von der Katastrophe erfolgte seitens des Kriegsministers eine Antwort, worin es unter Anderem heißt:

„Der Präsident hat mit tiefem Interesse alle und jeden einzelnen der Vorgänge verfolgt, welche während der ruhmvollen Vertheidigung jenes Platzes stattfanden und sieht mit Stolz, daß der letzte, welcher dem hartnäckigem und kräftigen Ringen ein Ende gemacht hat, den bisherigem entspricht, wenn nicht in seinem siegreichen Resultate, so doch, weil er die Würde der Nation aufrecht erhält, ohne im Geringsten den Glanz ihrer nicht besiegten Waffen zu verdunkeln, noch durch irgend ein Anerbieten das geheiligte Wort ihrer Krieger zu compromittiren.

„Der Bürger Präsident ist demnach mit Ihrer Handlungsweise, sowie mit der der Generale, Stabs- und Subaltern-Officiere und der Mannschaft, welche die unsterbliche Ostarmee bildeten, zufrieden und befiehlt mir, Ihnen dies kundzugeben, wie ich die Ehre habe es hiermit zu thun, indem ich hinzufüge, daß die Art und Weise, wie dieses verdienstvolle Heer verschwunden ist, die Bestätigung liefert, daß es sich der Glückwünsche würdig gemacht hat, die der souveräne Congreß und die Regierung demselben im Namen der Nation, welche sie vertritt, haben zugehen lassen."

Ich vermag mich dieser Billigung des von Gonzalez Ortega eingeschlagenen Verfahrens nicht anzuschließen. Mehrfach habe ich die Gründe auseinandergesetzt, weshalb ich sowohl die Wahl Pueblas als Vertheidigungscentrum, wie die rein defensive Haltung des Platzes für verfehlt ansah. De aquellos polvos vienen estos lodos — sagt treffend ein spanisches Sprichwort — von jenem Staub kommt dieser Schmutz. Einmal der Plan gefaßt, sich vom überlegenen Feinde einschließen zu lassen, war die letzte unabweisliche Consequenz vorauszusehen, nämlich eine mehr oder minder ehrenvolle Capitulation, denn der von Ortega gewählte außergewöhnliche Ausweg, einer solchen thatsächlich zu entgehen, unterscheidet sich nur unwesentlich von einer wirklichen Uebergabe. Von Anfang bis zu Ende hatte ich

und hatten mit mir viele tüchtige Officiere die Meinung, daß ein Durchbruch versucht werden müsse. Die Chancen des Gelingens waren weit größer, als Ortega und Mendoza glaubten. Beweis: der von mir mit nur wenigen Truppen am 17. Mai früh Morgens unternommene Ausfall, denn weder ich noch meine Officiere und Soldaten hatten uns dem oben angeführten Tagesbefehle unterwerfen wollen. Allerdings mißlang derselbe, wie ich in einem andern Abschnitt dieses Buches erzählen werde, aber allein in Folge von mir nicht vorherzusehender Umstände und wegen der zu geringen Zahl meiner Soldaten.

Während der Belagerung hatte ich wenig Gelegenheit, mit Gonzalez Ortega zu verkehren; ich konnte mich nur auf Augenblicke von dem Posten entfernen, dessen Vertheidigung mir anvertraut war. Außerdem hatte er erfahren, daß ich mit der Mehrzahl seiner Maßregeln durchaus nicht einverstanden war, und da ich wußte, daß er weder das Aussprechen einer der seinen entgegengesetzten Ansicht, noch viel weniger eine ernste Kritik vertragen konnte, so zog ich es vor, möglichst wenig mit ihm zusammenzutreffen. Tag und Nacht erfüllte ich nach bestem Bewußtsein meine wahrlich nicht leichte Pflicht, und das genügte mir.

Am 18. Mai übersandte Forey den kriegsgefangenen Officieren folgende Erklärung, damit sie dieselbe unterschrieben:

„Wir, die unterzeichneten kriegsgefangenen mexikanischen Officiere, verpflichten uns auf Ehrenwort, nicht die Grenzen des Aufenthaltsorts, der uns angewiesen werden wird, zu verlassen, uns weder schriftlich noch thätlich die ganze Zeit über, daß wir in Kriegsgefangenschaft verbleiben, in die kriegerischen oder politischen Ereignisse einzumischen und nicht ohne vorherige Kenntniß der französischen Behörden mit unseren Familien und Freunden zu correspondiren."

Einstimmig weigerten sich Alle, unter dieses Schriftstück ihre Namen zu setzen. Sie hatten deshalb volles Recht, jede sich

ihnen darbietende Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Vielen gelang es, die Wachsamkeit der Franzosen zu täuschen und zu entweichen. Auch Gonzalez Ortega entfloh auf dem Marsche, den man uns nach Veracruz hatte antreten lassen, um daselbst nach Frankreich eingeschifft zu werden, unter einer Verkleidung und nachdem er sich den Schnurrbart hatte abrasiren lassen, aus Orizaba. Im weiteren Verlaufe des Krieges hat er keine Rolle mehr gespielt. Er war militärisch ein todter Mann. Nicht glücklicher war er auf politischem Felde. Sein in der Verfassung begründeter Anspruch, am 1. Dezember 1865 die Präsidentschaft zu übernehmen, wurde bekanntlich von Juarez, angeblich aus Utilitätsgründen, zurückgewiesen, und er verließ das Land, um sich nach New York zu begeben. Dort sah ich ihn wieder.

Später als die Franzosen sich zurückgezogen hatten, und das Kaiserreich zusammengebrochen war, kehrte er heim nach seiner Vaterstadt Zacatecas. Bald aber wurde er von einer schweren Nervenkrankheit erfaßt. Seine geistigen Fähigkeiten schwanden mehr und mehr, und er starb in fast vollständiger Vergessenheit, ohne daß sein Tod größeres Aufsehen erregte.

Schade um ihn! Das Schicksal hatte ihn, nachdem es ihn wiederholt begünstigt, auf einen Posten berufen, den würdig auszufüllen weder seine Begabung noch seine Kenntnisse ausreichten. In einer weniger hervorragenden, weniger schwierigen und weniger verantwortlichen Stellung würde er der Republik ersprießliche Dienste geleistet haben. Seine glühende Vaterlandsliebe, seine ebenso glühende Begeisterung für Freiheit und Fortschritt, sein persönlicher Muth, seine Liebenswürdigkeit und sein ritterlicher Charakter hätten ein besseres Loos verdient als solch' ein beinahe unbeachtetes Verschwinden von der Schaubühne des Lebens.

Louis Forey

und

François Achille Bazaine.

Selten, vielleicht niemals habe ich eine Nacht in größerer Aufregung zugebracht als die vom 16. auf den 17. Mai des Jahres 1863.

Die Fortsetzung der Vertheidigung von Puebla war eine Unmöglichkeit geworden. Das erkannten nicht nur der General en chef der mexikanischen Ostarmee, Jesus Gonzalez Ortega sowie die ihm unterstellten Generale, kein einziger Officier, ich kann wohl sagen, kein einziger Soldat vermochte sich dieser Ueberzeugung länger zu verschließen; Letztere sogar noch weniger als die hierarchisch höher gestellten Personen, denn sie empfanden natürlich direkter und empfindlicher den von Tage zu Tage zunehmenden Mangel an Lebensmitteln und Schießbedarf.

Es ist auch nicht zu verwundern, daß trotz aller Geheimhaltung die Kunde von den Vorgängen, welche sich im Hauptquartier abspielten, selbst die von den Stimmungen, die dort herrschten, in tiefere Kreise durchsickerte. Ich vor Allen, der ich mit mehreren Generalen, wie z. B. Patoni, auf freundschaftlichstem Fuße stand, überdies selbst eine nicht unbedeutende Stellung im Heere einnahm, befand mich in der Regel ziemlich au fait von dem, was in dem früher von Labastida bewohnten bischöflichen Palast, welchen Ortega zu seiner Residenz erkoren hatte, beschlossen und geplant, leider auch von dem, was nicht beschlossen und nicht geplant wurde. Es war mir deshalb nicht unbekannt geblieben, daß der commandirende General für die späten Nachtstunden des 16. einen Kriegsrath zu-

sammenberufen hatte, von dessen Entscheidung das Schicksal der Garnison abhängen sollte. Ebenso konnte ich, namentlich nach den mir von meinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem ursprünglich italienischen General Ghilardi, gemachten Mittheilungen nicht zweifeln, daß die jeden Durchbruch perhorrescirende Meinung Ortega's und seines Quartiermeisters — Generalstabschefs — Mendoza über die entgegengesetzte mehrerer Generale den Sieg davontragen, also die Stimmenmehrheit gewinnen würde. Allerdings war Ortega auch jeder formellen Capitulation abgeneigt; er wollte vielmehr, wie ich schon an einer anderen Stelle dieses Buches erzählt habe, die Kanonen unbrauchbar machen, die Waffen zerbrechen lassen, den ganzen Mannschaftsstand der Armee auflösen und sich mit sämmtlichen Officieren, sozusagen freiwillig und ohne irgendwelche Garantien zu erbitten, also auf Gnade und Ungnade, als Kriegsgefangene der Franzosen constituiren. Ich gestehe aber, daß diese Aussicht wenig Verlockendes für mich hatte, und traf im vorhinein Maßregeln, um auf eigene Faust zu handeln.

Meiner Ansicht nach mußte unter allen Umständen der Versuch gewagt werden, mit den verfügbaren Truppen die Umschließungslinie des Feindes zu durchbrechen. Ich verhehlte mir keineswegs, daß der Ausführung dieses Planes schwer zu überwindende Hindernisse im Wege standen. Geschütze hätten wir nur wenige mit uns fortführen können, die Mehrzahl derselben mußte am Platze zurückgelassen und vorher vernagelt werden. Die Armee Forey's war, die Hilfscorps der Verräther mit eingerechnet, etwa viermal so stark wie die unsere. Erhebliche Verluste wären unvermeidlich gewesen. Trotz alledem und alledem wäre es sicher einem großen Theil der Garnison gelungen, sich mit dem vom General Comonfort befehligten Corps zu vereinigen, und ungeachtet der von diesem verfolgten fehlerhaften Methode, sich einer energischen Unterstützung der von uns in's Werk gesetzten Operationen zu enthalten, war es doch kaum

denkbar, daß in einem solchen Falle, zumal wenn er rechtzeitig von unserm Vorhaben in Kenntniß gesetzt werden würde, er zum Gelingen desselben nicht durch einen gleichzeitigen Angriff auf das Belagerungscorps hätte beitragen wollen.

General Ortega hat später in seinem amtlichen Bericht über die Vertheidigung von Puebla erklärt, er habe Comonfort, mit dem er theils durch Boten, welche sich durch die feindlichen Linien zu schleichen vermochten, theils mittelst vorher vereinbarter telegraphischer Zeichen in Verbindung stand, schon am 29. April aufgefordert, bei einem von ihm am 2. Mai zu unternehmenden Durchbruch mit seinen Truppen mitzuwirken, dieser jedoch ihm erwidert, daß Angesichts der von der Regierung erhaltenen Instruktionen und in Erwartung des ihm in seinem Hauptquartier in San Martin Texmelucam zugesagten Besuchs des Präsidenten Benito Juarez, er es für klüger hielte, die Sache zu verschieben. Dann kam die der Armee des Centrums am 8. Mai bei San Lorenzo durch Bazaine beigebrachte Niederlage, bei welcher die Mexikaner an Todten, Verwundeten und Gefangenen an zweitausend Mann sowie acht Kanonen, vierhundert Maulthiere und zwanzig Munitionswagen verloren. Ein zweiter Brief wurde von Ortega, wie er sagt, wenige Tage später, nämlich am 10. an Comonfort gerichtet, um diesem anzuzeigen, daß er am 14. Mai den Platz zu verlassen gedenke; ein Duplikat des Schreibens ging am 11. ab. Die erwartete Antwort traf indeß verspätet ein, da der ursprüngliche Brief in die Hände des Feindes gefallen war, überdies lautete sie ablehnend; die Moral der Truppen der Armee des Centrums sei durch das Mißgeschick, welches sie bei San Lorenzo ereilt, noch zu erschüttert, um sich von einem neuen Vorstoß Erfolg zu versprechen.

Ich bin nicht in der Lage zu untersuchen, ob dieser Briefwechsel sich ganz in der angegebenen Weise vollzogen hat; ich glaube vielmehr, daß in dem Schreiben Ortega's die geringe

Luſt zu einer ſo verzweifelten Maßregel zwiſchen den Zeilen wird zu leſen geweſen ſein. Sei dem aber, wie ihm wolle, und muß auch Comonfort mit vollem Recht ein großer Theil der Schuld für die Vernichtung der Oſtarmee zugewälzt werden: zu rechtfertigen iſt Ortega's vorwiegend paſſive Vertheidigungsmethode, die zur halben Capitulation führte, keinenfalls. Wiederholt hat er bewieſen, daß in ſeinem militäriſchen Lehrbuch der Satz: „die beſte Deckung iſt der Hieb" fehlte, oder daß er ihn nicht zu befolgen verſtand. So erfolgte denn der verhängnißvolle Tagesbefehl, der um 1 Uhr früh am 17. Mai ausgegeben wurde, und den ich in dem vorhergehenden Abſchnitt reproduzirt habe.

Intereſſant iſt folgende Epiſode, welche ſich im Kriegsrathe, der jenem Tagesbefehl voraufging, ereignete. Einer der anweſenden Generale, Negrete, gab ſeine Meinung dahin ab, wir ſollten das Anerbieten Forey's annehmen, welches dahin ging, uns mit kriegeriſchen Ehren und allen Waffen aus Puebla abziehen zu laſſen, unter der Verpflichtung, während des ferneren Verlaufs des Krieges zwiſchen Frankreich und Juarez volle Neutralität zu bewahren; ſpäter aber bei erſter paſſender Gelegenheit dieſe eingegangene Verpflichtung brechen und von Neuem gegen den Feind in's Feld rücken; es wäre dies lediglich eine berechtigte Revanche für die von den Franzoſen verübte ſkandalöſe Verletzung der Stipulationen von La Soledad; nur ein ehrenhafter Feind dürfe beanſpruchen, daß man ein ihm gegebenes Wort halte. Kaum aber hatte Negrete die Begründung ſeines Vorſchlags beendet, ſo brach ſeitens aller übrigen Generale ein Sturm des Unwillens gegen ihn los, und Ortega gab die würdige Erklärung ab, der von dem Gegner begangene Wortbruch könne und dürfe niemals uns zur Entſchuldigung dienen, in gleicher Weiſe zu handeln. Das Verfahren der Franzoſen falle dem Urtheil der Geſchichte anheim; der Name Mexikos aber müſſe rein bleiben; weder die Regierung noch das Volk würden eine derartige Revanche billigen.

Negrete erklärte darauf, daß er sich nicht stellen werde. Seine Bitte, ihm wenigstens zu gestatten, einen Theil der Waffen seiner Division zu verstecken, um dieselben später nochmals gegen den Feind zu verwenden, wurde ihm von Ortega unklugerweise abgeschlagen.

„Nicht ein einziges Gewehr", sagte dieser, „will ich retten, sondern allein die Ehre Mexikos, gleichviel mit wie großen Opfern."

Etwa um 4 Uhr Morgens erhielt ich die Ordre, die Waffen zu zerbrechen und mein Corps aufzulösen, damit die Soldaten, nach Ablegung der Uniformstücke und nur mit ihren Unterkleidern angethan, sich als angebliche Civilisten in der Stadt zerstreuten. Wie erwähnt, hatte ich sie vorhergesehen und war entschlossen, ihr nicht zu gehorchen. Ghilardi billigte meinen Entschluß; er weigerte sich indeß, sich an dem von mir beabsichtigten Ausfall zu betheiligen, und zog es vor, sich in einem Privathause in Puebla zu verstecken.

„Ich kenne die Franzosen", sagte er, mir die Hand zum Abschied reichend; „falle ich in ihre Hände, so bin ich sicher, daß sie an mir, weil ich in den Reihen der Garibaldianer gegen sie gefochten habe, Rache nehmen werden."

In der That ereilte diese ihn später in Aguascalientes.

So versammelte ich denn zunächst meine Officiere um mich, las ihnen den Befehl des Generals en chef vor, erklärte, daß ich persönlich nicht gesonnen sei, demselben nachzukommen und setzte ihnen auseinander, daß ich es für ehrenwerther hielte, von unseren Waffen gegen den Feind Gebrauch zu machen, nöthigenfalls mit ihnen in der Hand zu sterben, als sie freiwillig zu vernichten. Dazu habe sie die Nation uns nicht gegeben. Weiters entwickelte ich meinen Plan, in geschlossener Colonne am Fuße des Hügels von Loreto, also in nördlicher Richtung auszubrechen, um die Schluchten des Berges La Malinche zu gewinnen und wenn möglich die Vorposten der Armee des Centrums zu erreichen.

„Ohne Kampf und harte Verluste", schloß ich, „wird es freilich nicht abgehen; ich hoffe aber mit der Hälfte meiner Leute durchzudringen, und so werden wenigstens diese sich auch fernerhin noch an der Vertheidigung des Vaterlands gegen die fremden Eindringlinge betheiligen können."

Gleichzeitig theilte ich meinem Officiercorps mit, daß ich mit mehreren unserer berittenen Eclaireurs, welche die Umgegend von Puebla sowie die Stellungen des Feindes genau kannten, in Verbindung getreten sei, und diese, gleich uns unwillig, den Kampf aufzugeben, sich mir zur Verfügung gestellt hätten, um uns auf dem kürzesten und sichersten Wege aus der Stadt hinaus- und durch die Linien des Gegners hindurchzugeleiten.

Was ich vermuthet hatte, trat ein.

Alle meine Officiere schworen, mir bis in den Tod zu folgen. Das Gleiche thaten meine Soldaten, als sie durch ihre unmittelbaren Vorgesetzten Kunde von meinem Vorsatz erhielten. In aller Eile machten wir uns marschfertig. Das wenige in der Bataillonskasse vorhandene Geld wurde vertheilt, ebenso die Patronen, und um 6 Uhr früh verließ ich, an der Spitze von etwa sechshundert Mann, das Kloster Cármen, welches uns so lange Wochen hindurch als Quartier gedient hatte.

Mein Entschluß, einen Durchbruch zu versuchen, war mittlerweile auch bei anderen Corps bekannt geworden. Viele Officiere und Soldaten schlossen sich mir an. Auch sie hatten es nicht über sich zu bringen vermocht, die Waffen, deren sie sich so heldenmüthig bedient, in Stücke zu schlagen. Während wir abzogen, krachten von allen unseren Schanzen die letzten Kanonenschüsse, die wenigen noch übrigen Munitionsmagazine, welche im Kloster San Augustin untergebracht waren, flogen in die Luft. In dichten Schaaren durcheilten uniformlose Soldaten, nachdem sie aus ihren Gewehren Scheiterhaufen errichtet und diese angezündet hatten, die Straßen der Stadt.

Einige französische Soldaten, welche von den benachbarten,

durch sie besetzten manzanas aus Augenzeugen dieses in der Kriegsgeschichte unerhörten Schauspiels waren, benachrichtigten davon ihre Officiere. Einer von ihnen erwiderte, — und seine Worte wurden von mehreren der Unseren deutlich gehört:

„Die französische Armee weiß die Tapferkeit zu schätzen. Eine Garnison, welche sich wie die von Puebla benommen hat, verdient nur unsere Hochachtung und unsere Bewunderung. Lassen wir die Vertheidiger des Platzes Alles thun, was sie für die Ehre ihrer Waffen am Passendsten halten."

Nicht einen Augenblick war ich mir darüber im Unklaren, daß meine Handlungsweise vom rein militärischen Standpunkt zu verdammen war. Ich machte mich eines offenbaren Ungehorsams schuldig. Es giebt aber Augenblicke, wo mir ein solcher geboten erscheint. Ueberdies hatte Ortega in seinem Tagesbefehl vom 17. Mai ausdrücklich gesagt, er belasse den Officieren die volle Freiheit zu handeln, wie sie es für ihre eigene Ehre und ihre Pflichten der Nation gegenüber am Angemessensten erachteten. Freilich hatte ich kein Recht, bewaffnete Soldaten mit mir fortzuführen. Wäre aber mein Plan gelungen, und hätte ich der Republik auch nur einige hundert waffenfähige Männer erhalten, ich zweifle nicht, daß mir die größten Lobeserhebungen zu Theil geworden wären.

Unglücklicherweise scheiterte das Unternehmen an einem nicht vorherzusehenden Zufall.

Ich befand mich mit meiner Truppe bereits etwa eine halbe Legua außerhalb der Stadt, ohne auf Widerstand gestoßen zu sein. Die Lagerplätze des Feindes lagen weiter links nach der nach Mexiko führenden Chaussee. Das Gros des Belagerungscorps war auf der Südseite des Platzes auf und neben der von Teotemihuacan kommenden Straße concentrirt, gegenüber dem zerstörten Fort Iturbide und dem noch ziemlich intakten Fort Hidalgo im Cármen. Einzelne Vorposten zogen sich, nachdem sie Schüsse mit uns gewechselt hatten, zurück. So

waren wir am Fuße einer in unserer Front sich lang hinziehenden Anhöhe angelangt. Die Eclaireurs versicherten, jenseits derselben gäbe es keine größeren feindlichen Detachements mehr. Wir waren im Begriff, den flachen Abhang des Hügels emporzusteigen, als plötzlich auf dessen Kamme zahlreiche Cavallerie erschien. Aus den Fähnlein ihrer Lanzen wie aus den breitrandigen Filzhüten erkannten wir, daß es Mexikaner, also Verräther waren. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als in Eile ein Quarré zu formiren, um den zu erwartenden Choc abzuschlagen. Später erfuhr ich, was meine Eclaireurs nicht hatten wissen können, daß Marquez, den Forey mit einem Reitercorps zu einer weiteren Expedition ausgeschickt hatte, früher als man vermuthete, und zu meinem Unglück gerade in jenem Augenblicke zurückgekehrt war. Anzugreifen wagte er uns übrigens nicht; der Weg war uns aber verlegt, und so gewann der Feind Zeit, auch Infanteriemassen gegen uns heranzuziehen. Von mehreren Seiten rückten sie an, mein kleines Häuflein in immer engerem Kreise umschließend.

Ich machte meine Leute auf die nahende, unvermeidliche Gefahr aufmerksam; ich beschwor sie, ihr Leben so theuer als möglich zu erkaufen und morir matando, tödtend zu sterben.

„Viva la República!“ schallte es mir aus dem festgeschlossenen Quarré entgegen.

Am Nächsten war von Westen her das zweite Zuavenregiment herangekommen. Eben wollte ich den Befehl zum Feuern geben, als ich bemerkte, daß der Feind, l'arme au bras, Halt machte und daß weiße Tücher auf den Spitzen seiner Bajonette wehten. In demselben Moment sprengte ein Adjutant, ebenfalls mit einem weißen Tuche winkend, auf uns heran. Ich ritt aus dem Quarré hervor, ihm entgegen.

„Mein Oberst“, rief er mir zu, „ersucht Sie vor Eröffnung des Kampfes um eine kurze Unterredung!“

Bevor ich noch Zeit hatte, ihm zu antworten, hielt der Zuavenoberst an meiner Seite.

„Vermeiden wir unnützes Blutvergießen, Camerad", sagte er zu mir. „Unsere Truppen fangen bereits an, in Puebla einzurücken. Bei der geringen Mannschaft, über welche Sie verfügen, ist Ihnen jede Möglichkeit abgeschnitten, durchzubrechen. Sie müssen Alle bis auf den letzten Mann fallen, wenn Sie sich nicht ergeben. Die Cavallerie von Marquez würde auch die Flucht Einzelner verhindern. Es ist keine Schande, der Uebermacht zu weichen. Sie haben mehr gethan, als Ihre Pflicht war. Nur einem glücklichen Umstand verdanken wir, daß Ihr kühnes Unternehmen fehlgeschlagen ist. Wäre Marquez nicht rechtzeitig eingetroffen, so würde Ihr Durchbruch gelungen sein."

Es war eine entsetzliche Zwangslage, in der ich mich befand. Hatte ich das Recht, in der That nutzlos meine Leute zu opfern? Wäre damit dem Vaterlande gedient gewesen? Ueber mein eigenes Leben durfte ich verfügen; aber auch über das mehrerer Hunderte junger kräftiger Männer, die nur auf meine Aufforderung mir gefolgt waren?

Nach kurzem inneren Kampfe stammelte ich mit erstickter Stimme:

„Je me rends!"

Der französische Oberst drückte mir die Hand.

„Geben Sie, bitte, Camerad, den Befehl, daß Ihr Corps sich in Marsch setze."

Das Quarré löste sich auf. Langsamen Schritts, gebeugten Hauptes marschirten wir vor dem zweiten Zuavenregiment her, bis wir zu dessen Lagerplatz gelangten. In langer Reihe nahmen wir vor demselben, Gewehr bei Fuß, Aufstellung.

„Ich kann Ihnen den Schmerz nicht ersparen", fuhr der Oberst zu mir gewendet fort, „Sie zu ersuchen, daß Sie Ihren Leuten befehlen mögen, ihre Waffen abzuliefern."

„Nehmen Sie sie!“ lautete meine Antwort; „aber verlangen Sie von mir nicht, was über meine Kräfte geht.“

„Ich begreife Sie vollkommen; doch man hat mir gesagt, daß schon seit vielen Tagen die tapfere Garnison von Puebla fast aller Nahrungsmittel entbehrte. Ich schlage Ihnen deshalb ein Tauschgeschäft vor; je ein Brod gegen ein Gewehr.“

Er winkte seinen Adjutanten zu sich heran und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Schnell entfernte sich dieser. Nach wenigen Minuten zogen die Zuaven sich in ihre Zelte und Hütten zurück; sofort aber erschienen sie wieder. Jeder war statt des Chassepot mit einem Laib Brod bewaffnet. So näherten sie sich zutraulich meinen Soldaten.

Zum Theil durch Zeichen, zum Theil von den wenigen spanischen Worten Gebrauch machend, welche sie während ihres Aufenthalts in Mexiko gelernt hatten: „aqui pan, amigo“ — hier ist Brod, mein Freund — drängten sie ihnen auf, was sie trugen, und entwanden ihnen wie im Spaße die Gewehre. Dann wurden die auf diese Weise Entwaffneten abgeführt und eingeladen, die Mahlzeit der Zuaven zu theilen. In bunten Reihen nahmen Freund und Feind friedfertig neben einander Platz. Meine Leute ließen sich die langentbehrte kräftige französische Soldatenkost, die statt mit pulque mit Wein und Cognac angefeuchtet wurde, trefflich munden.

Mich und meine Officiere bewirthete das Officiercorps des zweiten Zuavenregiments mit einem opulenten Frühstück, während dessen kein Wort, nicht einmal eine Anspielung verrieth, daß wir in Gefangenschaft gerathen waren. Nach dem Kaffee forderte mich der Oberst auf, in das Hauptquartier Forey's hinüberzureiten.

„Nur um Ihnen den Weg zu zeigen“, sagte er mit chevalieresker Höflichkeit, „gebe ich Ihnen einen Hauptmann mit.“

Als wir auf dem Cerro de San Juan anlangten, war der Höchstcommandirende abwesend; er hatte sich persönlich nach

Puebla begeben, um das Nöthige für die formelle Besitzergreifung des Platzes anzuordnen. Nur sein Generalstabschef, Graf de la Tour d'Auvergne, ein Nachkomme, glaube ich, des berühmten „ersten Grenadiers von Frankreich" aus der Zeit des ersten Napoléon, konnte mich empfangen, nachdem ich ihm angemeldet worden war.

Ich fand ihn auf einem Feldbett liegend, noch leidend an der Wunde, die ihm ein Granatsplitter beigebracht hatte. Er machte auf mich den Eindruck eines vollkommenen Gentleman, mittelgroß und hager, mit schmalem Gesichte, grauem Schnurr- und Knebelbart und klugen Augen. Seine Art, sich auszudrücken, war durchaus vornehm.

„Entschuldigen Sie, Oberst", sagte er mir, als ich das Zimmer betrat, „wenn ich mich nicht erhebe, um Sie zu begrüßen. Ihre Leute sind Schuld daran, daß ich es nicht vermag."

Und nun begann eine zwanglose Unterhaltung, in welcher wir unsere Ansichten über den Angriff und die Vertheidigung von Puebla austauschten, wobei ich besonders hervorhob, daß man die Stadt keineswegs als einen festen Platz ersten, kaum zweiten oder dritten Ranges ansehen dürfe. Wir brauchten uns also keine Vorwürfe zu machen, daß sie nach einer Belagerung von zweiundsechzig Tagen endlich unterlegen sei.

Bezüglich des Schicksals meiner Officiere und Soldaten beruhigte La Tour d'Auvergne mich in liebenswürdiger Weise.

„Und haben Sie für Ihre Person mir keinerlei Wünsche auszudrücken?" fuhr er fort.

„Lieb wäre es mir, die Einrichtung Ihres Lagers wie Ihre ganze verschanzte Angriffslinie aus eigenem Augenschein kennen zu lernen", erwiderte ich.

„Ich werde sofort den Befehl geben, daß man Sie ungehindert überall passiren lasse. Implicite haben Sie mir Ihr Ehrenwort gegeben, keinen Fluchtversuch zu machen", fügte er

mit verbindlichem Lächeln hinzu. „Ihre Waffen bleiben deshalb in Ihrem Besitz."

Dankend verneigte ich mich, um das Gemach zu verlassen.

Da trat General Forey ein. Ich sah ihn damals zum ersten, zu meiner Genugthuung auch zum letzten Male. Er war ein Mann von 59 Jahren, sah aber älter aus, eine große, ungeschlachte Gestalt, mit einem gewöhnlichen, verwitterten Gesicht und plebejischen Manieren. Die Mexikaner bezeichneten ihn später mit dem Beiwort „el sargenton", was ungefähr „der grobe Sergeant" bedeutet. In der That mußte man annehmen, daß er von der Pike auf gedient, es aber nicht verstanden hätte, seine von Haus aus rohen Formen abzuschleifen, sondern daß er seinen unterofficierlichen Kasernen- und Kantinengewohnheiten treu geblieben wäre. Dem war jedoch nicht so. Forey hatte seine militärische Erziehung in der Schule von Saint-Cyr erhalten. Somit lag das rüde Wesen, durch das er sich unvortheilhaft auszeichnete, in seiner Naturanlage begründet.

„Wer ist der Herr?" wandte er sich fragend an La Tour d'Auvergne, ohne meinen militärischen Gruß zu erwidern und ohne das Képi abzunehmen.

Der Generalstabschef gab ihm kurz die nöthigen Aufklärungen.

„Man lasse vier Armee-Gensdarmen kommen und führe den Gefangenen ab. Vorher hat er seine Waffen auszuliefern. Er bleibt eingeschlossen, bis er mit dem Transport der übrigen Gefangenen nach Veracruz dirigirt werden kann."

„Aber mein General", unterbrach La Tour d'Auvergne die mit kurzem, polterndem Tone ertheilte Ordre seines unmittelbaren Vorgesetzten, „ich selbst habe soeben dem Oberst Gagern versprochen, daß er Gefangener auf Ehrenwort sei und seine Waffen behalten dürfe."

„Wer hat hier zu befehlen", schnauzte Forey ihn an, „Sie oder ich? Es bleibt bei dem, was ich bestimmt habe."

Mit einer höflichen Verbeugung gegen La Tour d'Auvergne und ohne den General Forey zu grüßen, schritt ich zur Thüre, vor welcher mich die bereits herbeibeorderten vier berittenen Armee-Gensdarmen in Empfang nahmen.

General Ortega ist in seinem Rapport besonders schlecht zu sprechen auf La Tour d'Auvergne, während er Forey in günstigerem Lichte darzustellen sucht. So sagt er, indem er die Unterredung mittheilt, welche in seinem Namen General Mendoza mit den beiden französischen Heerführern geführt hatte, unter Anderm Folgendes:

„Nachdem Forey seine Rede beendet" — er hatte die Neutralität unseres Ostcorps während des weiteren Feldzuges gefordert — „äußerte sein Generalstabschef: General Ortega kann darauf rechnen, daß, wenn er eine Capitulation beantragt, den Vertheidigern des Platzes alle Ehren und alle Garantien, die sie verdienen, werden zugestanden werden. Im entgegengesetzten Falle muß er ebenso sicher darauf rechnen, daß die Gefangenen, welche wir im Platze machen, nachdem derselbe in unsere Gewalt gelangt ist, und wenn dessen Vertheidiger, wie Sie es soeben angedeutet haben, ihre Waffen zerbrechen sollten, ohne jedwede Garantie verbleiben und demzufolge nach der Insel Martinique deportirt werden werden.

„Nachdem Forey diese Aeußerungen vernommen, erklärte er heftig und energisch in einem dieselben mißbilligenden Tone: Nach der Insel Martinique deportire ich Räuber und Banditen, nicht aber tapfere Officiere, wie diejenigen sind, aus denen die Garnison besteht, welche Puebla vertheidigt."

Nach dem, was ich an mir selbst seitens Forey's und La Tour d'Auvergne's erfahren habe, klingt mir die letztere Bemerkung wahrscheinlicher im Munde Dieses, die erstere wahrscheinlicher im Munde Jenes, als umgekehrt. Auch die von Forey angeordnete Art und Weise, wie man uns Gefangene von Puebla nach Veracruz brachte, und die Behandlung, die

uns, gleichfalls auf seinen Befehl, während der Ueberfahrt nach Frankreich an Bord von zwei Kriegs-Transport-Dampfern zu Theil wurde, lassen keinen Zweifel darüber, daß er mit voller Absicht uns herabwürdigen wollte. Er war erbittert, daß eine offene, in Eile und nur passager befestigte, ungenügend verproviantirte und von einer verhältnißmäßig geringen, zum größeren Theile aus Nationalgarden bestehenden Besatzung vertheidigte Stadt den besten Truppen Frankreichs über zwei Monate lang Stand gehalten und trotz einer regelrechten Belagerung, trotz wiederholter Stürme von ihnen nicht hatte genommen werden können. Darum ließ er seine Wuth gegen die wehrlosen Gefangenen aus.

Von seiner militärischen Vergangenheit ist mir nicht viel bekannt. Wie die meisten französischen Officiere jener Epoche verbrachte er seine Laufbahn, so lange er noch eine subalterne Stellung einnahm, in Algerien. Sein späteres rapides Avancement verdankte er Louis Napoléon. Für gewisse Zwecke bedurfte dieser gewisser Personen. Mit ehrenwerthen Officieren hätte er z. B. den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 nicht machen können, dazu brauchte er einen Persigny, einen Saint-Arnaud, einen Magnan, einen — Forey! Seine Willfährigkeit trug diesem das Commandeurkreuz der Ehrenlegion und das Patent eines Brigadegenerals ein. Schon ein Jahr darauf war er Divisionsgeneral. Während des Krimkrieges soll er sich wenig rühmlich benommen haben. Man erzählt, beim Sturme auf den Malakoff sei er plötzlich unsichtbar geworden. Besser scheint er sich im italienischen Feldzuge bewährt zu haben. Jedenfalls hielt Napoléon III. ihn für ein gefügiges Werkzeug zur Ausführung etwas bedenklicher Ordres.

Auch die mexikanische Expedition war trotz aller Verhimmelungen des Vice-Kaisers Rouher, trotz aller Beschönigungen durch erkaufte Federn kein reinliches Geschäft. Dafür waren Forey und Bazaine die richtigen Instrumente, nicht beeinflußt

durch Rücksichten auf Ehre, Völkerrecht und Kriegsgebrauch und stets bereit, auch für Handlungen unverantwortlichster Art, sogar für empörende Grausamkeiten sich mit der bequemen Entschuldigung zu decken, man habe es nur mit einer uncivilisirten Nation zu thun, obgleich diese den angeblich hochcivilisirten Franzosen wiederholt Lektionen der Ehrenhaftigkeit und Menschlichkeit gab.

Daß dieses Prinzip in Frankreich auch heutzutage noch nicht aufgegeben ist, beweisen die Vorgänge in Tunis, Tonking und Madagascar.

Nachdem Forey Anfangs September 1862 in Veracruz angelangt war, begab er sich unverzüglich nach der durch Verrath in den Besitz der Franzosen gefallenen Stadt Orizaba, um den unglücklichen Grafen Lorencez, den man schon vorher für halb verrückt erklärt hatte, seines Commandos zu entheben. Seine erste, unmittelbar nach dem Ausschiffen vollzogene Amtshandlung war eine für Mexiko günstige. Der lächerliche und verrätherische „gefe supremo de la nacion" eigener Fabrikation, General Almonte, wurde nämlich durch ein am 4. September erlassenes Dekret Forey's in sein verdientes Nichts zurückgeschleudert. Dasselbe lautete:

„Der General en chef, bekleidet mit aller militärischen und politischen Gewalt, thut dem mexikanischen Volke und besonders den Einwohnern von Veracruz kund und zu wissen, daß, gemäß der uns ertheilten Instruktion, die vom General Almonte ohne Unterstützung der Nation errichtete Regierung in keiner Weise die Billigung der französischen Intervention genießt, und daß der General Almonte

1. das von ihm gebildete Ministerium aufzulösen,

2. sich der Erlassung irgend welcher Gesetze und Dekrete zu enthalten und

3. die Bezeichnung, welche er unbefugterweise als „oberster Chef der Nation" angenommen, aufzugeben hat, sich vielmehr hinfüro auf das Peremtorischste auf die Ausführung der vom

Kaiser gegebenen Vorschriften beschränken soll, um, so weit als möglich, zusammen mit den übrigen mexikanischen Generalen, welche Schutz unter der französischen Fahne gesucht, die Organisation des mexikanischen Heeres, das ausschließlich unter unsern Befehlen operiren wird, in's Werk zu setzen."

Der almontistischen Regierungsfarce war damit ein Ende gemacht. Diese Ohrfeige traf aber nicht allein die braune Wange des entarteten Sohnes eines großen Vaters sowie die aller sonstigen Verräther am mexikanischen Vaterlande, sie ricochettirte auch auf die ihres Beschützers, des cognacdürstigen Dubois de Saligny.

Forey verweilte noch mehrere Monate in dem reizend am Fuße des Vulkans Citlaltepetl — zu deutsch Berg der Sterne — gelegenen, halb tropischen und doch gesunden Orizaba, um die von ihm für nothwendig erachteten Truppennachschübe zu erwarten und wußte, ungeachtet seines Alters, sich Zerstreuungen aller Art zu schaffen. Bankette und Bälle waren an der Tagesordnung. Am Meisten beherrschte ihn jedoch der Ehrgeiz, den Marschallsstab, welchen ja nach Napoléon's I. Wort jeder französische Soldat im Tornister trägt, zu erringen, wie ihm denselben der Fall von Puebla thatsächlich eintrug. Ueberdieß ließ er, der Nachwelt vorgreifend, eine Broncebüste von sich anfertigen und von der seiner Botmäßigkeit unterworfenen Stadtvertretung sich als Geschenk anbieten. Das war klug von ihm gehandelt. Hätte er selbst nicht diese anticipirte Verfügung getroffen, die Geschichte würde schwerlich ein Interesse gehabt haben, ihn in dieser Form zu verewigen.

Bevor er den Vormarsch nach Puebla antrat, erließ er eine weitere Proklamation, in welcher er von der „Untreue" sprach, deren das Schicksal sich gegen die französischen Waffen schuldig gemacht habe — er meinte die seinem Vorgänger am 5. Mai 1862 durch General Zaragoza zugefügte Schlappe. Die Hauptsache für uns war, daß, wie man in Mexiko und in

Spanien sagt, se despejó la incógnita, die wahre, anfänglich geleugnete Absicht der Franzosen betreffs der mexikanischen Republik unverhüllt zu Tage trat. Es handelte sich einfach darum, das Land zu Gunsten Maximilian's zu erobern, unter der stillschweigenden, weil im Sinne Napoléon's III., selbstverständlichen Bedingung, daß der österreichische Erzherzog nichts als eine willenlose Gliederpuppe sein dürfe, die sich nur so zu bewegen habe, wie die Fäden von der Sphynx in den Tuilerien gezogen wurden.

Interessant ist der Nachweis, wie allmälig Forey als Mandatar Napoléon's III. vorging, um die Mexikaner für die Pläne seines Herrn zu ködern, wie geschickt er die Uebergänge von den in der Londoner Convention ausgesprochenen Absichten der Signatarmächte, einschließlich Frankreichs, bis zur Gründung eines habsburgischen Kaiserreichs vermittelte.

Am 24. September 1862 erließ er folgenden Aufruf:

„Bürger von Mexiko!

„Man sucht das Nationalgefühl gegen uns aufzureizen, indem man Euch den Glauben beibringt, wir seien gekommen, um Euch eine Regierung nach unserm Gefallen aufzuerlegen. Weit entfernt davon, wird das mexikanische Volk, sobald es durch unsere Waffen befreit sein wird, frei die Regierung wählen, welche ihm am Besten zusagt. Ich habe den ausdrücklichen Befehl erhalten, Euch dies zu erklären. Die Männer von Herz, welche sich mit uns verbunden, haben Anspruch auf unsern besonderen Schutz. Aber im Namen des Kaisers richte ich diesen Aufruf an alle diejenigen ohne Unterschied der Partei, welche die Unabhängigkeit ihres Landes und die Unversehrtheit ihres Gebiets retten wollen.

„Es liegt nicht in der Politik Frankreichs, sich wegen einer elenden Interessenfrage in die inneren Zwistigkeiten fremder Nationen einzumischen. Wenn aber berechtigte Beweggründe es zwingen zu interveniren, so thut es dies stets zum Vortheil des Landes, wo es seine Thätigkeit ausübt.

„Erinnert Euch, daß überall, wo die französische Fahne weht, sie die Sache der Völker und der Civilisation repräsentirt."

Ungefähr einen Monat später, am 20. Oktober, folgte eine neue Proklamation, in welcher schon nicht mehr von „Bürgern" sondern einfach von „Bewohnern" die Rede ist, an deren Stelle noch später „Unterthanen" treten werden. Sie lautet:

„Bewohner von Mexiko!

„Sind wir etwa Feinde, die gekommen sind, Eure Unabhängigkeit zu schädigen, indem wir Euch unsere Ansichten aufzwingen? Haben wir aufgehört, Eure Güter, Eure Sitten und Eure Gesetze zu respectiren? Wenn Einer sie angriffe, würdet Ihr uns sofort ihn bestrafen sehen. Wir kommen allein, um die Regierung kennen zu lernen, welche Euch zusagt, und wenn die frei und loyal befragte Nation ihren Willen kundgegeben hat, wird Frankreich ihn anerkennen."

Wie diese „freie und loyale" Befragung der Nation in's Werk gesetzt wurde, ist bekannt. Am 10. Juni 1862 rückte Forey, ohne Widerstand zu finden, in die Hauptstadt ein, nachdem Juarez dieselbe zehn Tage früher flüchtig verlassen hatte, um seinen Regierungssitz vorläufig in San Luis Potosí aufzuschlagen. Am 16. ernannte Forey einen Regierungsrath — junta superior de gobierno — als dessen Executive das aus Almonte, demselben zuerst so cavalièrement von ihm kaltgestellten Almonte, dem Erzbischof Labastida und dem greisen, politisch unbedeutenden und willenlosen General Salas zusammengesetzte Triumvirat fungirte. Am 8. Juli bastelte eine sogenannte Notabelnversammlung, deren Mitglieder, sorgfältig von den Franzosen ausgesucht waren, folgendes Dekret zusammen:

„Art. 1. Mexiko erklärt sich für die gemäßigte, erbliche Monarchie.

„Art. 2. Der Souverän nimmt den Titel: „Kaiser von Mexiko" an.

„Art. 3. Die Kaiserkrone wird Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, für sich und seine Nachkommen angeboten."

Gleichzeitig wurde eine Regentschaft eingesetzt, die bis zur Ankunft des „frei und loyal" durch den „Gesammtwillen des mexikanischen Volkes" — wer lacht da? — berufenen Kaisers die Regierungsgeschäfte zu führen haben sollte. Damit fand Forey's Thätigkeit in Mexiko seinen Abschluß. Schon im Oktober desselben Jahres wurde er durch den noch verabscheuungswürdigeren, doch immerhin klügeren Bazaine ersetzt, kehrte nach Frankreich zurück und starb, unbemerkt und unbetrauert, im Juni 1872 in Paris.

Der schon mehrmals von mir erwähnte Sieg, welchen General Bazaine über Comonfort und das Armeecorps des Centrums bei San Lorenzo davongetragen, hatte ihm einen Namen gemacht, und doch war jene Waffenthat, deren Bedeutung ich nicht in Abrede stelle, nur dadurch zu einer bedeutenden geworden, hatte nur darum sich nicht in eine für die Franzosen verhängnißvolle Niederlage umgewandelt, weil Ortega nicht an dem nämlichen Tage einen Ausfall zu machen und den Gegner zwischen zwei Feuer zu nehmen verstand. Seine Entschuldigung, Comonfort habe ihn nicht rechtzeitig benachrichtigt, vermag ich nicht gelten zu lassen. Der starke Kanonendonner, den wir in Puebla deutlich vernahmen, genügte, um ihm zu sagen, was er zu thun hatte. Er that aber nichts.

Auch mit Bazaine bin ich wie mit Forey nur vorübergehend persönlich zusammengetroffen.

Als ich das französische Hauptquartier auf dem Cerro de San Juan, von Gensdarmen escortirt, verließ, begegnete mir zuerst ein hochgewachsener Herr in preußischer Majorsuniform. Er stellte sich mir als Major Stein von Kaminsky vor, der im Auftrage seiner Regierung an der Expedition der Franzosen in Mexiko theilnehme, wie dies ja bei neueren Feldzügen häufig zu geschehen pflegt, um die auf solche Weise gewonnenen Er-

fahrungen durch Feldmarschall Graf Moltke's Generalstab zu Gunsten der eigenen Armee verwerthen zu lassen. Aus den wenigen Worten, die ich damals mit Herrn von Stein wechselte, erkannte ich zu meinem Bedauern, daß er, wie es ja auch kaum anders möglich war, vollständig die französischen Vorurtheile gegen mein Adoptivvaterland theilte. Als ich ihn fast zwanzig Jahre später in Berlin wiedersah — er war inzwischen zum General befördert und später zur Disposition gestellt worden, während ich, immer noch Oberst, die Stelle eines Militär-Attachés bei der mexikanischen Gesandtschaft bekleidete — war sein Urtheil über Mexiko ein unbefangeneres und darum gerechteres.

Unmittelbar nachdem ich mit Major von Stein gesprochen hatte, kam Bazaine herangeritten. Kleiner als Forey, voller, aber obgleich erst zweiundfünzig Jahre alt — er war am 13. Februar 1811 in Versailles, als Sohn eines Officiers geboren — doch schon das bürstenförmig kurzgeschnittene Haar sowie den Schnurr- und Knebelbart wie mit weißem Reif bestreut, machte er auf mich einen nicht gerade unsympathischen Eindruck, wiewohl seine unstät blickenden schlauen Augen den ausgesprochenen Hang zur Intrigue verriethen. In der kurzen Unterredung mit mir zeigte er eine viel größere Höflichkeit und mehr weltmännische Formen als sein Vorgesetzter. Doch aber hasse ich ihn unvergleichlich mehr als den plumpen Forey, denn furchtbar sind die Leiden, welche gerade er über das unglückliche Mexiko gebracht hat.

Von dem Augenblick an, daß er den Oberbefehl über das französische Expeditionscorps übernahm, bis zu seiner Wiedereinschiffung in Veracruz hat er eine in jeder Beziehung unwürdige Rolle gespielt. Verhältnißmäßig wenig ist darüber in Europa bekannt geworden. Und da Bazaine durch sein vor einiger Zeit veröffentlichtes Buch, in welchem er den vergeblichen Versuch macht, seine Capitulation von Metz zu rechtfertigen, sich

ungeschickter Weise von Neuem den Zeitgenossen in's Gedächtniß gerufen hat, anstatt sich glücklich zu preisen, daß diese langsam anfingen ihn zu vergessen, so ist es gut, auch von seinen mexikanischen Antecedentien den Schleier fortzuziehen.

Kurz bevor im Spätherbst 1873 der Prozeß gegen Bazaine eröffnet wurde, schrieb ich, der ich mich fortwährend, wahrlich nicht aus Vorliebe, sondern aus berechtigtem Haß, mit jenem Mann beschäftigt habe, Folgendes:

„Nach langen Verzögerungen soll endlich der Nachweis geliefert werden — daß, wie in Berlin, es auch in Frankreich noch gerechte Richter giebt? O nein — daß man auch dort wie überall, nur die kleinen Diebe hängt, die großen aber laufen läßt. Das nämlich wird vermuthlich das Ende des Monstreprocesses sein, der gegen den Marschall Bazaine angestrengt ist. Das Kriegsgericht, welches sich unter dem Vorsitz des Herzogs von Aumale zur Fällung des Urtheils zu versammeln hat, wird, selbst wenn eine theilweise Schuld nicht sollte fortgeleugnet werden können, so viele Milderungsgründe aufzufinden wissen, daß der Angeklagte ohne Strafe davon kommt. Es ist sogar nicht unmöglich, daß es eine völlige Weißwaschung an ihm vornehme und ihm seinen Marschallsstab belasse, damit er das französische Heer zu ferneren ruhmvollen — Capitulationen führe.

„Ueber dem Spruch des Kriegsgerichts steht aber der, welchen die Gesammtheit der französischen Patrioten bereits gefällt hat, und der von den Ehrenmännern aller Nationen bestätigt ist. Dieser Spruch erklärt Bazaine wegen der Uebergabe der jungfräulichen Festung Metz und der Auslieferung einer großen Armee nicht nur für einen unfähigen General, sondern auch für einen Verräther an seinem Vaterlande. Das Brandmal, welches Gambetta ihm mit seiner bekannten Depesche aufdrückte, sobald er den Fall jenes wichtigen Platzes erfuhr und einsah, daß diese Katastrophe wesentlich zu dem für Frankreich unglücklichen Ausgang des Krieges beitragen mußte — die Zeit

hat es nicht zu verwischen vermocht. Auch heute erblickt man es blutig roth auf der Stirn Bazaine's, und die unparteiische Geschichte wird es verewigen, wie günstig auch die Entscheidung des Gerichts ausfallen möge.

„Sage man nicht, es zeige von Voreingenommenheit, ja von unverantwortlicher Liebloſigkeit, mich ſo ſtrenge gegen einen armen Angeſchuldigten auszuſprechen und nicht den Zeitpunkt abzuwarten, daß die öffentlichen Verhandlungen ihm Gelegenheit geben, ſich zu vertheidigen. Wo ſo laut wie in dieſem Falle die aller Welt bekannten Thatſachen reden, iſt jede Unterſuchung überflüſſig, es ſei denn, daß ſie ſich zum ausſchließlichen Zwecke ſtelle, neue Momente der Straffälligkeit zu entdecken. Schon längſt hätte Bazaine nicht nur verurtheilt, ſondern es hätte die Strafe an ihm vollzogen ſein müſſen. Würde er unmittelbar nach ſeiner Metzer Heldenthat Gambetta in die Hände gefallen ſein, er wäre wahrlich den verdienten vier Kugeln nicht entgangen — und das von Rechts wegen.

„Ich bin außer Stande, mit einem ſolchen Menſchen Mitleid zu empfinden. Ich würde darin nur eine Schwäche erblicken. Ich wünſche, daß, wie in der Natur der Blitz das niedrige Geſträuch verſchont, aber die hoch in die Lüfte ragenden Bäume mit zerſchmetterndem Strahle zu treffen pflegt, ausnahmsweiſe der Strahl der rächenden Gerechtigkeit auf ein ſchuldiges Haupt niederfalle, obgleich es ſich weit über die übrigen erhebt."

Ich habe obige Auslaſſung angeführt, obgleich das Verdikt anders ausfiel, als ich vorausgeſetzt hatte, weil ich kein Hehl daraus machen will, welche Stellung ich mit meinem Urtheil Bazaine gegenüber einnehme.

„Frankreich, das bisher nur die ruhmvolle Vergangenheit des Marſchalls kennt, wird, wenn Sie ihn verurtheilen, morgen ſeinen Tod beweinen. Auf dem Richtplatz pflegt die Nachwelt oft Standbilder zu errichten."

Mit diesen Worten schloß maître Lachaud am 10. Dezember 1873 die lange Vertheidigungsrede, durch welche er sich bemüht hatte, Bazaine vor dem Kriegsgericht in Trianon von den furchtbaren Anklagen, welche die Generale Rivière und Pourcet gegen ihn zusammengetragen hatten, zu entlasten. Es war ihm nicht gelungen. Bazaine wurde als ehr- und pflichtvergessener Vaterlandsverräther zum Tode verurtheilt, und wenn auch durch die Begnadigung Mac Mahon's diese Strafe in die der Einschließung in das Castell von Sainte-Marguerite umgewandelt wurde, moralisch, militärisch und politisch ist er dennoch todt seit jenem Verdikt; auch sein jüngster Rehabilitirungsversuch hat daran nichts zu ändern vermocht. Ich spreche deshalb von ihm wie von einem Hingeschiedenen. Praesente cadavere will ich nach egyptischem Brauch ein Todtengericht über ihn abhalten.

Vor Allem frage ich, ob Lachaud befugt war, von der „ruhmvollen" Vergangenheit des Capitulanten von Metz zu reden, und meine Antwort lautet: Nein. Die Begründung dieses kategorischen Nein liegt in dem einen Namen: Mexiko. Der mexikanische Feldzug war es, welcher Bazaine auf die höchste Staffel der militärischen Rangleiter erhob. Für seine dortigen „Heldenthaten" wurde er von seinem Herrn mit dem Marschallsstabe belohnt — und ihm dadurch die Möglichkeit gegeben, die stärkste Festung Frankreichs dem Feinde auszuliefern und ein Heer von mehr denn 160,000 Combattanten in die deutsche Gefangenschaft abführen zu lassen. Es ist darum wichtig, zu untersuchen, wie er sich in Mexiko benommen hat.

Bei jedem Angeklagten spielen seine Antecedentien eine bedeutende Rolle. Sind sie makellos, so wird der Richter milder gestimmt; sind sie unsauberer Natur, so wächst die Wahrscheinlichkeit, daß er auch das neue, ihm zur Last gelegte Verbrechen begangen habe. Quien hace un cesto, hace ciento — sagt ein spanisches Sprichwort — wer einen Korb macht, macht

hundert. Und schon in Mexiko hatte Bazaine begonnen, mit eigenen Händen den Strick zu drehen, mit welchem er seine Ehre erwürgte. Wenn man sieht, wie er dort gehandelt hat, wundert man sich weniger, daß er später in noch viel höherem Grade seine Pflicht als Militär und als Franzose verletzte.

So lange er den Befehlen des Generals und späteren Marschalls Forey untergeordnet war, fand er weniger Gelegenheit, sich in seinem wahren Charakter zu zeigen. Als er jedoch zum Hauptcommandirenden des Expeditionscorps ernannt wurde, da traten seine in Algerien, dieser verderblichen Pflanzschule einer großen Menge französischer Officiere, großgezogenen ehrgeizigen, grausamen, habgierigen und verrätherischen Anlagen zu Tage, und es bot sich ihm, um sie zu entwickeln, ein nur zu günstiges Feld dar.

Nach dem Falle von Puebla gab es kaum noch eine mexikanische Armee. Allein mehr oder minder starke Guerrillas, welche leider, wie es kaum anders möglich war, auf eigene Faust den Krieg fortsetzten und nur selten nach vorangegangener Combination gemeinschaftliche Operationen ausführten, verhinderten eine schnelle Besitzergreifung des ganzen Gebietes der Republik. Da gegen diese Guerrillas, welche ihrer Natur nach formelle Treffen thunlichst zu vermeiden suchten und sich vorwiegend auf Ueberrumpelungen schwacher feindlicher Détachements, vereinzelter Posten, Munitions- und Proviantrains und dergleichen beschränkten, mit geschlossenen Truppen wenig auszurichten war, um so schwerer als die genaue Kenntniß des Terrains, die sie besaßen, sowie die indirekte Unterstützung, welche sie bei dem größten Theile der Bevölkerung fanden, ihr rechtzeitiges Entkommen erleichterten, so verfügte Bazaine die Bildung sogenannter contra-guerrillas. Das war militärisch richtig; entsetzlich aber war es und nie gutzuheißen, wie diese Banden, wetteifernd mit den wilden Apaches und Comanches, im Lande hausten. Zusammengesetzt aus Verbrechern verschiedenster Natio-

nalität, aus wahren outlaws, war ihrerseits von einer Beobachtung der unter civilisirten Nationen üblichen Kriegsgebräuche absolut keine Rede. Obgleich ein französischer Generalstabsoberst, der berüchtigte Dupin, an ihre Spitze gestellt wurde, so fiel es ihm doch niemals ein, den Ausschreitungen und Grausamkeiten seiner Untergebenen entgegenzutreten; im Gegentheil feuerte er sie dazu an. Die Hauptaufgabe, der Haupzweck dieser wilden Gesellen war, unvertheidigte Ortschaften heimzusuchen. Dann wurde nach Herzenslust geplündert und geraubt, gesengt und gebrannt, geschändet und gemordet. Und fielen bei einem Zusammenstoß mit den Unsern Gefangene in die Hände solcher contra-guerrillas, so gaben diese niemals Pardon; der Galgen war ihr unvermeidliches Loos.

Ich habe Dupin persönlich nicht kennen gelernt. Nur seine Photographie ist mir vor Augen gekommen. Darin glich er mit seinem breitrandigen Hute und dem ganzen phantastischen Anzuge, mit dem er sich ausstaffirt hatte, mehr einem Räuberhauptmann als einem französischen Oberst. Seine Handlungen bestätigten diese Annahme. Einen Begriff kann man sich von ihm nach folgendem Schriftstück machen. Er hatte den Befehl erhalten, sich mit seiner contra-guerrilla aus dem Staate Tamaulipas nach der Lagune von Tuxpam zurückzuziehen, wo ein Détachement französischer Marinesoldaten von mexikanischen Streitkräften arg bedrängt wurde. Seine ablehnende Antwort lautete folgendermaßen:

„Gern würde ich mit Ihren vortrefflichen Marinetruppen zusammen operiren, aber für den Augenblick ist es nicht leicht, Tamaulipas zu verlassen, das trotz der angeblichen Erfolge der Truppen des Generals Mejia gegen Mendez sich in einer schwierigeren Lage befindet denn jemals zuvor. Nach den letzten Berichten soll die Bande von Mendez vernichtet und er selbst schwer verwundet sein. Die Wahrheit, wie ich gewohnt bin sie zu sagen, ist jedoch, daß Mendez und Carbajal mit mindestens

500 Mann sich am Meeresufer befinden, 15 Leguas entfernt von Soto-la-Marina und 30 von mir. Wenn ich aufbreche, werden sie die Flucht ergreifen; da ich aber die best berittene Cavallerie Mexikos habe, so hoffe ich einige von ihnen zu erreichen, die dann, wie Sie sich wohl denken können, bald an einem Stricke baumeln werden. Auf diese Weise spare ich Patronen."

Das Vorgehen Dupin's fand stets die entschiedenste Billigung seitens Bazaine's. Wie der Herr, so der Diener.

Als Erzherzog Ferdinand Maximilian aus den Händen einer unbefugten Deputation die mexikanische Kaiserkrone in Empfang nahm, da ahnte er nicht, daß er mit diesem Akte eine Abdankung seines eigenen freien Willens vollzog. In Bazaine oktroyirte ihm Napoléon III. einen Vicekaiser, gegen dessen Gewalt er sich nicht aufzulehnen vermochte. An seine Seite war ein Mann gestellt worden, der den Auftrag erhalten hatte, alle seine Handlungen im ausschließlichen Sinne der französischen Interessen zu lenken, und diese Rolle führte Bazaine mit einer Rücksichtslosigkeit durch, daß dem unglücklichen Prinzen oft Thränen ohnmächtiger Wuth die Augen netzten über die unerträglichen Demüthigungen, welche jener rohe Emporkömmling ihm zufügte. Jahre hindurch ließ dieser ihn unsägliche moralische Leiden erdulden. So oft das Herz des au fond menschenfreundlichen Erzherzogs sich zur Milde neigte, trat Bazaine ihm mit einem neuen Bluturtheil entgegen und zwang ihn, es mit zitternder Feder zu unterzeichnen. Das furchtbare Dekret vom 3. Oktober 1865, welches alle treu zu ihrem Lande und zu dessen rechtmäßiger Regierung haltenden Mexikaner als außer dem Gesetze stehend erklärte und die grüne Erde Anahuacs mit Blut tränkte, Bazaine hatte es ihm abgerungen. Wurden republikanische Soldaten gefangen genommen, so verhinderte Bazaine, daß ein kaiserlicher Gnadenakt sie vom Tode rettete. Mit überstürzter Eile, oft unter dem Schleier der Nacht, ließ

er ein französisches Kriegsgericht zusammentreten, welches im voraus von ihm den Befehl erhalten hatte, das „Schuldig" zu sprechen, und wenn der Morgen graute, lag ein neuer Haufen von Leichen auf dem Boden. Bisweilen verbot Maximilian ausdrücklich die Hinrichtung; Bazaine kehrte sich nicht an das Verbot; er ließ nichtsdestoweniger die Opfer niederschießen, car tel était son plaisir. Maximilian's Klagen vermochten die Todten nicht in's Leben zurückzurufen. Häufig genügte der leiseste Verdacht, für die Sache der Republik Sympathien zu empfinden, um dem Henker zu verfallen. In dem Städtchen Jerez wurden einmal auf Befehl Bazaine's an zweihundert Bürger jeden Alters, keine Soldaten, nur aus dem Grunde füsilirt, weil sie den Weg nicht angeben konnten oder wollten, welchen mexikanische Truppen, die den Tag vorher den Ort passirt, eingeschlagen hatten. Viele von ihnen wußten es in der That nicht.

An die verschiedenen Corpscommandanten entsandte Marschall Bazaine eine Instruktion, in welcher es unter Anderm heißt:

„Ich fordere Sie also auf, den Truppen, die sich unter Ihrem Befehle befinden, zu wissen zu thun, daß ich nicht gestatte, Gefangene zu machen — que je n'admets pas que l'on fasse des prisonniers. Jedes Individuum, gleichviel welches, soll niedergemacht werden — sera mis à mort. In Zukunft wird keine Auswechslung von Gefangenen mehr stattfinden."

Unzählige Beispiele bestätigen, daß dieser Blutbefehl genau befolgt wurde. Nur eines, welches mir von einem Augenzeugen berichtet wurde, will ich hier anführen:

Am 21. November 1864 gelang es dem Regimente der chasseurs d'Afrique unter der Anführung des Obersten Dupart in der Hacienda de Guadalupe im Staate Durango ein vom Major Cayetano Sainz Pardo befehligtes mexikanisches

Streifcorps zu überraſchen. Verräther, welche die Gegend kannten, hatten den Franzoſen den Weg gezeigt. Der Ueberfall geſchah ſo plötzlich, daß von einer wirkſamen Vertheidigung keine Rede ſein konnte. Die Mehrzahl der Unſern wurde erbarmungslos niedergeſäbelt. Nur der Anführer Sainz Pardo jagte, da Alles ſchon verloren war, auf ſeinem ſchnellen Pferde davon. Aber auch er wurde eingeholt. Als er die Verfolger ſich nahe ſah, warf er das Pferd herum und bereitete ſich, den Revolver in der Hand, vor, ſein Leben möglichſt theuer zu verkaufen. Ein franzöſiſcher Officier forderte ihn auf, ſich zu ergeben; er verſprach ihm in dieſem Falle ſofortige Freilaſſung, damit er zu ſeiner Familie zurückkehre. Pardo, der überdies krank war und ſich kaum noch auf dem Sattel halten konnte, nahm die ihm angebotene Garantie an. Der Officier ſtellte den Gefangenen ſeinem Chef vor. Dupart aber befahl, demſelben ſeine Kleider vom Leibe zu reißen, und ließ ihn völlig nackt an einen Pfahl anbinden.

„Als Bandit wirſt Du den verdienten Tod erleiden!“ rief er ihm zu.

„Ich verachte den Tod“, erwiderte Pardo, aber ich proteſtire gegen die Bezeichnung „Bandit“, mit der Sie mich brandmarken wollen. Ich habe nur meine Pflicht gethan, indem ich mein Vaterland vertheidige. Weit eher kommt Ihnen dieſer Name zu, der Sie gewaltſam in's Land gedrungen ſind, um uns unſere Nationalität zu rauben. Fluch den Franzoſen! Fluch dem Tyrannen Louis Napoléon! Es lebe die Unabhängigkeit von Mexiko, es lebe — — —“

Da krachte eine Salve. Von mehreren Kugeln durchbohrt, hing der Leichnam des wackern Patrioten am Pfahle.

Man hat ſich wohl gehütet, in Europa bekannt zu machen, wie das franzöſiſche Interventionsheer in Mexiko gewüthet hat. Ich ſelbſt bin im Jahre 1866 und Anfang 1867 Tage lang, namentlich in den nördlichen Staaten der Bundesrepublik nur

durch eingeäscherte Dörfer und Städte marschirt. Für alles Dieses ist in erster Linie Bazaine verantwortlich zu machen, wenn auch auf seinen Meister in den Tuilerieen ein großer Theil der Mitschuld fällt.

Nebenbei bot das Land dem Marschall die Mittel, sich persönlich zu bereichern. Verhältnißmäßig arm hinübergekommen, verließ er es, die Taschen mit Millionen gefüllt, die er theils geraubt, theils erschwindelt hatte. Ein Maximilian erpreßtes Dekret gestattete die zollfreie Einfuhr der für den Bedarf der französischen Armee nöthigen Artikel. Daraufhin ließ Bazaine sich aus Frankreich Seidenstoffe, Spitzen, Handelsgegenstände aller Art senden und schmuggelte sie unter der Etiquette „Bedürfnisse für das Heer" in den Hafen von Veracruz ein. Mit diesen Waaren gründete er dann in der Hauptstadt einen Bazar nächst dem vornehmsten Hotel Iturbide und ließ sie dort zu wohlfeilen Preisen, mit denen die übrigen Kaufleute, welche ihre Steuern, Abgaben und Zölle ehrlich bezahlt hatten, natürlich nicht concurriren konnten, verkaufen. Auf diese bequeme Weise machte er glänzende Geschäfte. Jener Bazar bestand noch, selbstverständlich unter erborgter Firma, nachdem wir im Sommer 1867 wieder in Mexiko eingezogen waren. Bei dem daselbst bald darauf vorgenommenen Ausverkauf habe ich selbst zu auffallend günstigen Bedingungen einzelne Gegenstände erstanden. Erst später erfuhr ich, daß ich mit meinem Gelde unfreiwillig einen Tribut an Monsieur Bazaine gezahlt hatte.

Auch seine Heirath mit einer jungen Mexikanerin benützte der kurz vorher zum Wittwer gewordene Marschall, um eine financielle Spekulation auszuführen.

Zunächst will ich jedoch — nach Hörensagen — von seiner ersten Frau erzählen.

Als ich Mitte 1864, aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, in Paris weilte, die erste Gelegenheit abwartend, um in mein Vaterland zurückzukehren und von Neuem mich an den Kämpfen

gegen die Franzosen und die Kaiserlichen zu betheiligen, wurde ich eines Tages in einem nahe der berühmten Buchhandlung von Firmin Didot gelegenen, beinahe ausschließlich von Schriftstellern frequentirten Kaffeehause — ich glaube, es hieß café Caron — von einem Bekannten auf einen etwa vierzigjährigen, hageren, unsympathischen, härtigen und bebrillten Herrn aufmerksam gemacht, einen Journalisten, dessen Name mir übrigens entfallen ist, und mir in Bezug auf ihn Folgendes mitgetheilt: Als Bazaine in einer algierischen Ortschaft in Garnison stand, sah er einmal ein etwa zehn- bis zwölfjähriges reizendes Arabermädchen auf der Straße Früchte verkaufen. Die Kleine gefiel ihm, und er beschloß sie sich anzueignen. Ohne große Schwierigkeit erlangte er von den Eltern für eine mäßige Summe Geldes die Abtretung ihres Kindes. Bazaine ließ dasselbe nun in einem Pensionat erziehen, und als das Mädchen zur Jungfrau erblüht war, heirathete er sie trotz des großen Altersunterschiedes. Später nahm er seine Frau mit sich nach Paris. Nach Mexiko beordert, mußte er sie in der für allein stehende hübsche Damen etwas gefährlichen Lutetia zurücklassen. Dort machte sie zufällig die Bekanntschaft jenes Journalisten, und obgleich derselbe, wie gesagt, keineswegs durch sein Aeußeres bestach, gelang es ihm dennoch ziemlich schnell, die gelangweilte Stimmung der Strohwittwe geschickt benützend, in ein näheres Verhältniß mit ihr zu treten. Die Sache wurde ruchbar. Auch der fern weilende Gatte erfuhr davon. Er schrieb darauf der Ungetreuen einen vernichtenden Brief, in welchem er sie an alle ihr von ihm erwiesenen Wohlthaten erinnerte und ihr die bittersten Vorwürfe machte. Sie, wohl auch schon überdrüssig des Galans und von Gewissensbissen gefoltert, fand keinen andern Ausweg aus ihrer falschen Situation als den Selbstmord. Ein schnell wirkendes Gift, das sie sich zu verschaffen gewußt hatte, machte ihrem jungen Leben ein Ende.

Relata refero. Ich übernehme deshalb keine Verant-

wortung für die Wahrheit dieser Mittheilung. Jedenfalls war Bazaine in der Lage, in Mexiko ein neues und — vortheilhafteres Ehebündniß zu schließen. Seine Wahl fiel auf eine sehr junge, vornehme Dame, Pepita Peña. Maximilian machte der Frau Marschallin ein kostbares Hochzeitsgeschenk; er überließ ihr und ihrem Gemahl als provisorisches Heim den prachtvoll möblirten Palast Buenavista und verpflichtete sich, ihnen, im Falle ihrer Rückkehr nach Europa, die Summe von 100,000 Pesos als Aequivalent dafür auszahlen zu lassen. Sein Tod hinderte ihn, dieses Versprechen zu erfüllen. Bazaine verstand es jedoch, sich wenigstens einigermaßen für diesen Ausfall zu entschädigen. Er verkaufte nämlich das ganze ihm nur zur Nutznießung überlassene Mobiliar und steckte die daraus gelöste Summe von 85,000 Francs ein. Ebenso schlug er um mehrere tausend Pesos einen Galawagen los, der ihm auch nur zu seinem persönlichen Gebrauch geliehen worden war. Etwas ist immer besser, als nichts, dachte er. Und dieser Mensch hat die Kühnheit zu behaupten, „daß weder er noch seine Frau jemals, was immer es sei, von dem, was die Souveräne von Mexiko ihm so freigebig angeboten, empfangen haben."

Charakteristisch ist noch folgender Zug seiner schmutzigen Habgier. Contraktlich waren ihm monatlich 12,000 Pesos als Quartiergeld zugewiesen. Da er aber nach der Heirath mit seiner Frau den oben erwähnten Palast bewohnte, so ließ das kaiserliche Schatzamt zwei Monate vorübergehen, ohne ihm jene Summe auszuzahlen. Bazaine beklagte sich darüber bei Maximilian, und als dieser, dessen Finanzen trotz der in Frankreich effektuirten Anleihen sich in einem keineswegs blühenden Zustande befanden, ihm erstaunt entgegnete:

„Aber, Marschall, Sie haben ja einen geräumigen Palast zu Ihrer Verfügung" — antwortete er cynisch:

„Majestät, der gehört meiner Frau, aber nicht mir!"

Der rückständige Betrag mußte ihm entrichtet werden.

Noch schlimmerer Handlungen hat er sich jedoch gegen seinen Wohlthäter schuldig gemacht. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß er es gewesen, welcher die Gewehre lud, deren Schüsse den österreichischen Erzherzog auf dem Cerro de las Campanas niederstreckten. Wenn man mit Recht Louis Napoléon den moralischen Mörder jenes unglücklichen Fürsten nennt, so war Bazaine das Werkzeug dieses Mordes.

Vom Beginn der kurzen Kaiserherrlichkeit an spielte der Oberbefehlshaber des französischen Expeditionscorps dem Kaiser Max gegenüber die Rolle eines Verräthers. Als würdiger Helfershelfer diente ihm der mexikanische traidor, General Almonte — par nobile fratrum. Diesem saubern Herrn, dessen Brust das Großkreuz der Ehrenlegion zierte, war es nicht darum zu thun, den Kaiserthron Maximilian's zu stützen; er hatte nur sein eigenes Interesse und das seiner Creaturen im Auge, und als er meinte, daß von dem Habsburger sein nimmersatter Ehrgeiz nicht ausreichend genug befriedigt worden sei, bot er Napolén III. seine geheimen Dienste an. Bereitwillig wurden sie allerhöchsten Orts angenommen. Zuerst schlug Almonte dem Kaiser vor, Goldminen in Mexiko, speciell in Sonora, für ihn anzukaufen, und zwar, um die Person des Souveräns aus dem Spiele zu lassen, im Wege eines angeblichen Aktienunternehmens. Aus den in den Tuilerien nach dem 4. September 1870 aufgefundenen, auf die mexikanische Expedition bezüglichen geheimen Papieren wird nicht ersichtlich, ob das Geschäft ernstlich in Angriff genommen wurde. Der Umstand, daß der Hauptunterhändler, der Stiefbruder des Kaisers, Herzog von Morny, inzwischen am 10. März 1865 gestorben war, gestattet den Schluß, daß es nicht dazu kam. Da aber die Thätigkeit Almonte's in dieser Richtung keine Nahrung fand, so übernahm er die Rolle eines Spions und berichtete in feindlichstem Sinne über das Gebahren am mexikanischen Kaiserhofe nach Paris. So schrieb er z. B. am 11. Mai 1865 an den Kaiser der Franzosen:

„Anstatt die Popularität, zu der man ihm" — Maximilian — „die Wege geebnet hatte, festzuhalten, ist er heute ein Gegenstand der Verwünschung für die Einen, die ihn beriefen, und des Spottes für die Andern, die sich von jeher gegen seine Berufung sträubten."

Wie aus einem gleichfalls aus dem Jahre 1865 stammenden Schreiben des Königs Leopold I. von Belgien an Louis Napoléon erhellt, in welchem Jener sich über die schwierige Lage seines Schwiegersohnes in Mexiko ausspricht, galt diesem schon damals als Haupthinderniß einer Pacifikation des Landes — Bazaine. In einer in seinem Namen verfaßten Note vom 7. Juli 1866, welche durch die Kaiserin Carlota in den Tuilerien übergeben wurde, findet sich folgender Passus:

„Wenn es mir nicht möglich war, die contrahirten Schulden einzulösen, so liegt die Ursache darin, daß die versprochene Pacifikation nicht durchgeführt wurde."

Und wem lag diese ob? Bazaine.

„Ohne Zweifel", heißt es an einer anderen Stelle jener Note, „hat sich Mexiko durch den Vertrag von Miramare verpflichtet, den Unterhalt des Expeditionscorps sowie dessen Kriegs- und Occupationskosten zu bestreiten; es war aber darunter keineswegs verstanden, daß nur ein Drittel oder die Hälfte des Landes besetzt werden solle, auch war die Voraussicht ausgeschlossen, daß einzig und allein die Kriegstransporte, indem einzelne Colonnen vierzehnmal Michoacan, fünfmal Monterey, zweimal Chihuahua u. s. w. besetzt und dann wieder geräumt hatten, sich auf sechszehn Millionen Francs belaufen würden. Die kaiserliche Regierung konnte nicht voraussehen und hätte auch nicht anzunehmen vermocht, daß nach einem dreijährigen verderblichen Kriege der Oberbefehlshaber der 50,000 Mann starken franco-mexikanischen Armee nicht in den reichen Provinzen von Guerrero, Tabasco und Chiapas, wo nie ein einziger französischer Soldat erschienen ist, den Gehorsam zu erzwingen im Stande war. Ich konnte

vor Allem nicht annehmen, daß nach diesen drei Kriegsjahren, Dank der Unthätigkeit des Oberbefehlshabers oder seinen Dispositionen, alle ausgedehnten Nordstaaten unter das Joch der Juaristen zurückfallen würden."

Im weitern Verlauf der Note wird gesagt, der Marschall selbst habe die Richtigkeit jener Thatsachen dadurch anerkannt, daß er im Januar 1866 anzeigte, die Unthätigkeit seiner Truppen werde nun aufhören, und „der Kaiser werde bald sehen, daß nicht die Militärfrage ihn in erster Linie beschäftigte". Die Wirklichkeit habe jedoch leider bewiesen, daß dieses feierliche Versprechen ein todter Buchstabe geblieben. Zu wiederholten Malen habe der Obercommandant die kläglichen Resultate seiner Haltung zu erklären versucht, indem er sich über einige unzuverlässige Behörden beschwerte. Am 2. Dezember 1865 verlangte Maximilian von Bazaine Bemerkungen über sämmtliche mexikanische Functionäre. Am 6. Januar 1866 schrieb er ihm:

„Ich erwarte durch den nämlichen Courier die Namen derjenigen Behörden, welche Ihnen nicht loyal genug erschienen, und die man zurückberufen muß, denn ich will alle Mittel, die in meiner Macht liegen, zu Ihrer Verfügung stellen. Ich werde jene Beamten durch neue, die Ihr Vertrauen besitzen, ersetzen. Sie bestehen ferner auf der regelmäßigen Auszahlung der Truppen. In Bezug darauf muß ich bemerken, daß meine Regierung das Möglichste gethan hat; sie hat sogar, um alle ihre Hilfsmittel ausschließlich der Armee zuzuwenden, die nothwendigsten Verbesserungen im Civildienste vernachlässigt. Die Armee ist es, die allein die ganzen Staatseinkünfte absorbirt, und man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur einen Blick auf die Rechnungen des Ministeriums zu werfen."

Maximilian wies nach, daß der schlechte Stand der Finanzen und die Schwierigkeit, allen seinen Verpflichtungen nachzukommen, nicht ihm zur Last gelegt werden dürfe. Was könne er anders thun, als die ihm von der französischen Regierung

geschickten Agenten verwenden? Schließlich wehrte er die Insinuation ab, als hätte er nicht die Organisation einer nationalen Armee betrieben, und hier klagte er wiederum den Marschall Bazaine wegen seines unverkennbaren Uebelwollens an.

Andererseits formulirte dieser immer neue und neue Vorwürfe gegen Maximilian, und da man in Frankreich nur einen Vorwand suchte, um sich aus der Affaire zu ziehen, die man anfänglich leichter zu bewältigen geglaubt hatte, so fanden jene fast durchgehends ungerechten Vorwürfe ein geneigtes Ohr bei dem Machthaber in Paris. Alle Schuld des Nichterfolgs oder richtiger gesagt, des mangelhaften Erfolgs wurde dem armen Kaiser in die Schuhe geschoben.

Während so Maximilian und Bazaine gegen einander gerichten, sich gegenseitig bei Louis Napoléon verklagten, und die Situation sich zu einer unentwirrbaren zuspitzte, hatte Rouher das Toupet, in der Deputirtenkammer die Erklärung abzugeben, das beste Einvernehmen herrsche zwischen dem Marschall und dem Kaiser von Mexiko.

Sehr gelegen kam Ersterem die Rückberufung des Expeditionscorps. Was aus der mexikanischen Orange herauszupressen war, hatte er aufgesogen. Die Zeit war gekommen, sie fortzuwerfen. An Geld und Auszeichnungen war er überreich geworden. Er hatte seinem Blutdurst vollauf Genüge gethan. Er fürchtete auch wohl, daß, da die Sache eine immer bedenklichere Wendung zu nehmen begann, er Einbuße an seinen schmachvoll erworbenen Gütern erleiden könnte.

Napoléon III. erkannte endlich, wenn auch zu spät, daß sein mexikanisches Projekt, „die großartigste Idee seiner Regierung", ein Fehlschlag sei. Der schlaue Spieler mit dem Geschicke der Nationen hatte sich dieses Mal verrechnet; er hatte verabsäumt, den Patriotismus der Mexikaner in seinen Calcul zu ziehen.

Am 9. Juni 1866 schrieb Bazaine an seinen Herrn:

„Der Beschluß Eurer Majestät bezüglich der Rückkehr der Truppen hat zur unmittelbaren Folge, daß sich die mexikanische Regierung fortan entschlossener als früher mit der Organisation ihrer Finanzen und ihrer Armee beschäftigt. Wir unterstützen sie nach Kräften, und hätte man die verflossenen Jahre so gut verwerthet, wie man jetzt es thut, so wäre die Regierung trotz aller ihrer Fehler und namentlich trotz ihrer Zauberpolitik auf lange hinaus gesichert gewesen. Ich habe also die gute Hoffnung, eine feste Organisation hinter mir zurückzulassen, besonders dann, wenn noch einige Monate hindurch der französische Staatsschatz den mexikanischen Finanzen zu Hilfe kommt, und wenn nicht ein Flibustiersturm, entweder auf Anstiften von Juarez oder von dem Ex-Diktator Santa-Anna, aus dem Norden kommt."

So viel Worte, so viel Lügen.

Mir liegt es nicht ob, die Verwaltung Maximilian's zu rechtfertigen oder auch nur zu entschuldigen. Für ihre Fehler ist jedoch vorwiegend Bazaine zur Rechenschaft zu ziehen. Wenn er die Zuversicht aussprach, „eine feste Organisation hinter sich zurückzulassen", so sagte er eine bewußte Unwahrheit. Er besser denn Jemand wußte, daß die Zeit vorüber war, von den republikanischen Truppen als von bloßen Flibustierschaaren zu reden. Er konnte sich nicht darüber täuschen, daß der von ihm als möglich vorausgesehene „Sturm aus dem Norden" den Kaiserthron, den Kaiser und — ihn selbst mit seiner ganzen Armee zu Boden werfen müsse. Darum fort aus diesem ungastlichen Lande, dessen barbarische Bewohner kein Verständniß hatten für die „civilisatorische Mission der großen französischen Nation!" Und wie der schlimme Ganelon in „Kaiser Karl's Meerfahrt" murmelte er vor sich hin:

„Wär' ich mit guter Art davon,
Mag Dich der Henker holen!"

Er trennte sich von Maximilian, der ihn mit Wohl-

thaten und Ehren überhäuft hatte, und dem er als Entgelt dafür das Odium für alle von ihm selbst begangenen Verbrechen aufbürdete — eine Bürde, die Jenen nothwendig in den Abgrund reißen mußte; er trennte sich von ihm, wie man mir erzählt hat, mit einem kalten, spöttischen Lächeln auf den Lippen, ohne daß ihn auch nur die leiseste Regung von Mitleid beschlich.

Bis zum letzten Augenblick spielte er dem Kaiser gegenüber Komödie. Als die Agenten Napoléon's dem Kaiser Max eine Note Bazaine's überreichten, in welcher die Nothwendigkeit der Abdikation nachgewiesen war, erwiderte der Kaiser, mühsam seine moralische Empörung niederkämpfend:

„Meine Herren, die Erklärung, welche Sie mir mittheilen, steht nicht im Einklange mit der letzten Meinung des Marschalls. Lesen Sie", fuhr er fort nnd zog ein Papier aus der Tasche, „hier ist eine Depesche, die ich gestern Abends erhalten habe. Lesen Sie, und Sie werden sehen, daß der Marschall mir erklärt, er sei nach reiflicher Ueberlegung überzeugt, daß die einzig mögliche Lösung der Schwierigkeit mein Verbleiben am Ruder sei. Er fordert mich auf, auszuharren und den Krieg kräftig fortzusetzen, indem ich Marquez, Miramon, Mejia und die übrigen Generale verstärke. Endlich bietet er mir an, mich mit Waffen zu versorgen, und versichert mich seines Beistandes bis zum letzten Augenblick der Occupation."

Dieses in den Tuilerien aufgefundene Schriftstück, ein Bericht an Napoléon III., der mit den bezeichnenden Worten beginnt: „Die Farce wandelt sich zur höheren Komödie, die in eine Tragödie ausarten kann" — steht im offenbarsten Widerspruche mit der späteren Handlungsweise Bazaine's. Der Marschall wollte den Schauplatz seiner „ruhmvollen" (!) Thaten, wie Lachaud in seiner Vertheidigungsrede sagte, nicht verlassen, ohne eine neue Seite seines Charakters zu enthüllen, dieselbe, welche später das Verdikt des Kriegsgerichts: „Degradation und Tod" auf sein schuldiges Haupt herabzog.

TAYLOR INST. OXFORD

Bazaine wurde an seinem Wohlthäter zum Verräther.

Einen Theil der Waffen und Munition, welche mit sich zu nehmen ihm zu beschwerlich war, zerstörte er und vergrub er, trotz des oben angeführten Versprechens und trotzdem er wußte, daß sie Maximilian von dem größten Nutzen waren; einen andern, so mehrere gezogene Kanonen, bot er dem mexikanischen General Porfirio Diaz zum Verkauf an, damit sie ihm gegen den Kaiser dienen sollten.

In einem mir zur Verfügung gestellten Briefe, welchen jener General aus Guadalupe Hidalgo am 3. Mai 1867 an einen Freund richtete, und mit welchem ich bei einer späteren Gelegenheit mich noch eingehender zu beschäftigen gedenke, findet sich folgende Stelle:

„Noch ein andrer Vorschlag wurde mir durch den Vermittler Bazaine's gemacht, nämlich ihm 6000 Gewehre und 4 Millionen Zündhütchen abzukaufen. Hätte ich es gewünscht, so würde er mir auch Kanonen und Pulver verkauft haben, aber ich schlug es ab, diesen Vorschlag anzunehmen. Die Intervention und deren Erfolge haben uns die Augen geöffnet, und in Zukunft werden wir vorsichtiger sein, wenn wir mit den Mächten Europas zu thun haben, namentlich mit Frankreich."

Porfirio Diaz handelte hierin als ein Ehrenmann. Er wies mit Entrüstung das schändliche Anerbieten Bazaine's zurück. Er verachtete nicht nur den Verräther, er wollte auch aus dessen Verrath keinen Vortheil ziehen.

Den durch Bazaine vollzogenen Verkauf von Kriegsgeräth gesteht auch ein französischer Militärschriftsteller ausdrücklich ein, der bekannte, im vorigen Jahre in Tonkin gefallene Marineofficier Henri Rivière in seinem Buche: „La Marine française au Mexique". Er sagt darin: „Marschall Bazaine hatte dem Kaiser Maximilian seinen Palast Buenavista für 100,000 Pesos verkauft" — das ist, wie ich weiter oben bemerkt habe, unrichtig. — „Die Expedition wurde für Frankreich

weniger glänzend liquidirt. Im Augenblick der Abfahrt verkaufte man in Paso del Macho" — einer nahe Veracruz gelegenen Ortschaft — „sechs vollständig aufgezäumte Maulthiere, 145 neue und 79 alte Packsättel in öffentlicher Versteigerung zu 6 Realen. Das war nicht theuer."

Aus dem angeführten Briefe des Generals Diaz habe ich jedoch nur des zweiten der ihm von Bazaine gemachten Vorschläge Erwähnung gethan. Der erste war noch empörender. Porfirio schreibt:

„General Bazaine hat mir vor seinem Abzug durch eine dritte Person angeboten, mir die von den Franzosen besetzten Städte sowie auch Maximilian, Marquez, Miramon und Andere auszuliefern, falls ich auf eine gewisse Bedingung einginge, die ich jedoch zurückwies, weil ich sie nicht für ehrenhaft erachtete."

Will man einen stärkeren Beweis dafür, daß Bazaine ein elender Verräther war? Dafür, daß, hätte es von ihm abgehangen, er den habsburgischen Erzherzog und seine bisherigen Waffengefährten mit Freude ihren erbitterten Feinden in die Hand gegeben haben würde, damit diese nach Gutdünken mit ihnen verführen? Worin jene Bedingung bestand, über welche Diaz sich nicht weiter ausläßt, ergiebt sich aus einer Erklärung, die Bazaine nach Erscheinen seines Buches in einem Pariser Blatt veröffentlichte, um die bezüglich seiner Handlungsweise und seiner Bestrebungen in Mexiko aufgestellten Behauptungen zu dementiren.

„Da man mich zwingt", schreibt er, „es zu sagen, so will ich auseinandersetzen, kraft welcher Instruktionen ich in Mexiko mit den Gegnern des unglücklichen Maximilian in Unterhandlungen getreten war, und in welcher Weise der Chef, dem ich gehorchen mußte" — Napoléon III. — „mir dankte, als, um die öffentliche Meinung irre zu führen, die Schmeichler allein mich mit der Verantwortung für das, was wirklich geschehen ist, belasten wollten."

„In den Tuilerien, den 31. Januar 1866.

„. . . . Sollte etwa Kaiser Maximilian nicht die nöthige Energie besitzen, um nach Abmarsch unserer Truppen in Mexiko zu bleiben, so würde es erforderlich sein, eine Junta zusammenzuberufen, eine Regierung zu organisiren und durch Ihren Einfluß die Wahl eines Präsidenten der Republik zu erlangen, dessen Gewalt sechs bis zehn Jahre dauern müßte.

„Diese Regierung hätte sich, wie es selbstverständlich ist, zu verpflichten, den größten Theil unserer Forderungen an Mexiko zu bezahlen. Gez.: Napoléon."

Paris, den 12. April 1866.

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich Sie wiederzusehen wünsche, um Ihnen mündlich meine ganze Dankbarkeit für Ihre Handlungsweise in Mexiko auszudrücken.

Gez.: Napoléon."

Aus diesen beiden Briefen Napoléon's, die ich für authentisch halte, geht indeß nichts weiter hervor, als daß, woran ich persönlich niemals gezweifelt habe — das oben von mir citirte Sprichwort: Wie der Herr, so der Diener — auch umgekehrt eine Wahrheit enthält. Kann es aber den Schurken Bazaine entschuldigen, daß Napoléon ein ebenso großer Schurke war?

Das ist ein Theil der „ruhmvollen" mexikanischen Vergangenheit des Capitulanten von Metz, und noch ist nicht die ganze Geschichte jener unseligen Expedition geschrieben worden.

Die Ex-Kaiserin Carlota hatte wohl Recht, in die größte Wuth zu gerathen, als einmal zufällig der Name Bazaine vor ihren Ohren ausgesprochen wurde. Trotz des Wahnsinns, der ihre Sinne umnachtet, weiß sie, daß er der Mörder ihres Gatten ist.

Es ist leider nur eine poetische Auffassung, welche von der Wirklichkeit in den meisten Fällen Lügen gestraft wird, „daß jede Schuld sich auf Erden rächt". Im Falle Bazaine's scheint

sie sich wenigstens theilweise bewahrheitet zu haben. Wenn er auch aus den Kerkermauern der Insel Sainte-Marguerite zu entfliehen vermochte, so büßt er doch wenigstens durch eine ruhmlose Verbannung nicht nur, was er gegen sein Vaterland in Metz verschuldet, er büßt zugleich, was er an Mexiko und dessen beklagenswerthen ephemeren Kaiser verbrochen hat.

Die Mitwelt hat ihr verdammendes Urtheil über ihn gefällt, die Nachwelt, die Geschichte werden es bestätigen.

Nach dieser langen, aber, weil ich ja von mir weniger sprechen will als von Anderen, nothwendigen Abschweifung kehre ich mit meiner Erzählung zu dem Augenblick zurück, wo ich am 17. Mai 1863 nach dem Falle von Puebla auf Befehl Forey's von Armee-Gensdarmen in das Gefängniß abgeführt wurde.

Dort verblieb ich in strenger Haft bis zum Morgen des 20. im Verein mit einigen Officieren des Armeecorps des Centrums, welche am 8. Mai in der Schlacht bei San Lorenzo dem Gegner in die Hände gefallen waren. In der Frühe wurden wir aufgefordert, uns marschfertig zu machen. Meinen Säbel gab man mir zurück, nicht aber den Revolver, der vom Feinde als Kriegsbeute angesehen wurde. Auch mein Pferd mit Sattel und Zaumzeug verblieb im Besitz der Franzosen. Es war nämlich von Forey bestimmt worden, daß sämmtliche gefangene Officiere, vom Obersten einschließlich ab, den Weg nach der Hafenstadt Veracruz zu Fuß zurücklegen sollten, um von dort nach Frankreich deportirt zu werden. Nur den wirklichen und graduirten Generalen wurde gestattet, sich Wagen zu bedienen.

Für Viele von uns war ein so weiter Marsch, in der Gluthhitze des Mai's unternommen, ein beschwerliches Stück Arbeit, am Meisten für die des Gehens ganz ungewohnten Cavallerieofficiere. Ueberdies ist im Allgemeinen der den bessern Ständen angehörende Mexikaner wenig an Fußtouren gewöhnt;

selbst wo es sich nur darum handelt, kurze Wegstrecken zurückzulegen, besteigt er sein Pferd. Ich ertrug diese Strapazen leichter. Die turnerische Vorbildung, welche ich in meiner Jugend genossen hatte, kam mir in diesem Falle gut zu statten.

Die uns zu Theil werdende Behandlung harmonirte wahrlich nicht mit dem von Forey gegebenen Versprechen.

Am Nachmittage des 19. hatte er sich, wie mir von Kameraden, die bei der Szene anwesend gewesen waren, mitgetheilt wurde, in das Haus begeben, welches unserm General en chef, Jesús Gonzalez Ortega, und den übrigen Generalen als Gefängniß angewiesen worden war, um demselben, wie er sagte, einen Besuch abzustatten. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich die Letzteren vorstellen und richtete an sie, als sie versammelt waren, folgende Ansprache:

„Die Uebergabe des Platzes ist eine neue und außergewöhnliche gewesen, wie eine ähnliche in den Annalen der europäischen Kriege sich nicht verzeichnet findet, denn es war keine Uebergabe nach dem üblichen vorhergegangenen Nachsuchen um Garantien, ebensowenig eine Capitulation, und deßhalb weiß ich nicht, welchen passenden Namen ich ihr geben soll. Ich bin der Meinung, daß Sie Ihre Waffen zerbrochen haben, um sie nicht dem französischen Heere auszuliefern, obwohl dieses sehr würdig war, sie aus den Händen der Vertheidiger des Platzes von Puebla zu empfangen; das schließt indessen nicht aus, daß jener Akt in hohem Grade ehrenvoll für Mexiko ist. Sie sind aber, meine Herren, nicht in die Gewalt Ihrer Feinde gefallen, sondern in die des französischen Heeres. Ich beabsichtige nur, Sie vom Kriegstheater zu entfernen, werde jedoch dafür sorgen, daß Ihre Gefangenschaft Sie so wenig als möglich belästige."

Nun, eine nicht unbedeutende Belästigung war immerhin schon das mehrtägige Marschieren zu Fuß.

Als wir in geschlossenen Reihen, von französischen Truppen escortirt, die Stadt verließen, stimmten wir die prachtvolle, von

Francisco Gonzalez Bocanegra verfaßte mexikanische Nationalhymne an, deren Verse glühenden Patriotismus athmen, und deren Musik an packender Kraft und melodischer Schönheit sich sehr wohl mit der Marseillaise messen kann.

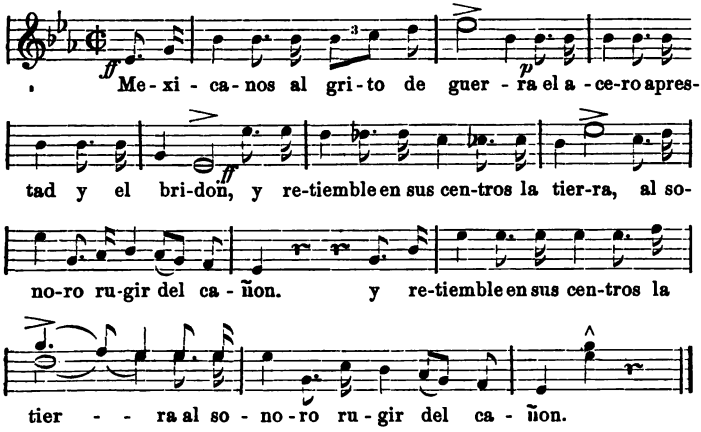
Der Chor, welcher jede Strophe einleitet und schließt, lautet im Spanischen:

„Mexicanos, al grito de guerra
El acero aprestad y el bridon,
Y retiemble en sus centros la tierra
Al sonoro rugir del cañon!"

Zu deutsch, in freier prosaischer Uebersetzung, die freilich die überschwängliche Poesie des Originals nur unvollkommen wiederzugeben vermag:

„Mexikaner, da das Feldgeschrei ertönt, richtet her den Stahl und das Schlachtroß; in seinen Eingeweiden erzittre der Erdball beim heiseren Gebrüll der Geschütze!"

Die Musik zu diesem Chor ist folgende:



Die als Soli gesungenen Strophen haben einen mollartigen Charakter.

Ich bin überzeugt, daß wenn diese Hymne, ebenso wie viele

andere mexikanische Lieder, in Europa bekannt würden, sie allgemeinen Anklang fänden. Ist doch die „Paloma“, obgleich sie, was den Rythmus anbetrifft, in der Regel ganz falsch gespielt wird, ein beliebtes Concertstück geworden.

Gonzalez Ortega und die übrigen Generale traten erst am 22. ihre Reise an. Vier von ihnen hatten es inzwischen verstanden, die Wachsamkeit der französischen Schildwachen zu täuschen, und waren glücklich entkommen. Unter ihnen befand sich auch Porfirio Diaz, der später den Franzosen und den Kaiserlichen sich abermals als ein gefährlicher Gegner erweisen sollte. Daß auch Gonzalez Ortega selbst bei der Durchreise durch Orizaba entfloh, habe ich schon mitgetheilt. Alle hatten ein volles Recht, ihr Heil in der Flucht zu suchen, da kein Einziger von uns Gefangenen irgend welche Verpflichtung eingegangen war.

Die Wagen erreichten uns im Dorfe Acultzingo. An jeder Kutschenthür gingen zwei Infanteristen; die Vorhut bildete ein Detachement von zweihundert chasseurs d'Afrique und von zweihundert Fußsoldaten. Hinter und neben den Wagen marschirte die gleiche Anzahl von Infanterietruppen. Zu beiden Seiten der Straße waren Tirailleurs ausgesandt, um das Terrain zu recognosciren und einen etwa geplanten Ueberfall rechtzeitig zu avisiren und dadurch zu vereiteln.

Wir Uebrigen wurden in gleich strenger Weise bewacht. Auf das Bestimmteste war uns verboten worden, aus der Reihe zu treten. Als in dem Städtchen Cañada de Ixtapa ein Hauptmann der Miliz des Staates Chiapas gegen dieses Verbot verstieß und einige Schritte sich den Häusern näherte, wurde der Aermste sofort niedergeschossen. Sein Leichnam blieb in der Mitte der Straße liegen; die Nachfolgenden mußten über ihn hinwegsteigen.

Persönlich war ich etwas besser daran als die Mehrzahl meiner Kameraden. Da ich der französischen Sprache vollständig

mächtig bin, so war es fast unvermeidlich, daß ich mich mit einzelnen Officieren der Escorte in eine Unterhaltung einließ. Diese gewährten mir dann, ohne daß ich darum nachgesucht hätte, größere Freiheit. Auch die Empfehlungskarte des Zuavenhauptmanns L'Alouette, von welchem ich im vorigen Abschnitt gesprochen habe, war mir von Nutzen. Ich durfte bisweilen die dem Zuge folgenden Wagen besteigen, mich nach Belieben von demselben entfernen und sogar in den Ortschaften, in welchen wir rasteten, mir ein bequemeres Quartier aussuchen. Gewiß hatte ich in Folge dieser Vergünstigungen häufige Gelegenheit de prendre la clef des champs. Ich that es jedoch nicht, denn streng genommen, mußte ich mich als unter Ehrenwort stehend ansehen. Dahingegen benützte ich meine Ausnahmestellung, um mehreren Kameraden die Flucht zu erleichtern, so z. B. dem damaligen Obersten, jetzigen Divisionsgeneral Don Ignacio Alatorre, den ich die Freude hatte, jüngst in Berlin wiederzusehen. Bisweilen ließ ich mir, angeblich von einem Burschen, eine Matratze aus der den Gefangenen zum Nachtquartier angewiesenen Kaserne heraustragen, um auswärts zu schlafen. Unter der auf dem Kopfe getragenen Matratze verbarg sich aber ein Officier, der dann natürlich nicht zurückkehrte. Einmal hätte das feine Hemde, das einer trug, ihn beinahe verrathen.

Die uns gereichte Verköstigung war eine durchaus unzureichende. Wir waren genöthigt, sie aus unseren eigenen, in der Regel sehr spärlichen Geldmitteln zu vervollständigen, und selbst das war nicht immer leicht. Besonders traurig erging es den armen gefangenen Soldaten, die nur bis Orizaba geführt wurden. Manche von ihnen brachen aus Hunger auf dem Marsche zusammen, und man kümmerte sich nicht um ihre Leiden. Da hatten wir in Puebla die gefangenen Franzosen anders behandelt!

Anfänglich bestand unsere Begleitmannschaft vorwiegend aus Marine-Infanterie. Eines Tages sahen wir sie durch ein

Detachement mexikanischer Cavallerie ersetzt. Darob entbrannte wilder Grimm in unserer Brust. Ohne Rücksicht auf die Folgen, schleuderten wir ihnen das Wort „traidores“ entgegen, und ich selbst richtete im Namen meiner Kameraden die Bitte an den Obersten der Escorte, uns von der Gegenwart jener Leute zu befreien.

„Wir sind und wollen lediglich sein Gefangene der Franzosen, aber nicht von Leuten, die ihr Vaterland verrathen haben.“

Merkwürdigerweise wurde mein Gesuch günstig aufgenommen. Die französischen Officiere behandelten überhaupt ihre mexikanischen Bundesgenossen mit der ausgesprochensten Verachtung, und so wurde denn kurzer Hand jene Truppe fortgeschickt. Wir waren um so wüthender über die elenden Reaktionäre, als wir erfahren hatten, daß am Tage nach der Uebergabe von Puebla, am 18. Mai, der Clerus sofort die Glocken sämmtlicher Kirchen ein Freudengeläute — repique — hatte anstimmen lassen, sich, mit seinen reichsten Prunkgewändern angethan, in den Tempeln versammelt und ein feierliches Tedeum gesungen hatte, dem ein Theil der Verräther-Officiere beiwohnte. Ein von Mexikanern celebrirtes Tedeum für die Einnahme einer mexikanischen Stadt durch fremde Truppen!

Ziemlich erschöpft langten wir in Veracruz an. Unsere letzte Escorte bildeten die vom Khedive Ismaïl dem Kaiser Napoléon aus Höflichkeit für die Expedition überlassenen egyptischen Truppen, durchwegs glänzend schwarze, gutgewachsene Kerle in blendend weißen Leinenuniformen, aber, wie man mir mittheilte, ihrer Feigheit wegen völlig untauglich für den Dienst im Felde. Die von jeher sehr patriotische Bevölkerung jener Hafenstadt bewillkommnete uns enthusiastisch mit Vivatrufen, Tücherschwenken, Händedrücken und Umarmungen. Von allen Seiten wurden uns Früchte und Cigarren entgegengereicht. Wir mußten uns jedoch unverzüglich auf den Hafendamm begeben und in

vielen Booten einschiffen, die uns nach den beiden nahe der „Opferinsel" — isla de sacrificios — vor Anker liegenden Transportdampfern brachten, von denen der eine die Generale und Stabsofficiere, der andere die übrigen Officiere aufnahm. Einige Tage vergingen, bis wir unsere Fahrt über den Ozean antraten. Während dieser Frist waren die Dampfer fortwährend von Booten umlagert, welche Besucher herbeiführten. Man sprach uns Trost ein, man überhäufte uns mit Geschenken und suchte auf alle Weise unser Loos freundlicher zu gestalten und den Abschied uns zu erleichtern.

Unangenehm berührte mich das Benehmen des damaligen preußischen Consuls, eines seitdem verstorbenen Herrn d'Oleire aus Bremen. Während meines früheren Aufenthalts in Veracruz hatte ich viel mit ihm und seiner Familie verkehrt, obgleich er mir persönlich nie besonders angenehm gewesen war. Bei der Ankunft begrüßte er mich auch und versprach mir, mich an Bord aufzusuchen und inzwischen einige Bestellungen, die ich bei ihm gemacht hatte, auszuführen. Wer aber nicht kam, wer überhaupt nichts wieder von sich hören ließ, war d'Oleire. Er fürchtete sich, es mit den Franzosen zu verderben, mit welchen er gute Geschäfte machte, was freilich ihn nicht vor dem späteren Bankerott geschützt hat.

Einen wehmüthigen Eindruck erhielt ich durch eine mir übersandte Nummer einer in der Hauptstadt erscheinenden Zeitung, worin mein Ausfall aus Puebla beschrieben und hinzugefügt war: „dem tapferen Oberst Gagern ist es gelungen, mit seinen Sappeurs die Umwallungslinien des Feindes zu durchbrechen und glücklich in Mexiko anzukommen."

Ich wußte leider am Besten, wie irrthümlich der zweite Theil jenes Berichtes war. Immerhin lieferte er den Beweis, daß man an die Möglichkeit eines Durchbruchs geglaubt hatte.

Eines Morgens weckte uns ein ungewöhnlich lautes Lärmen

an Bord. Die Anker wurden gelichtet, die Kanonen gelöst, und wir dampften davon nach Frankreich hinüber.

Mit einem dreifachen, viel hundertstimmigen viva México! sagten wir der mexikanischen Küste, als sie am fernen Horizonte verschwand, Lebewohl.

Janvier de la Motte

und die

Herzogin von Persigny.

Es war keine angenehme Fahrt, die zweite, welche ich, dieses Mal in entgegengesetzter Richtung, über den atlantischen Ozean machte. Als ich im Frühling 1852 Europa verließ, um in der neuen Welt die mir in der alten versagte Freiheit zu suchen, da dachte ich nicht, daß ich elf Jahre später als Gefangener in diese zurückkehren würde. Und daß ich es war, das ließ mich und meine Kameraden die Behandlung, welche uns an Bord des französischen Transportschiffes zu Theil wurde, jeden Augenblick sehr fühlbar empfinden.

Die Generale waren verhältnißmäßig besser daran als die Stabsofficiere. Sie speisten an einer besonderen Tafel und hatten je zwei bis vier eine Kabine zu ihrer Verfügung. Wir Uebrigen — die Subalternofficiere befanden sich auf einem anderen Dampfer — mußten uns mit einem gemeinsamen Raum im Zwischendeck begnügen, der an Ausstattung nichts weiter enthielt als hölzerne Bänke und Tische. In dem nämlichen Raume schliefen wir in Hängematten, die während des Tages zusammengerollt und an der Decke befestigt wurden. Die Kost, welche man uns in den primitivsten zinnernen Gefäßen verabreichte, war schlechter als die den Matrosen gewährte. Namentlich die das Brod ersetzenden Schiffszwiebacke konnte man kaum genießen. Sie waren steinhart, so daß sie erst immer in irgend einer Flüssigkeit aufgeweicht werden mußten, und wenn man sie auseinanderschlug, wimmelte es häufig in ihnen von Würmern. Eines Tages brach ich mir, als ich unvorsichtigerweise in einen

nicht aufgeweichten Zwieback hineinbiß, meinen ganz geſunden rechten Augenzahn aus. Der Schiffsmannſchaft wagte man dieſe galettes nicht mehr anzubieten; für uns gefangene Officiere wurden ſie gut genug befunden. Soweit unſere Geldmittel reichten — und das war bei der Mehrzahl nicht eben weit — ſuchten wir unſere elenden und unzureichenden Mahlzeiten durch Einkäufe beim Schiffskoch, der ziemlich gut mit Conſerven aller Art verſehen war, zu verbeſſern und zu vervollſtändigen. Da er ſie uns zu unverſchämten Preiſen abließ, ſo machte er dabei ein brillantes Geſchäft, wir freilich ein deſto ſchlechteres. Noch vor Ende der auffallend langen Reiſe war ihm übrigens ſein ganzer Vorrath ausgegangen; halb verhungert langten wir an der Küſte der Bretagne an.

Der Unterſchied, welcher zwiſchen den Stabsofficieren und den Generalen zu Gunſten der letzteren gemacht wurde, berührte mit Recht Manchen von uns peinlich, da unter Jenen ſich auch ſogenannte graduirte Generale befanden, deren wirkliche Charge oft eine geringere war als die von Einzelnen von uns bekleidete. So hatte z. B. General Gonzalez Ortega einem der Miliz ſeines Staates Zacatecas angehörenden Oberſtlieutenant während der Belagerung von Puebla kraft der ihm von der Regierung ertheilten Vollmacht den Grad eines Generals verliehen, und das genügte für denſelben an Bord und auch ſpäter in der Kriegsgefangenſchaft in Frankreich, ſich aller derjenigen Vergünſtigungen zu erfreuen, die z. B. mir, der ich damals ſchon Ingenieuroberſt war, und anderen Kameraden gleicher Kategorie verſagt wurden.

Mit den franzöſiſchen Marineofficieren verkehrten wir beinahe gar nicht, ſeitdem der Kapitän mehrere von uns erhobene, in jeder Hinſicht gerechte Klagen ziemlich barſch zurückgewieſen hatte mit der Erklärung, er befolge genau die ihm vom General Forey ſchriftlich ertheilten Inſtructionen. Nur dem erſten Lieutenant, einem hagern, faſt kahlköpfigen Manne, deſſen ernſtes,

sinnendes, schwermüthiges Wesen mir aufgefallen war, trat ich näher, seitdem ich eines Tages in seinen Händen einen Band des „Cours de philosophie positive“. von dem sechs Jahre früher verstorbenen Auguste Comte, erblickt und daran anknüpfend mich in eine Unterhaltung über die mir wegen ihrer Bekämpfung jedweder Metaphysik zusagende Lehre jenes Philosophen mit ihm eingelassen hatte, die von Stuart Mill, Buckle, Lewes und Andern vielfach berücksichtigt und neuerdings von J. H. von Kirchmann in's Deutsche übersetzt worden ist. Der erste Officier war ein begeisterter Anhänger Comte's. Nur widerwillig versah er seinen monotonen Dienst. Jeden freien Augenblick benutzte er zum Studium seines Lieblingsschriftstellers, und als er bald erkannte, daß auch ich Interesse dafür zeigte, und wir allmälig vertrauter mit einander geworden waren, machte er mir gegenüber kein Hehl aus seiner Abneigung gegen die damals in seinem Vaterlande herrschenden Zustände und erzählte mir zahlreiche Beispiele von der entsetzlichen Corruption, welche von Napoléon III. absichtlich genährt und systematisch als Mittel zur Knechtung des französischen Volkes angewendet wurde.

Um uns mit Kohlen zu versehen, liefen wir im Hafen Georgetown auf der im englischen Besitze befindlichen, mitten im Ozean, etwa tausend Kilometer vom Cap Hatteras entfernt liegenden Inselgruppe der Bermudas an. Diese Gruppe besteht merkwürdigerweise aus gerade ebenso vielen Inseln und Inselchen, als es Tage im Jahre giebt, nämlich aus 365, von denen jedoch allein neun bewohnt sind, während die Mehrzahl der übrigen mehr den Namen von Klippen verdient. Es sind mit spärlicher Vegetation versehene Korallengebilde, die nördlichst gelegenen, die es überhaupt giebt. Die Engländer haben nun diese als Flottenstation und bei einem eventuellen Kriege gegen die Vereinigten Staaten von Amerika strategisch wichtige Colonie — „das Gibraltar des Westens“ — so meisterhaft zu verwerthen verstanden, daß ihr bloßer Anblick schon ein erfreulicher ist. An den dünn-

bewaldeten Uferabhängen der nur wenig über die Meeresfläche hervorragenden Inſeln ziehen ſich in langer Reihe freundliche, von Parks umgebene, hauptſächlich von Beamten und Officieren bewohnte Villen hin. Die Feſtungswerke, wenn auch, weil aus weichem Geſtein aufgeführt, wenig widerſtandsfähig, waren, ſo weit ich es von Bord aus beurtheilen konnte, in gutem Stand gehalten, die Häuſer der verſchiedenen Ortſchaften durchwegs ſauber, viele der unzähligen engen, ſchwer zugänglichen Kanäle mit feſten Quais eingeſäumt, und die Bewohner, der Mehrzahl nach farbiger Abſtammung, reinlich und geſchmackvoll gekleidet.

Unſer Schiff lag ſo hart an einem der Quais, daß man mit einem Sprunge dieſen zu erreichen vermochte. Kaum hatten wir früh Morgens Anker geworfen, ſo ſtrömte eine bunte Menge von Verkäufern und Verkäuferinnen an Bord, alles Mögliche feilbietend und guten Abſatzes ſicher. Außer andern für des Leibes Nothdurft nöthigen Gegenſtänden verſahen wir uns mit Kartoffeln und Zwiebeln, Beides Produkte, wie ich ſie beſſer und ſchmackhafter an keinem andern Orte der Erde gefunden habe. Auch wird damit ein nicht unbedeutender Exporthandel nach den Vereinigten Staaten getrieben. Unter den Perſonen, die uns an Bord beſuchten, befanden ſich mehrere engliſche Officiere der Garniſon, die in ihren engen rothen Jacken und winzig kleinen Mützen ganz ſchmuck ausſchauten. Ich merkte bald, daß zwiſchen ihnen und den franzöſiſchen Officieren geringe Sympathie herrſchte; deſto liebenswürdiger waren ſie gegen uns Gefangene, ſpeciell gegen mich, da ich mit ihnen in ihrer Mutterſprache plaudern konnte. Namentlich Zwei von ihnen, junge, charmante Leute, ſchloſſen ſich ſchnell an mich an. Nachmittags kamen ſie wieder, um mich einzuladen, mit ihnen ein Glas Wein zu trinken. Da dies an Bord geſchehen mußte, hatten ſie einige Flaſchen mitgebracht. Während wir, wie ich annahm, ziemlich unbemerkt inmitten des allgemeinen Wirrwarrs im Zwiſchendeck unſere mit feurigem Sherry gefüllten Gläſer leerten, flüſterte der Eine der

Officiere mir zu, ich möchte doch den Verſuch machen zu entfliehen. Es genüge, daß ich einen Fuß auf engliſchen Grund und Boden ſetze, um frei zu ſein. Keinerlei Reclamation ſeitens der Franzoſen würde berückſichtigt werden. Natürlich war ich ſehr geneigt, ihren Vorſchlag anzunehmen. Wir näherten uns alle Drei, nach vorher getroffener Verabredung, dem Rande des Schiffes; ich ging in der Mitte. Der eine Officier verließ daſſelbe, nachdem er mir die Hand geſchüttelt, und ſprang an den Quai. Eben wollte ich ihm folgen, während der zweite engliſche Officier mir als Rückendeckung diente, da — ſtanden plötzlich an meiner Seite mehrere franzöſiſche Marineofficiere, anſcheinend zufällig, und verwickelten mich in ein Geſpräch. Wenige Augenblicke ſpäter läutete die Schiffsglocke. Die Kohlen waren eingenommen. Alle Beſucher mußten das Schiff verlaſſen. Ich aber blieb auf ihm zurück. Mein Fluchtverſuch war vereitelt. Wahrſcheinlich war unſere Unterhaltung, obgleich engliſch geführt, von einem dieſer Sprache Kundigen belauſcht worden. Schiffswände haben ausnehmend feine Ohren. Mit traurigem Kopfſchütteln verabſchiedete ſich der andere engliſche Officier von mir. Es hatte nicht ſein ſollen.

Endlich nach mehrwöchentlicher, von Tage zu Tage widerwärtiger werdenden Fahrt fuhren wir an zahlreichen, wild geſtalteten Inſeln und Klippen vorüber, durch eine ſchmale, vielfach gewundene Meerenge — goulet —, unter dem auf hohem Felſen thronenden Schloſſe Brethume, der alten Reſidenz der Herzoge der Bretagne, hin, in den ſtarkbefeſtigten, prachtvollen Kriegshafen Breſt, den ſtärkſten Frankreichs, ein, doch nur um daſelbſt eine dreitägige Quarantaine abzuhalten. Dann verließen wir wieder dieſe weite Rhede, um längs der phantaſtiſch ausgezackten Südküſte der Bretagne die Fahrt nach Lorient fortzuſetzen, woſelbſt unſere Ausſchiffung erfolgte.

Der Abſchied von Bord wurde Keinem von uns ſchwer. Ich hatte, an meinen früheren Aufenthalt in Frankreich zurück-

denkend, meinen Kameraden ſo Vieles und Schönes von der franzöſiſchen Liebenswürdigkeit erzählt; bis jetzt hatten ſie ein Recht gehabt, an meinen Mittheilungen zu zweifeln. Gemeine Soldaten hätten nicht rückſichtsloſer behandelt werden können als wir höhere Officiere, ſowohl auf unſerm Marſche von Puebla nach Veracruz als während der langen Ueberfahrt. Ich vertröſtete ſie auf unſere Ankunft in Frankreich; dort würde ſich Alles beſſer geſtalten. Thatſächlich geſchah es ſo.

Als Vertreter der franzöſiſchen Regierung nahm uns der durch ſeine hartnäckige, wenn auch erfolgloſe Vertheidigung von Straßburg berühmt gewordene, vor etwa drei Jahren in Paris verſtorbene General Uhrich in Empfang. Er erklärte uns, daß wir in verſchiedenen Städten, Evreux, Lyon, Blois und Bourges internirt werden, innerhalb des Weichbildes derſelben aber auf Ehrenwort frei ſein würden. Wir hatten ſelbſtverſtändlich keinen Grund mehr, ein ſolches zu verweigern. Die Gruppirung nach Kategorien, ſo nämlich, daß den Generalen die erſtgenannte jener Städte, den Stabsofficieren die zweite und den Subalternofficieren die beiden anderen zugewieſen wurden, war entſchieden falſch. Ich ſchlug auch vor, man möge lieber in jeden Ort Officiere aller Chargen ſenden und dieſe dem Befehl des Höchſtgraduirten aus unſerer Mitte unterſtellen; mein Vorſchlag wurde jedoch nicht angenommen. Mich perſönlich, obgleich ich nur Oberſt war, und einige andere Officiere deſignirte man zuſammen mit den Generalen nach Evreux, der reizenden Hauptſtadt des Departements de l'Eure.

Als Uhrich meinen Namen auf der ihm vorliegenden Liſte verlas, und ich mich ihm vorſtellte, redete er mich — er war ein Elſäſſer — deutſch an. Meine Bitte, mich nicht ſofort, nachdem er mir meine feuille de route eingehändigt hatte, auf den Weg zu machen, ſondern noch einen Tag in Lorient bleiben zu dürfen, bewilligte er ohne Weiteres. Mir lag daran, mich möglichſt unbemerkt an meinen Beſtimmungsort zu begeben, und

ich freute mich um ſo mehr, dies erlangt zu haben, als, wie mir meine Kameraden ſpäter erzählten, um ihren Empfang in Evreux zu ſehen, ein großer Theil der Bevölkerung zuſammengeſtrömt war, als ob es ſich um die Ankunft von merkwürdigen ausländiſchen Thieren oder etwa, ſetze ich hinzu, von Kalmücken, Singhaleſen oder Araukanern handelte, wie ſolche im vergangenen Jahre im zoologiſchen Garten zu Berlin ausgeſtellt wurden. Die Mehrzahl der Franzoſen, darunter ganz gebildete Leute, hielten nämlich die Mexikaner für halbwilde Barbaren.

So trat ich denn meine Reiſe erſt am folgenden Morgen allein an und fiel nur durch meine fremde Uniform, die übrigens mit der franzöſiſchen viel Aehnlichkeit hat, auf. Unterwegs raſtete ich zuerſt in Auray, um mir die berühmte Kapelle der heiligen Anna, der Schutzpatronin der Bretagne, anzuſchauen. Zwei vornehme franzöſiſche Damen, Mutter und Tochter, welche gerade dort ihre Andacht verrichteten und auf ihre Frage von mir erfuhren, wer ich ſei, ſchenkten mir, von Mitleid ergriffen, eine kleine ſilberne Statuette jener Heiligen, die mich vor fernerem Unglück bewahren würde. Vielleicht verdanke ich ihr es, daß ich, obwohl erſt nach zwei Jahren, nach Mexiko zurückkehren konnte, um von Neuem mich an dem Kriege zu Gunſten der Wiederherſtellung der republikaniſchen Inſtitutionen in meinem Adoptivvaterlande zu betheiligen. Sonderbar wäre es freilich geweſen, daß eine Heilige mir vom Himmel herab zu dieſem Zweck ihren Schutz hätte angedeihen laſſen ſollen, galt es doch, zugleich mit der Reſtauration jener Inſtitutionen, die durch die Einſetzung Maximilian's zeitweilig unterbrochene Vernichtung des klerikalen Einfluſſes zu bewerkſtelligen! Auch in Le Mans hielt ich mich auf, um an Ort und Stelle eine der fetten Poularden zu verzehren, denen jene Stadt ihren Ruf unter den Gaſtronomen verdankt.

Evreux liegt in einem vom Flüßchen Iton durchſtrömten, lieblichen, von echt normanniſcher Fruchtbarkeit ſtrotzenden Thale

und iſt von Paris in etwas über zwei Stunden mit der Eiſenbahn zu erreichen. Zum Theil alterthümlich gebaut, war die Stadt einſt die Reſidenz eines Königs, Louis des Heiligen, deſſen Palaſt heute als Hoſpital dient. Die in gothiſchem Style aufgeführte Kathedrale zeugt von edelſtem Geſchmack und nimmt ſich ſehr ſtattlich aus mit ihren reichverzierten Portalen und den zwei ungleichen Thürmen. Schon zur Zeit der Römer ſpielte Evreux eine Rolle, ſpäter vorübergehend eine noch glänzendere unter den normanniſchen Herzogen.

Präfekt des Eure-Departements war damals, 1863 und 1864, der vielfach, wenn auch ſelten vortheilhaft genannte Janvier de la Motte.

Unſer erſter amtlicher Beſuch galt aber nicht ihm, ſondern dem commandirenden General La Charrière, unter deſſen direkte Aufſicht wir geſtellt wurden. Von unterſetzter Geſtalt und wenig vornehmem Ausſehen empfing er uns höflich aber kühl. Bei ſpäteren Gelegenheiten ging er uns gegenüber ſogar nicht ſelten bis zu einer verletzenden brusquerie. Kurz theilte er uns das Reglement mit, dem wir uns zu unterwerfen hätten. Innerhalb der Stadt und eines Umkreiſes von einem Kilometer durften wir uns frei bewegen. Um weitere Ausflüge zu machen, mußten wir ein ſchriftliches Geſuch einreichen mit genauer Angabe des Ortes, wohin wir uns zu begeben wünſchten, ſowie der Zeit, welche wir abweſend zu bleiben gedachten. Faſt niemals wurde ein derartiges Geſuch abſchläglich beſchieden, und ich benutzte die mir auf dieſe Weiſe gebotene Gelegenheit, um einen Theil der Normandie, auch deren berühmte, um jene Zeit ſchon theilweiſe nach dem Vorbilde von Paris „hausmanniſirte" Hauptſtadt Rouen kennen zu lernen und mir dort den altgothiſchen Urthurm anzuſchauen, wo die ſpäter auf dem Marktplatz als Ketzerin verbrannte Jungfrau von Orleans gefangen geſeſſen hatte, ſowie die Bildſäule von Pierre Corneille auf der großartigen Seinebrücke und die des Componiſten der „weißen Dame", Boieldieu. Für eine Reiſe nach

Paris war eine Specialerlaubniß des Kriegsministers erforderlich; ich suchte aber nur selten um eine solche nach. Wöchentlich zweimal hatten wir uns in der Gensdarmeriekaserne einzufinden und in einem dort aufgelegten Buche unsere Namen als présent einzuzeichnen. Die Generale waren von dieser immerhin lästigen Förmlichkeit dispensirt.

Was den Gehalt anbetrifft, waren wir in drei Kategorien getheilt. Die Generale erhielten monatlich 250 Francs, die Stabsofficiere 200, die Subalternofficiere 100. Unsere Regierung war leider beim besten Willen nicht in der Lage, uns pekuniär zu unterstützen; sie selbst hatte fortwährend mit den größten financiellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sogar Präsident Juarez und seine Minister mußten sich großen Einschränkungen unterwerfen. Nach dem Triumphe der republikanischen Sache wurden jedoch die Rückstände zum größeren Theile beglichen. Einmal war in einzelnen Städten Mexikos eine Geldsammlung für die in Frankreich gefangenen Officiere veranstaltet und deren Ergebniß dem General Mendoza, welchem allein gestattet war, in Paris zu wohnen, zur Vertheilung unter uns übermittelt worden. Mendoza aber, der, wie er überhaupt eine zaghafte Natur war, sich zu compromittiren fürchtete, wenn er zu diesem Zwecke in direkten Verkehr mit uns träte, zog es vor, die ganze Summe dem französischen Kriegsminister zu übermachen, damit derselbe nach Gutdünken darüber verfüge. Dadurch wurde die Absicht der wackeren mexikanischen Patrioten zum Theil vereitelt.

Mit 200 Francs monatlich war es nicht leicht, einigermaßen anständig, sei es auch nur in einer Provinzstadt von Frankreich, zu leben, und Viele von uns waren ausschließlich darauf angewiesen. Das Leben in Evreux war übrigens nicht theuer. Trotzdem mußten Diejenigen unter uns, welche keine Extrazuschüsse erhielten, sich mancherlei Entbehrungen auferlegen. Theilweise um meine Einnahmen zu vermehren, andererseits um

eine bestimmte und anregende Beschäftigung zu haben, nahm ich den mir von dem beiläufig freisinnigen und anti-napoleonisch gesinnten Direktor der in Evreux bestehenden Gewerbeschule gemachten Vorschlag an, Unterricht, speciell in der englischen Sprache, in dem Institute zu ertheilen, und erzielte sehr günstige Erfolge. Als ich ein Jahr später Evreux verließ, wurde mir von jenem Direktor ein in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßtes Zeugniß ausgestellt, und meine Schüler, deren Liebe ich mir zu gewinnen verstanden hatte, begleiteten mich in corpore bis zum Bahnhof.

Nach unserer ersten Audienz beim General La Charrière zogen wir sämmtlich, seiner Aufforderung folgend, zur Präfektur.

Dort war der Empfang ein besonders feierlicher. Janvier de la Motte hatte sich in große Gala geworfen und erwartete uns in dem reich dekorirten Amtssaale, vor dem lebensgroßen Bilde des Kaisers stehend.

Er war zu jener Zeit ein Mann von vierzig Jahren, eine hübsche, elegante Erscheinung, mittelgroß, mit feinen, etwas verlebten Zügen, aalglatten Manieren und schlangenhaften Bewegungen: der Typus eines Höflings und viveur. Um seinen durch einen weichen, dunkeln Schnurrbart beschatteten Mund spielte fast unaufhörlich ein halb zuvorkommendes, halb spöttisches Lächeln. Die müden Lider waren in der Regel gesenkt; wenn er sie aber aufschlug, blitzte unter ihnen ein pfiffiges Augenpaar hervor. Die ganze Persönlichkeit flößte wenig Vertrauen ein. Bei jedem Worte merkte man Janvier de la Motte an, daß er die Sprache hauptsächlich zum Verbergen seiner Gedanken gebrauchte, daß er mit allen Hunden gehetzt und zu allen Schlechtigkeiten bereit war, so bald nur dabei die äußeren gesellschaftlichen Formen gewahrt blieben.

Mit theatralischer Nonchalance, den Kopf leicht zurückgebeugt, mit der rechten Hand an den Breloques seiner Uhr spielend und

mit der linken ſeine in leiſem Tone an uns gerichtete Anſprache durch wenige Geſten begleitend und accentuirend, bewillkommnete er uns in „ſeiner" Stadt. Er ſei glücklich, daß gerade ſie für unſeren, hoffentlich nur kurze Zeit dauernden Aufenthalt gewählt worden ſei, wünſchte, daß wir uns bald heimiſch in ihr fühlen möchten, und bat uns, in jeder Verlegenheit uns an ihn zu wenden; wir würden ihn ſtets bereit finden, uns gefällig zu ſein.

Nach dieſem officiellen speech ließ er ſich mit Einigen von uns, ſo auch mit mir, in eine längere Unterhaltung ein, erkundigte ſich angelegentlichſt, ob wir mit unſeren Wohnungen zufrieden ſeien, und gab uns Andeutungen, wie wir unſere Exiſtenz möglichſt angenehm geſtalten könnten. Als ich die Präfektur verließ, mußte ich mir ſelbſt eingeſtehen, daß ich ſelten einen äußerlich liebenswürdigeren Menſchen kennen gelernt hatte. Während meines ſpäteren häufigen Verkehrs mit ihm hat ſich dieſer erſte Eindruck nicht im Mindeſten abgeſchwächt, im Gegentheil! Nur erkannte ich immer deutlicher, daß Janvier de la Motte gleichzeitig ein vollendeter roué, ein vollkommener vaurien war, wie es deren ſo viele in der franzöſiſchen Beamtenwelt zur Zeit des zweiten Kaiſerreichs gab, ſpeculirte doch Louis Napoléon, um ſeine Herrſchaft zu feſtigen — und faſt ausnahmslos mit Erfolg — immer auf die ſchlechteſten Leidenſchaften in der Bruſt des Menſchen, und feſſelte er doch gerade hierdurch die einmal gewonnenen Anhänger an ſeine Perſon!

„Außer der militäriſchen und der politiſchen Gewalt", ſagte Janvier de la Motte, indem er uns mit anmuthiger Handbewegung verabſchiedete, „giebt es im Staate noch eine dritte, die auch in dieſer Stadt ihren Vertreter beſitzt, und zwar einen der größten Hochachtung würdigen Mann; ich meine, die kirchliche. Ich glaube deshalb, meine Herren, Sie würden nur eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen, wenn Sie auch dem hochwürdigſten Biſchof von Evreux Ihre Aufwartung machen wollten, und zweifle nicht, daß er ſehr erfreut ſein wird, Sie bei ſich zu begrüßen."

Notabene, Janvier war, wie ich später Gelegenheit hatte zu erkennen, eingefleischter Voltaireaner und erging sich en petit comité in den cynischsten Witzen über die Kirche und ihre Diener. Diderot's „Religieuse" und „Les bijoux indiscrets" sowie Parny's „La guerre des Dieux anciens et modernes" waren seine Lieblingsbücher.

Selbstverständlich begaben wir uns unverzüglich in den aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden, architektonisch interessanten Palast des Prälaten. Von jeher habe ich eine gewisse Vorliebe für die höheren Geistlichen der katholischen Kirche gehabt; es läßt sich in der Regel sehr gut mit ihnen umgehen, namentlich mit den französischen. Fast durchgehends zeichnen sie sich durch feines Benehmen und savoir-vivre aus, tragen selten eine den Andersgläubigen verletzende Intoleranz zur Schau und besitzen häufig ein ausgebreitetes Wissen. So auch der damalige Bischof von Evreux, dessen Name mir leider entfallen ist. Er war eine hohe, schlanke Gestalt von bezaubernder Anmuth, ließ sich gern auch auf seinem Berufe fern liegende Gesprächsstoffe ein und bewahrte in seinen Diskussionen mit mir — ich besuchte ihn, seiner Einladung folgend, oft — stets eine wohlthuende Milde des Urtheils, wie entgegengesetzt auch unsere Ansichten sein mochten. Er war es, der mir das damals gerade erschienene „Leben Jesu" von Renan lieh, und spaßhaft mußte es sich anhören, wie wir, er von der rechten, ich von der linken Seite, er als orthodoxer Katholik, ich als überzeugungstreuer Atheist, über den Verfasser und sein Buch herfielen, weil er ihm viel zu weit, mir lange nicht weit genug gegangen. Obgleich ich an der bischöflichen, übrigens sehr gut besetzten Tafel beinahe immer der einzige Nicht-Cleriker war, so unterhielt ich mich doch auf das Beste. Auch unter der hohen Geistlichkeit von Mexiko hatte ich manche Freunde. Mit den glattgescheitelten, augenverdrehenden, salbungsvollen, buchstabengläubigen, muckerischen, beschränkten und rücksichtslos absprechenden Superintendenten,

Oberſuperintendenten, Hof- und Oberhofpredigern der evangeliſchen Kirche vermochte ich jedoch nie auch nur eine Viertelſtunde zuſammen zu ſein, ohne mich gründlich zu langweilen und ſchwer zu ärgern.

Daß ich trotz meiner Vorliebe für den Biſchof von Evreux noch lieber das gaſtliche Haus Janvier's de la Motte frequentirte, wird Niemanden Wunders nehmen. Das Präfekturgebäude war im Innern auf das Reichſte ausgeſtattet, es lag, obgleich in der Stadt, inmitten eines herrlichen, von ſchattigen Bäumen gebildeten Parks oder Gartens, den ein munterer, ſilberheller Bach durchfloß. Die Geſellſchaft, welche ſich dort verſammelte, war luſtig, witzig, von ſpecifiſch franzöſiſchem esprit und ſpecifiſch galliſcher Ungenirtheit, zugethan den gaudrioles, leicht, ſehr leicht ſogar, aber — amüſant im höchſten Grade. Man erzählte ſich, des Präfekten Amtswohnung diene bisweilen hochgeſtellten Pariſer Staatsmännern als Abſteigequartier für ihre kleinen galanten Abenteuer, gleichſam als petite maison, und manche Orgien ſeien zu ſpäter nächtlicher Stunde darin gefeiert worden. Unwahrſcheinlich iſt es nicht. Janvier de la Motte war ganz der Mann dafür.

Als Sohn eines Präfekten des erſten Kaiſerreichs geborener Bonapartiſt, trat er jung in die Verwaltungslaufbahn ein. 1850 ſchon wurde er zum Unterpräfekten von Saint-Etienne ernannt; ſechs Jahre ſpäter übernahm er die wichtige Präfektur des Eure-Departements. Seine Kunſt, die Wahlen im „guten Sinne" zu beeinfluſſen — ſogar die in dieſer Hinſicht wahrlich nicht ungeſchickten preußiſchen Landräthe hätten noch Manches von ihm lernen können — machte ihn zum Liebling der Tuilerien. Mehr denn einmal unterſtützte ihn Louis Napoléon mit namhaften Beträgen aus ſeiner Privatkaſſe. Janvier war nämlich ein maßloſer Verſchwender. Auf ihn paßten nicht die Worte, welche ein römiſcher Schriftſteller den Beamten in den Mund legt: „hic vivimus ambitiosa paupertate omnes" —

hier leben wir Alle, vom Ehrgeiz erfüllt, in der Armuth. Trotz des guten Gehalts und vielfacher, mehr oder minder legitimer Nebeneinnahmen war er fortwährend court d'argent. 1864 reichte er plötzlich ſeine Entlaſſung ein. Auf die Frage des Kaiſers, was ihn zu dieſem Schritte bewege, erwiderte er, mit geheuchelter Reue ein pater peccavi ſtammelnd, daß er 200,000 Francs Schulden habe und unter dieſer Laſt außer Stande ſei, ſeine Stellung mit der nöthigen Würde zu behaupten. Nach einigen Pourparlers wurden auch dieſe Schulden aus der kaiſerlichen Schatulle bezahlt. Leute wie Janvier blieben eben unentbehrlich für eine Regierung wie die des dritten Napoléon.

Liebenswürdigkeit und gute Laune waren die beſten Eigenſchaften, welche Janvier de la Motte zierten. Während meines Aufenthalts in Evreux lernte ich faſt allein dieſe kennen, und darum iſt mir die Erinnerung an jene zweite Auflage des einſtmaligen Königs von Weſtphalen mit ſeinem ſprichwörtlich gewordenen Lebensmotto: „Morgen wieder luſtik!“ keine unangenehme. Jedenfalls war es mir intereſſant, näheren Umgang zu pflegen mit einem napoleoniſchen préfet à poing, der, den Intentionen der Regierung entſprechend, wohl jede liberale Velleität in der Bevölkerung mit ſtarker Fauſt niederzuhalten verſtand, dabei aber ſtets dieſe Fauſt mit einem echten gant Jouvin bekleidet hatte. Ein gefügiges und geſchicktes Werkzeug in der Hand des Meiſters und auf deſſen Befehl zu jedem Willkürakte bereit, war er doch zugleich fähig, gute Handlungen zu begehen, vorausgeſetzt, daß ſie ſeiner Carrière nicht ſchadeten, und that viel für den materiellen Aufſchwung des Departements. Bis zur Grenze, wo die Politik anfing, huldigte er dem „leben und leben laſſen“.

Obgleich verheirathet und Vater von mehreren Kindern, lebte er doch damals in Evreux getrennt von ſeiner Familie und führte die ungenirte Exiſtenz eines Junggeſellen. Er galt als Kenner und Schätzer der weiblichen Schönheit, gleichviel ob das

bescheidene Jaconnetkleid der Grisette oder die seidene Robe einer Herzogin sie deckte, und schwärmte für die Epoche der Régence sowie für den parc aux cerfs Ludwig's XV., den man, anstatt ihm den Beinamen „le bienaimé" zu geben, treffender als bienaimant hätte bezeichnen sollen.

Von einem deutschen Duodez-Fürsten wurde einmal gesagt, er sei in Wahrheit der „Vater seiner Landeskinder". In ähnlichem Sinne war Janvier de la Motte reich, überreich an Vaterfreuden in seinem Regierungsbezirke. Wo immer ein hübsches Lärvchen auftauchte, machte er sofort Jagd darauf. Mit vielen schmucken Mädchen und jungen Frauen aus dem Volke sowie aus dem niederen Bürgerstande in Evreux und Umgegend stand er auf vertrautestem Fuße. Seine „Leutseligkeit" in dieser Hinsicht war sprichwörtlich geworden. Und da er jede ihm gewährte Liebkosung generös bezahlte — wofür gab es denn eine gut gefüllte Präfekturkasse und im Hintergrunde, in den Tuilerieen, einen Herrscher, der für etwaige Schulden seiner Angestellten bereitwillig aufkam und etwaige zu tiefe Griffe in jene Kasse mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckte? — so wurden ihm solche ausgiebig zu Theil.

Als Josef II. von Oesterreich einmal gebeten wurde, die Errichtung öffentlicher Häuser in der Haupt- und Residenzstadt zu gestatten, soll er geantwortet haben:

„Wozu? Macht's a Glasdach über Wien, da habt Ihr's!"

Auf Evreux konnten diese Worte während der Epoche der Janvier'schen Verwaltung passende Anwendung finden.

Bei seinen Liaisons, die durchgehends sehr vorübergehender Natur waren, bewies er ein beispielloses sans-gêne. Eines Abends — es war der 25. Oktober — nach einem copiösen Diner bat er mich und die übrigen Gäste, mit ihm zusammen den Ball zu besuchen, der im Theater von der Schusterinnung zu Ehren ihres Schutzpatrons, des heiligen Crispinus, veranstaltet war. Anfänglich begnügte sich der Präfekt, dessen An-

weſenheit von den Verſammelten als hohe Ehre angeſehen wurde, dem Tanze zuzuſchauen und hie und da einer ſchönen Schuſterfrau oder Schuſtertochter ein Schmeichelwort zuzuflüſtern oder ihr die Wange zu ſtreicheln. Plötzlich aber erblickte er in einer Quadrille ein beſonders niedliches Mädchen. Schnell entſchloſſen forderte er die Kleine zum Tanze auf, und nach wenigen Minuten erblickte ich ihn mit dem ganzen chic des père Picard, der Berühmtheit des bal Mabille, den extravaganteſten Cancan vollführen, den ich jemals geſehen habe: den Hut weit in den Nacken zurückgeſchoben, die Arme ſchlotternd am Leibe herabhängend, die Füße hoch in die Luft ſchleudernd, den Körper indecent verdrehend und bei jeder Bewegung mit den Augen verſtändnißvoll zwinkernd.

Was würde man in einem anderen Lande, z. B. in Preußen ſagen, wenn in ſolcher Weiſe der Oberpräſident oder der Regierungspräſident ſich vor ſeinen Untergebenen zeigte! Und das Merkwürdigſte war, daß dieſe Ausgelaſſenheit die Autorität des Präfekten nicht beeinträchtigte. Tags darauf, in ſeinem Amtslokal thronend, war Janvier ganz wieder die oberſte Behörde des Departements, und alle Welt leiſtete ihm willig Gehorſam. So wälzen ſich griechiſch-orthodoxe Geiſtliche coram populo volltrunken in der Goſſe — ich ſelbſt habe ſolchen Scenen in Bulgarien beigewohnt — doch darum werden ihnen am nächſten Morgen nicht minder ehrfurchtsvoll von den Gläubigen die Hände geküßt. Hier heißt es wirklich: das Kleid macht den Mann, nicht die darunter ſteckende Perſon.

Sehr anregend waren die kleinen déjeuners dinatoires, die Janvier de la Motte zu geben liebte. Er befolgte dabei ſtreng die altrömiſche Regel, nie unter der Zahl der Grazien, noch über der Zahl der Muſen einzuladen. Die Speiſen waren der Auswahl und Zubereitung nach ausgezeichnet, die Weine vom beſten crû; beſonders mundete mir ein cydre mousseux, den er in ſeinem Keller hatte. Die Ausſtattung der Tafel, was

Geschirr, Silber und Blumen anbetrifft, war eine künstlerische, die Unterhaltung, namentlich nachdem man das Dessert aufgetragen und die Diener sich zurückgezogen hatten, eine zwanglose und pikante. Janvier selbst war einer der geistreichsten causeurs. Die chronique scandaleuse des Pariser Hofes, welche er auf das Genaueste kannte und ungenirt zum Besten gab, eröffnete mir eigenthümliche Einblicke in die französische Gesellschaft jener Epoche. Dort sah ich oft den 1877 verstorbenen Herzog von Albufèra, der mit einer Tochter des Berliner Banquier Schickler verheirathet war, eine dicke, wulstige Fleischmasse, hinter welcher sich jedoch ein scharfer Geist versteckte, Sohn des Marschalls Suchet, den Napoléon I. wegen der gewandten Führung des spanischen Feldzugs und die Gefangennehmung eines englischen Admirals zum Herzog dieses Namens erhoben hatte. Der Sohn war ein gourmand, während sein Freund Janvier auf den Namen eines gourmet Anspruch erheben könnte. Beiläufig ist vor ganz kurzer Zeit auch die alte Mutter jenes Herzogs, die letzte Marschallin des ersten Kaiserreichs, aus dem Leben geschieden, nachdem sie das seltene Alter von 95 Jahren erreicht und bis zu ihrem Ende eine erstaunliche geistige Frische bewahrt hatte. Sie war durch ihre Mutter mit Bernadotte, König von Schweden, und mit König Joseph Bonaparte von Spanien verwandt. Außer Albufèra verkehrten dort andere Größen des zweiten Kaiserreichs, Minister und Ex-Minister, auch der von Alphonse Daudet in seinem Romane „Der Nabob" verewigte Herzog von Morny, mit dem ich jedoch zufällig niemals zusammengetroffen bin. Freimüthige Bemerkungen über die mexikanische Expedition durfte ich mir übrigens gern erlauben. Auch machte man kein Hehl daraus, daß die ganze Geschichte aus einer Finanzspekulation hervorgegangen sei, obwohl ihr später eine weittragende politische Bedeutung beigelegt wurde. Im Allgemeinen vermied man es jedoch, sich mit so ernsten Fragen zu beschäftigen.

Großen Ruf hatten die Bälle, welche Janvier de la Motte bisweilen in der Präfektur gab. Die gesammte napoleonische haute volée strömte dann aus Paris nach Evreux. Da wurde an Luxus das Menschenmögliche aufgeboten. Der Park erglänzte in prächtiger Illumination; sogar aus dem Bächlein leuchteten farbige Glaskugeln gleich großen, bunt glitzernden Edelsteinen hervor. In der Regel erhielten auch wir kriegsgefangene Officiere eine Einladung zu diesen Zauberfesten.

An einem solchen Ballabend eilte plötzlich der Präfekt auf mich zu und mich an der Hand fassend, sagte er:

„Oberst, die Herzogin von Persigny hat mich gebeten, Sie ihr vorzustellen!"

Ohne mir Zeit zu lassen, meine Verwunderung über diese mir so unerwartete Aufforderung auszusprechen, führte er mich fort durch die dichtgefüllten Säle. Einen Augenblick darauf stand ich vor jener damals noch in reiferer Schönheit strahlenden Frau, die sich in ein reizendes Boudoir zurückgezogen hatte.

Die Vorstellung währte nur wenige Sekunden; dann entfernte sich der als Wirth viel in Anspruch genommene Janvier.

„Mais mon dieu, vous n'êtes pas brun du tout!"

Das war der erstaunte Ausruf, mit dem die Herzogin von Persigny mich empfing.

„Madame, es thut mir leid, in dieser Beziehung Ihren Wünschen nicht entsprechen zu können", erwiderte ich lachend; „aber daran bin wahrlich nicht ich, meine Eltern sind daran schuld!"

Auch sie lachte und ließ mich an ihrer Seite Platz nehmen. Bald waren wir in einer lebhaften Unterhaltung begriffen. Sie hatte, wie sie mir offenherzig gestand, einen Vollblut-Mexikaner kennen zu lernen gewünscht, den sie sich augenscheinlich als kupferbraunen, nur nothdürftig mit einem Federschurz umgürteten In-

dianer gedacht haben mochte. So war denn ihre Enttäuschung erklärlich.

Diese komische Auffassung von dem Aussehen der in Frankreich internirten mexikanischen kriegsgefangenen Officiere bildete indessen keineswegs eine Ausnahme von der Regel in der damaligen französischen Gesellschaft.

Stets für das Neue, besonders für das Seltsame und Exotische schwärmend, hatte sie das Mexikanische wie seinerzeit das Algerische, auf den Thron der Mode erhoben. Federfächer, große goldene Ohrringe, Bambusmatten standen auf der Tagesordnung. Es gab Armbänder à la Moctezuma, grünlich emaillirte Eidechsen mit Rubinenaugen nachbildend, Halsbänder à la Guatimotzin, zusammengefügt aus mildglänzenden, in allen Regenbogenfarben schillernden Opalen, Nachthauben à la Popocatepetl, sogar vol-au-vents à la Malintzin. Bis in die Redeweise waren mexikanische Wendungen eingedrungen. Anstatt auf dem Altar opferte man jetzt sein Herz auf dem Opferstein. Auf einzelnen Pariser Boulevardtheatern wurden Stücke mit mexikanischen Reminiscenzen gegeben. Im Sommercirkus nahe dem bois de Boulogne lockte eine mit großem kriegerischen Pomp und ausgiebiger Pulververknallung in Szene gesetzte Darstellung der „Belagerung von Puebla" jeden Nachmittag Tausende von Zuschauern herbei. Ich selbst habe einmal der Aufführung dieses Phantasiestückes beigewohnt, und hätte ich nicht lachen müssen, ich würde mich geärgert haben über die Rolle, welche man, die Geschichte fälschend und den Thatsachen in's Gesicht schlagend, darin die Unseren spielen ließ. Es gab sicher nicht wenige Damen am Hofe Napoléon's, die sich darnach sehnten, eine wilde, glühende Leidenschaft in der Brust eines „barbarischen" Mexikaners zu erwecken. Wenn ich recht berichtet bin, soll es auch an derartigen Liaisons nicht gefehlt, und mancher junge mexikanische Officier sein trauriges Loos in den Armen einer sensationsbedürftigen Französin zeitweilig vergessen haben.

„Schade", fuhr nach einer kurzen Pauſe die Herzogin von Perſigny fort; „je suis un peu rassassiée des blonds!"

Und dabei warf ſie einen gelangweilten Seitenblick auf einen entſetzlich dumm und unbedeutend ausſehenden röthlich-blonden jungen Mann, der an der Thürpfoſte lehnte und mit ſcheinbarem Intereſſe den Worten eines hohen, ältlichen, ſteifen Herrn lauſchte, deſſen Bruſt das Großkreuz der Ehrenlegion ſchmückte. Der Jüngere war der Herzog von Grammont-Caderouſſe, damaliger amant en titre der ſchönen Herzogin und ſpäter wegen ſeiner wahnwitzigen Verſchwendung unter Curatel geſtellt; der Aeltere ſeit 1852 ihr Gemahl, der kurz zuvor, am 13. September, zum Herzog erhobene Herr von Perſigny, ehemaliger Huſarenſergeant Fialin, welcher vor dreiunddreißig Jahren wegen einiger kleinen Unrichtigkeiten in den Rechnungen ſeiner Schwadron den Dienſt hatte quittiren müſſen und dann, der Geldnoth gehorchend, in die ſaint-ſimoniſtiſche Gemeinde des père Enfantin eingetreten war.

Seine Frau, eine Prinzeſſin de la Moskwa und Enkelin des Marſchalls Ney, die ihm die Kleinigkeit von 12 Millionen als Mitgift zugebracht hatte, ſtellte mich ihm vor. Nur ein Paar gleichgiltige Worte wechſelte ich mit ihm. Er war mir eine zu antipathiſche Perſönlichkeit, ich kannte zu genau ſeine wenig ehrenvolle Vergangenheit, als daß ich Luſt verſpürt hätte, mich näher mit ihm einzulaſſen.

1808 geboren, befand er ſich 1863 im fünfundfünfzigſten Lebensjahre. Urſprünglich Royaliſt und Parteigänger der lockeren Herzogin von Berry, der Mutter des „Wunderkindes", des Grafen Chambord, wurde er nach jenem in ſeiner Schwadron begangenen „Verſehen" glühender Bonapartiſt, ſchloß ſich, nachdem er die Selbſtadelung an ſich vollzogen, mit leidenſchaftlicher Hingebung dem jungen, ſchon damals die Bruſt von Prätendentenplänen erfüllten, bei ſeiner Mutter, der Ex-Königin Hortenſe, auf Schloß Arenenberg wohnenden Louis Napoléon an, betheiligte ſich Ende

Oktober 1836 an dessen mißglücktem Straßburger Putsch, 1840 an der gleichfalls fehlgeschlagenen Boulogner Farce und büßte seine Mitwirkung an jenem Unternehmen durch eine Verurtheilung zu zwanzigjähriger Haft. Die Revolution von 1848 öffnete ihm die Thore seines Gefängnisses, wie sie auch dem seit seiner Entweichung aus der Festung Ham in England als Flüchtling lebenden Sohn von Hortense die Möglichkeit bot, nach Frankreich zurückzukehren. Von jenem Augenblick übte Persigny nebst dem Herzog von Morny den unheilvollsten Einfluß auf Louis Napoléon aus. Er war einer der Hauptregisseure des blutigen Dramas vom 2. Dezember 1851 und wurde dafür mit dem wohldotirten Posten eines Gesandten am Hofe von Saint James belohnt.

Wenige Monate, bevor ich ihn kennen lernte, hatte er sich durch das Circular bekannt gemacht, das er in seiner Eigenschaft als Minister des Innern an die Präfekten richtete, und in welchem er unter heuchlerischen Phrasen von Freiheit, demokratischem Geist u. s. w. die amtliche Beeinflussung der in naher Aussicht stehenden Wahlen für den gesetzgebenden Körper anordnete. „Die Abstimmung ist frei"; hieß es in jenem bemerkenswerthen Schriftstück, das vom Vicepräsidenten des preußischen Staatsministeriums, Herrn Robert von Puttkamer, beherzigt zu werden verdient, wohl auch wiederholt schon beherzigt und nachgeahmt worden ist, „damit jedoch der gute Glaube der Bevölkerung nicht durch Redekünste -- habiletés de langage — oder durch zweideutige Glaubensbekenntnisse getäuscht werde, bezeichnen Sie laut, wie bei den früheren Wahlen, diejenigen Candidaten, welche der Regierung das meiste Vertrauen einflößen, damit die Bevölkerung wisse, welche die Freunde und welche die mehr oder minder verkappten Gegner des Kaiserreichs sind, und sich mit ganzer Freiheit (!), aber unter vollständiger Kenntniß der Sachlage ausspreche."

Energisch bekämpfte Persigny namentlich die im zweiten

Pariſer Wahlbezirk aufgeſtellte Candidatur von Thiers. Als jedoch am 31. Mai und 1. Juni trotz aller officieller Machinationen dennoch dieſer ſowie die übrigen Candidaten der Oppoſition, im Ganzen 35, erwählt wurden und die neun Vertreter von Paris ausſchließlich aus ſolchen beſtanden, da half es Perſigny nichts, eine fingirte Zufriedenheit über den Ausfall der Wahlcampagne zur Schau zu tragen, wenn er auch „die Ueberrumpelung des öffentlichen Stimmrechts in einigen großen Centren" nicht fortzuleugnen vermochte, ſeine Rolle als Miniſter, als Staatsmann überhaupt, war ausgeſpielt. Seit dem 24. Juni 1863, dem Tage der Annahme ſeines Abſchiedsgeſuchs, konnte er ſich — allein die Sinekure eines Sitzes im Senat war ihm geblieben — von den Zinſen eines durch Finanzſpeculationen enorm vermehrten Vermögens zehrend, einer beſchaulichen Muße hingeben, bis zu ſeinem 1872 erfolgten Tode, den ein republikaniſches Blatt mit den Worten anzeigte: „Geſtern crepirte in Nizza der bonapartiſtiſche condottiere Fialin, genannt von Perſigny." Seine viele freie Zeit benützte er indeß nicht dazu, die Lebensweiſe ſeiner Gattin etwas genauer als bisher zu controliren. Nach wie vor geſtattete er ihr unbeſchränkte Freiheit, ihren ſchnell wechſelnden Launen zu fröhnen. Ihre damals letzte Laune war der ſchon erwähnte, ſich zum Ausſaugen trefflich eignende, hochblonde Herzog von Grammont-Caderouſſe, aber auch dieſer befand ſich bereits im Zeichen des abnehmenden — Honigmondes.

Ungeachtet ihrer „Ueberſättigung mit Blonden" wies die Herzogin von Perſigny meine höflichkeitshalber ihr gemachte Aufforderung zur nächſten Quadrille nicht zurück, und ich hatte nun genügend Zeit, ſie, was ihr Aeußeres betrifft, genauer zu ſtudiren.

Obgleich an jenem Abend nur ein bal paré und kein bal costumé war, hatte ſie ſich doch — was kümmerte ſie Sitte und Brauch! — eine Tracht angelegt, in der ſie gleich einer Waſſernixe erſchien: ein matt meergrünes, ſilberſchillerndes,

ängstlich tief ausgeschnittenes Kleid von fast durchsichtigem Stoffe, das ihre üppigen Formen mehr denn nöthig zur Geltung brachte, dazu in dem blonden, wallenden Haar grüne Schilfblätter, untermischt mit weißen Nenuphars und reichen Perlenschnüren. So war sie immer noch ein schönes Weib. In ihren weichen Bewegungen, in der eigenthümlichen, vermuthlich künstlichen Bläße ihres Teints, hauptsächlich jedoch in ihren grünlich-grauen, bald stumpf und abgespannt vor sich hinblickenden, bald mit elektrischem Glanze auffunkelnden Augen war deutlich ihr ganzer Charakter, richtiger gesagt, ihr Temperament zu lesen. Sie hatte etwas ausgeprägt Messalinenhaftes an sich, und wenn man von den galanten Aventuren, die damals von ihr erzählt wurden, auch nur die Hälfte glauben wollte, so blieb immer noch genug übrig, um jenes Urtheil zu rechtfertigen.

Hierbei fällt mir eine Anekdote von Ernst August, König von Hannover, ein, dem Vater des verstorbenen Königs Georg V. In seiner Gegenwart wurde einmal erwähnt, eine schöne, unverheirathete, etwas leichtfertige Dame seines Hofes, deren Abwesenheit bemerkt wurde, sei plötzlich in den Besitz eines Zwillingspaars gelangt.

„O", intervenirte begütigend der König, „von solchen Dingen muß man immer nur die Hälfte glauben!"

Auch in dem Falle der Herzogin von Persigny hätte das hingereicht.

Ich sagte schon früher, daß Louis Napoléon vorzugsweise geschickt war in der Anwendung des Mittels der Corruption, um seine Herrschaft zu begründen und zu befestigen. Absichtlich ertödtete er in seinen Untergebenen jedes ideale Streben, weil er darin eine Gefahr für den Fortbestand seiner Macht erkannte. Absichtlich träufelte er in ihre Adern das Gift eines cynischen Materialismus — natürlich das Wort in nicht-philosophischem Sinne gebraucht —, bis das ganze Volk davon durchfressen war, so tief, daß vierzehn Jahre des faktischen Bestandes

republikaniſcher Inſtitutionen die Spuren der imperialiſtiſchen Mißwirthſchaft noch immer nicht auszulöſchen vermocht haben.

Es war deshalb wohl angezeigt, meine ich, aus eigener Erfahrung Aufſchluß zu geben über einige Produkte jener Mißwirthſchaft auf moraliſchem Gebiete, und an verhältnißmäßig untergeordneten Perſonen eine Beſtrafung zu vollziehen, ähnlich den „châtiments“ — si parva licet componere magnis — mit welchen ein berühmter Dichter den Hauptſchuldigen der damaligen Sittenverderbniß gegeißelt hat.

Die Einwohner von Evreux gafften uns anfänglich, wo immer wir uns zeigen mochten, auf der Straße, in den Cafés, in den Reſtaurants, im Theater, an, als ob wir Wunderthiere wären. Als wir aber unſere fremdländiſchen Uniformen mit Civilkleidung vertauſcht hatten und mit einzelnen Perſonen näher bekannt geworden waren, fanden wir überall das freundlichſte Entgegenkommen. Die Officiere der aus Infanterie und Cavallerie beſtehenden Garniſon machten ſich eine Ehre daraus, uns in ihr Stamm-Café einzuladen, und es gab unter ihnen manche nette und gebildete Leute, mit denen ſich gut verkehren ließ. Nach und nach wurden wir, wenigſtens die franzöſiſch ſprechenden Kriegsgefangenen, auch in Familien eingeführt. Die Meiſten von uns hatten möblirte Wohnungen, welche uns in Menge und zu niedrigen Miethspreiſen angeboten wurden, bezogen und aßen gruppenweiſe in verſchiedenen kleineren Reſtaurationen, die ſich durch kräftige bürgerliche Koſt und Wohlfeilheit auszeichneten, und bei denen der Apfelwein, dieſes echt normanniſche, ſehr ſchmackhafte und ſehr geſunde Getränk, den Wein zu erſetzen pflegte. Nur die Reicheren lebten auf größerem Fuße. Zu allen Feſtlichkeiten wurden wir zugezogen; und da ich mir, wie ſchon erwähnt, auch eine anſprechende geiſtige Beſchäftigung verſchafft hatte, ſo war die Gefangenſchaft ziemlich erträglich. Mit dem brummigen General La Charrière kamen wir zum Glück wenig zuſammen.

Eines Tages erhielt ich eine mit zierlich gestochenem Doppelwappen versehene, von der Marquise und dem Marquis Fayet, Beide mir völlig unbekannt, unterzeichnete Einladungskarte zu einem Souper, das auf ihrem, mehrere Kilometer entfernt liegenden Schlosse stattfinden sollte, und der die Worte beigefügt waren: on dansera. Nach von der militärischen Behörde eingeholter und erlangter Erlaubniß machte ich mich an dem bestimmten Abend mittelst Wagens auf den Weg. Als ich in den Park des Schlosses einfuhr, glänzte und glitzerte dieser in feenhafter Beleuchtung. Die Kieswege und Blumenparterres waren mit farbigen Lampen eingesäumt; in dem dunkeln Laub der uralten Bäume hingen ebensolche als phantastische Früchte. Auf der Freitreppe kam mir der Marquis entgegen, ein kleiner, ältlicher Herr, der in seinem ganzen Wesen und Gebahren an die Zeit vor der ersten Revolution erinnerte. Ohne mich zu Worte kommen zu lassen, überschüttete er mich mit Aeußerungen der Genugthuung, die er über meinen Besuch empfinde, geleitete mich in sein Haus und stellte mich auf meine Bitte, zuerst seiner Gemahlin, einer schönen, weit jüngeren Dame, und dann der Reihe nach den übrigen bereits versammelten Gästen vor. Beinahe ausschließlich Namen der ältesten normannischen Adelsgeschlechter rauschten an meinem Ohre vorüber, und nach ganz kurzer Zeit schon fühlte ich mich durchaus heimisch in jenem vornehmen Kreise, von dessen Mitgliedern ich vor einer Stunde kein einziges gekannt hatte.

Erst nach dem Souper, bevor der Ball begann, gelang es mir, den Marquis Fayet bei Seite zu nehmen und ihn zu fragen, welcher Umstand mir allein von meinen Kameraden das Glück und die Ehre seiner Einladung verschafft habe.

„Der Name Ihrer Familie war mir nicht unbekannt, lieber Baron", antwortete er mit herzlichem Händedruck. „Auch Sie gehören ja einem berühmten Geschlechte an."

„Gewiß, aber Sie wissen vielleicht nicht, daß ich aus

innerſter Ueberzeugung Republikaner bin und zugleich einer der ärgſten Ketzer, dem Sie jemals begegnet ſind. Dieſer Apfel, Marquis", fuhr ich, lächelnd und auf mich weiſend, fort, „iſt ſehr weit von ſeinem alten Stamme gefallen."

„Thut nichts! Ariſtokrat bleibt Ariſtokrat. Wie nach der katholiſchen Lehre die Prieſterweihe, ſo drückt auch die adelige Geburt dem Menſchen ein signum indelebile auf. Sie gehören zu den Unſern, gleichviel welcher Art Ihre politiſchen und religiöſen Anſichten ſein mögen."

Ich hielt es für unpaſſend, mich über dieſen Punkt mit meinem liebenswürdigen Wirth in eine Diskuſſion einzulaſſen. Zu erſtaunen vermochte ich jedoch über ſeine Auffaſſung nicht. Anfangs der fünfziger Jahre veröffentlichte ein ſchleſiſcher Edelmann, ein Herr von Hauenſchild, unter dem Pſeudonym Max Waldau Romane, wie „Nach der Natur" und „Aus der Junkerwelt", in denen ein überaus freiſinniger Adeliger, vermuthlich das Selbſtporträt des Verfaſſers, auftritt, der aber trotz ſeines Liberalismus ſeinen Adel nicht verleugnet. Ebenſo habe ich ſpäter innerhalb ſolcher ſtreng exkluſiver Zirkel bisweilen Meinungen äußern und vertheidigen hören, die wohl verdienten, demokratiſche genannt zu werden. Haben ferner nicht auch Angehörige der franzöſiſchen noblesse zur Zeit der erſten Revolution oft die fortſchrittlichſten Grundſätze ausgeſprochen? Erhob ſich in der Abendſitzung der Nationalverſammlung zu Verſailles am 4. Auguſt 1789 nicht ein Vicomte de Noailles, der Sohn eines an Feudal- und Herrlichkeitsrechten reichen Hauſes, um als Tribut der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit die Aufhebung aller Vorrechte und Privilegien, die Abſchaffung aller Frohnden zu verlangen? Hatte ſein Beiſpiel nicht unter ſeinen Standesgenoſſen einen wahren Wetteifer von Entſagung und Freiheitsbewilligungen zur Folge? War es nicht ein Prinz von Broglie, Claude Victor, der, als er 1794 zum Richtplatz geführt wurde, zu ſeinem Sohne die denkwürdigen Worte ſprach:

„Vergiß das Beil und schwöre, stets der Revolution zu dienen — oublie la hache et jure de servir toujours la révolution?“ Und alle diese Männer blieben Edelleute, nicht nur im übertragenen, edleren Sinne des Wortes!

Ich gebe zu, das sind Ausnahmen von der Regel, und die meisten Legitimisten zur Zeit Napoléon's III. gehörten nicht zu diesen Ausnahmen. Immerhin habe ich unter ihnen nicht selten mehr Verständniß für meine Ideen angetroffen als in gewissen sich liberal nennenden bürgerlichen Kreisen.

Meine Bevorzugung seitens des Marquis Fayet verdankte ich außer meinem Namen wohl auch dem gemeinsamen Hasse gegen den Dezembermann. Ich wunderte mich darum nicht, keine der napoleonischen Koryphäen des Departements in der Gesellschaft zu sehen, weder den General La Charrière noch den Präfekten Janvier de la Motte, noch den in Frankreich so einflußreichen Generalsteuereinnehmer, kurz, Niemanden, der in irgend welcher Beziehung zur Regierung stand.

„Mit solchen Leuten gehen wir nicht um“, lautete die mir gegebene kurze und bündige Erklärung. „Wir lieben es, unter uns zu sein.“

Ich tanzte die erste Quadrille mit der schönen Marquise, mußte unter gespannter Aufmerksamkeit viel von meinen mexikanischen Abenteuern berichten, erweckte aufrichtigen Ingrimm, als ich das verrätherische Gebahren Saligny's schilderte, und folgte gern der Aufforderung, auch noch den nächsten Tag als Gast auf dem Schlosse zu verweilen. Wohlthuend berührt in solchen Kreisen der absolute Ausschluß jedweder Etikette. Diese gilt dort nur als Wall, um Unberufenen das Eindringen zu erschweren, wie ein Gleiches in der österreichischen haute volée der Fall sein soll, deren Mitglieder wie Angehörige einer und derselben Familie mit einander umgehen, sich vorzugsweise bei ihren Vornamen nennen u. s. w., für die indeß der Mensch, nicht, wie Metternich meinte, erst mit dem Baron, sondern

ſogar erſt mit dem Grafen anfängt, und zu welcher eine Zulaſſung auf dem Fuße der Gleichberechtigung für einfache Adelige beinahe ein Ding der Unmöglichkeit iſt.

Im Monat September 1863 wurde uns Kriegsgefangenen in Evreux, und in der Folge auch den in Tours, Blois und Bourges internirten Kameraden, eine wenig angenehme Ueberraſchung zu Theil. Eines Tages ließ uns General La Charrière amtlich benachrichtigen, ein höherer franzöſiſcher Officier ſei aus Paris eingetroffen, der Jedem von uns, und zwar Jedem einzeln im Auftrage der kaiſerlichen Regierung eine wichtige Mittheilung zu machen habe. Wir möchten uns deshalb in das Hotel begeben, in dem er abgeſtiegen, um jene Mittheilung in Empfang zu nehmen.

Ich ahnte, um was es ſich handelte, und wappnete mich im voraus mit einem „timeo Danaos et dona ferentes.“

Als an mich die Reihe kam, bei dem Abgeſandten des Kriegsminiſters und Adjutanten des Kaiſers, dem Oberſten des Generalſtabs Henry, eingeführt zu werden, empfing mich dieſer in Gegenwart eines der ſpaniſchen Sprache mächtigen Dolmetſchers auf das Verbindlichſte. Nachdem er mich gebeten, Platz zu nehmen, erklärte ich ihm, ich zöge es vor, mich ohne Vermittlung jenes Herrn in franzöſiſcher Sprache mit ihm zu unterhalten, was ihm natürlich um ſo lieber war.

Zunächſt gab er mir die Verſicherung, daß, welchen Entſchluß immer ich auf die Vorſchläge, die er beauftragt ſei, mir zu machen, faßte, keiner meiner Mitgefangenen davon etwas erfahren würde.

„So halten Sie es für möglich“, unterbrach ich ihn, „daß mein Entſchluß eventuell ſo eigenthümlich, um kein ſchärferes Wort zu gebrauchen, ausfallen könne, daß ich mich ſchämen müßte, wenn er zur Kenntniß meiner Kameraden gelangte?“

„Das nicht; aber da die Angelegenheit von Jedem allein erwogen, von Jedem mit ſich allein — „dans son for in-

térieur" — abgemacht werden muß, so ist es besser, vollständiges Geheimniß darüber walten zu lassen."

Darauf setzte er mir auseinander, der Kaiser habe in seinem Wohlwollen beschlossen, uns die Freiheit zu schenken, uns auf einem französischen Kriegsschiffe, unter Beobachtung aller unserer Stellung gebührenden Rücksichten, in unser Vaterland zurückzusenden, unsere militärischen Grade durch die in Mexiko eingesetzte provisorische Regierung anerkennen zu lassen und die pünktliche Auszahlung unseres Gehalts zu garantiren; als Gegenleistung werde nur die Kleinigkeit verlangt, daß wir jener Regierung oder der später unter der Aegide Frankreichs aufzurichtenden Dienste leisteten, falls wir aber hierzu nicht geneigt sein sollten, uns wenigstens verpflichten möchten, in einer uns anzuweisenden Stadt in Mexiko unsern Wohnsitz aufzuschlagen und uns von jeder weiteren Betheiligung an der Politik wie an den Kämpfen unseres Vaterlandes fernzuhalten.

Oberst Henry sprach gut, in gewählter Form, mit scheinbarer Wärme, voller Achtung für meine militärische Vergangenheit und bemühte sich möglichst zwingende Gründe anzuführen, die mich bestimmen sollten, seinen Vorschlag anzunehmen.

Ich ließ ihn ruhig ausreden. Dann erwiderte ich:

„Mit einem Worte also, Oberst, Sie fordern mich auf, einen Treubruch zu begehen?"

„Das sei ferne von mir, aber das Land steht höher als die Partei, namentlich ein Militär sollte stets nur jenem dienen, nie mit gebundenen Händen sich dieser überliefern. Und die Mehrheit Ihrer Landsleute neigt jetzt zur Intervention; sie hat sich losgesagt von dem „früheren" Präsidenten Juarez."

„Wissen Sie das so sicher? Wann und wo hat man dem mexikanischen Volke die Gelegenheit gewährt, seine Meinung unverfälscht zum Ausdruck zu bringen? Ich glaube besser darüber unterrichtet zu sein als Sie und Ihre Regierung und kann Ihnen sagen, daß nur eine verhältnißmäßig kleine Schaar von

Verräthern sich der neu aufgehenden Sonne zugewendet hat, daß die ungeheuere Majorität der Mexikaner nach wie vor treu zur Republik und der sie repräsentirenden obersten Behörde hält. Um aber größere Klarheit in die Sache zu bringen, erlaube ich mir meinerseits eine Frage: Hand auf's Herz, Oberst! Würden Sie in ähnlichem Falle eine derartige Verpflichtung eingehen? Würden Sie als kriegsgefangener Officier Ihrem Kaiser, so lange er noch regiert, das ihm gegebene Wort brechen?"

Nach längerem Schweigen murmelte er mit leiser Stimme: „Ich glaube kaum!"

„Nun, und finden Sie es mit Ihrer Ehrenhaftigkeit verträglich, einen Andern zu einer Sache zu bereden, auf die Sie selbst nicht eingehen würden?"

Er schwieg. Unsere officielle Unterhaltung war beendet. Privatim ersuchte er mich, ihm eine schriftliche Exposition der Lage in Mexiko zu geben, wie ich sie aus eigener Anschauung und nach den neuesten mir zugegangenen Nachrichten kenne, um sie dem Kriegsminister einzuhändigen und durch diesen dem Kaiser Napoléon vorlegen zu lassen.

Am nächsten Morgen hatte Oberst Henry das gewünschte Schriftstück in Händen. Da ich den Entwurf dazu zufällig unter meinen Papieren aufgefunden habe, so will ich die wesentlichsten Punkte daraus anführen. Nach Fortlassung der Einleitung lautete es, wie folgt:

„Die mexikanische Frage, welche man gern als beendet ansehen möchte, befindet sich erst in ihrem Anfangsstadium — début. Die Besetzung der Hauptstadt ist gewöhnlich entscheidend in einem Lande, in welchem das centralisirende System herrscht, wie z. B. in Frankreich oder in Preußen; sie übt jedoch einen nur unwesentlichen Einfluß auf den Abschluß des Krieges in einer Bundes-Republik wie Mexiko aus.

„Der Usurpator Miramon hatte mehrere Jahre hindurch die Hauptstadt in seinem Besitz gehabt, während der constitutio-

nelle Präſident Juarez, der mit ſeiner Regierung in Veracruz reſidirte, nichts deſtoweniger auf zahlreiche Anhänger im Innern des Landes rechnen konnte und ſchließlich den Triumph der Geſetzlichkeit herbeiführte.

„Nach dem neueſten Bericht des Marſchalls Forey hält die franzöſiſche Armee mit ihren mexikaniſchen Bundesgenoſſen nur 65 Städte, Flecken und Dörfer, größerentheils innerhalb der vom Golfe ſich bis zur Hauptſtadt erſtreckenden Zone gelegen, beſetzt. Welches Mißverhältniß zwiſchen dieſer Anzahl und der der übrigen Ortſchaften der Republik! Wie lange Zeit wird es erfordern, um die Eroberung des ganzen Landes zu bewerkſtelligen, wenn beinahe zwei Jahre nöthig waren, um hundert Leguas weit vorzudringen! Gewiß ſind für den Augenblick die Mittel des Widerſtandes in Folge der nutzloſen Opfer, welche man in Puebla ſowohl an Mannſchaft wie an Waffen gebracht hat, bedeutend geſchwächt; das mexikaniſche Volk bedarf jedoch wie ſein Boden nur einer ſehr kurzen Ruhe, um von Neuem befähigt zu ſein, ſeine Arbeiten wieder aufzunehmen.

„Das Heer der Inſurrektion gegen die Colonialherrſchaft, zum großen Theil aus undisciplinirten, mit Knütteln bewaffneten Indianern gebildet und mit wenigen hölzernen Kanonen verſehen, hat nichtsdeſtoweniger ſchließlich die alten kriegserfahrenen ſpaniſchen Truppen beſiegt, welche gegen die erſten Soldaten der Welt gekämpft hatten.

„Der mexikaniſche Charakter hat viel von einem der Elemente, aus denen die Nation zuſammengeſetzt iſt, von dem indianiſchen geerbt. Er zeichnet ſich durch eine bis zum Aeußerſten getriebene Ausdauer, eine mehr catoniſche denn chriſtliche Entſagungskraft aus und verzweifelt niemals, günſtige Reſultate zu erringen.

„Juarez iſt der Vertreter, der Typus dieſes Charakters. Vielleicht mag man ihn brechen, biegen wird man ihn nie, und da die Mehrheit der Nation mit ihm iſt, wird man auch nicht

TAYLOR INST. OXFORD

dahin kommen, ihn zu brechen. Der Krieg wird demnach mit größerem oder geringerem Erfolg fortdauern. Die topographiſche Lage des Landes iſt durchaus vortheilhaft für den kleinen Krieg, den durch Guerrillas geführten, die den Feind necken und quälen — „taquinent et tracassent“ — wie die Fliege ſelbſt den König der Thiere verfolgt und ohnmächtig macht, ſo daß Frankreich fortwährend neue Truppen nach Mexiko wird ſchicken müſſen, nicht allein, um in das Innere vorzudringen, ſondern auch um ſich in dem bereits eroberten Gebiet zu halten.

„Andererſeits weiß der mexikaniſche Charakter durch ſeine Liebenswürdigkeit eine magnetiſche Gewalt auf jeden Fremden auszuüben, und die Lüſte Capuas waren den Soldaten Hannibals verhängnißvoller als die römiſchen Armeen.

„Frankreich, welches nur ſechsunddreißig Stunden entfernt iſt von Algerien, hat die Eroberung jenes Landes vor dreiunddreißig Jahren begonnen; es hat dort Tauſende von Menſchen, Millionen von Francs gelaſſen, ſein koſtbarſtes Blut dort in Strömen vergoſſen: und heute fängt es kaum an, einige magere Vortheile aus ſo großen Anſtrengungen und ſo beträchtlichen Opfern zu ziehen.

„Man ſagt, der Gedanke, Mexiko in ein neues Algerien umzuwandeln, ſei nie im Geiſte des Kaiſers aufgetaucht; deſto ſchlimmer dann für Frankreich! In Algerien verfolgte man zwei Zwecke, einen zu Gunſten der Menſchlichkeit, die Unterdrückung der Seeräuberei, den andern zu Gunſten Frankreichs, die Erwerbung einer Colonie, um dem engliſchen Einfluß auf dem mittelländiſchen Meere ein Gegengewicht zu ſchaffen. Was Mexiko betrifft, ſo hat man ſich überzeugen können, daß ſeine Civiliſation arg verleumdet war, und daß im Intereſſe der Menſchlichkeit wenig zu thun übrig bleibt. Die clerikale Partei, der Frankreich durch die Gewalt der Umſtände, gegen ſeine Neigungen und gegen ſeine Grundſätze ſich gezwungen geſehen hat, dort die Hand zu reichen, war, iſt und wird ſtets und überall

die exklusivste, gewaltthätigste und — undankbarste sein; Beweis: die Undankbarkeit des Papstes, der Frankreich allein den Fortbestand seiner Macht verdankt. Bezüglich der Interessenfrage in Mexiko hat Frankreich laut erklärt, daß es keine Gebietsvergrößerung anstrebt. Was sucht es denn drüben? Man weiß es nicht genau. Frankreich, oder richtiger gesagt, der Kaiser, denn das bekannte: „Der Staat bin ich" gilt hier abermals, ist durch eigensüchtige Menschen fortgerissen worden. Der Kaiser wurde getäuscht.

„Man mag noch so sehr Adler sein; wenn man Wolken auf Wolken häuft, ist auch das Auge eines Adlers unfähig, über bestimmte Entfernungen hinweg seine Schärfe zu bewahren, und Mexiko befindet sich über zweitausend Meilen — „lieues" — von Frankreich entfernt.

„Außerdem besteht noch die Monroe-Doktrin. Die Nordstaaten von Amerika werden sie niemals aufgeben, da sie sicher sind, über die Conföderirten einen entscheidenden Sieg davon zu tragen, denn sie vertheidigen, vielleicht ohne sich dessen klar bewußt zu sein, die Sache der Menschlichkeit gegen die Sklaverei. Die Vereinigten Staaten werden darum ihr Möglichstes thun, um das republikanische Mexiko gegen irgend welche europäische, zu Gunsten des monarchischen Princips unternommene Intervention zu unterstützen. Augenblicklich vermögen sie nicht, wagen sie nicht ihm direkt zu Hilfe zu eilen, aber sie werden ihm Geld und Waffen liefern, und das ist Alles, was wir brauchen, um den Krieg fortzusetzen. Die Küsten des stillen Ozeans, die Nordgrenze stehen noch offen, um sie einzuführen, und man wird Gebrauch davon zu machen verstehen.

„In dritter Linie sind die amerikanischen Republiken spanischen Ursprungs hochgradig aufgeregt über den Fortschritt des europäisch-monarchischen Einflusses in Mexiko. Ein Bündniß, eine Conföderation ist schon geplant und dürfte sich vielleicht realisiren. Angenommen sogar, Frankreich könne über genügend Sol-

daten und genügend Geld verfügen, um gegen dieſe neue Coalition Front zu machen; angenommen ſogar, es ziehe es vor, ſeine Aufmerkſamkeit von den brennenden Fragen, die gegenwärtig dieſen Welttheil bewegen, ſo hauptſächlich die polniſche Frage, welche es im höchſten Grade intereſſiren muß, abzulenken, um ſie ausſchließlich Mexiko zuzuwenden, ein ſelbſt glücklicher Ausgang des von ihm begonnenen Krieges wird niemals die Opfer aufwiegen, die es ſich auferlegt hat, um ihn zu erlangen.

„Frankreich iſt liberal; es iſt der Repräſentant der Ideen der Revolution von 89, wie Herr von Perſigny in einer ſeiner letzten Reden ſehr richtig geſagt hat. Der Kaiſer will nicht allein die Vereinigung der drei nationalen Farben darſtellen, die Fuſion der drei Parteien, ſondern auch die Tendenz zum Fortſchritt, zur Freiheit; er will ja die fleiſchgewordene Demokratie ſein!

„Deshalb kann er nicht Grundſätze unterſtützen, die mit ſeinen eigenen im Widerſpruch ſtehen. In Rom ſchon erduldet er die widrigen Conſequenzen ſeiner Bemühungen zu Gunſten von Zuſtänden, die durch die Vernunft wie durch die Erfahrung verurtheilt ſind. Warum denn ſich neue Schwierigkeiten — „embarras“ — in der neuen Welt ſchaffen, wenn es nur von ihm abhängt, ſie aufhören zu laſſen!

„Frankreich liebt es nicht, daß Fragen auswärtiger Politik ſich in die Länge ziehen. Es will ſo ſchnell als möglich damit zu Ende kommen, und da jede aus der allgemeinen Abſtimmung hervorgegangene Regierung verpflichtet iſt, es ſei denn, ſie wolle ihren Urſprung verleugnen, die nationalen Wünſche zu berückſichtigen, ſo muß der Kaiſer darnach trachten, die mexikaniſche Frage, die unergiebig iſt für ihn an Reſultaten, fruchtbar dagegen an Verwicklungen, und die vor Allem im Gegenſatz ſteht zu den Sympathien des Volkes, über das er herrſcht, ohne Zögern zu beendigen.

„Das eigenſinnige Verharren bei denſelben Ideen iſt in der

Politik das Kennzeichen eines gewöhnlichen — „vulgaire“ — Geiſtes. Der Kaiſer iſt ein zu ſcharfblickender Mann, als daß er ſie nicht aufgeben ſollte, ſobald er die Ueberzeugung gewonnen, daß die bisherigen Schritte zu keiner angemeſſenen Löſung zu führen vermögen. Der Kaiſer hat nach einer Reihe glänzender Siege den Frieden von Villafranca geſchloſſen. Warum that er es? Weil er einſah, daß die Einnahme des Feſtungsvierecks ihm ſehr viel Zeit gekoſtet, und daß auch nach dieſem neuen Erfolge er ſich einem endloſen Kriege gegenüber gefunden haben würde.

„Nun wohl! Was hindert ihn, nach der Einnahme von Puebla und der Beſetzung der Hauptſtadt Mexiko einen zweiten Frieden von Villafranca zu ſchließen?

„Mexiko hegte urſprünglich große Vorliebe für Frankreich. Es betrachtete ſich, und mit Recht, als ſeinen jüngeren Bruder bezüglich der Errungenſchaften von 89. Es will nichts weiter als ſein treuer Bundesgenoſſe ſein und in Uebereinſtimmung mit ihm an der Entwickelung der liberalen und humanitären Ideen arbeiten.

„Gegen ſeine Neigung — „à contre-coeur“ — bekriegt es Frankreich. Wir haben uns gegen die Franzoſen gleichſam als gute Freunde geſchlagen, ohne nationalen oder politiſchen Haß. Nur darf man nicht vergeſſen, und Zahlen beweiſen es, daß Mexiko ein liberales Land iſt, das einzige in der Welt, welches das glückliche Prinzip der abſoluten Unabhängigkeit des Staates von der Kirche in die Praxis einzuführen verſtanden hat, und daß ſeine Anſchauungen in keiner Weiſe in dem eigenſüchtigen Votum der 138 Individuen zu Tage getreten ſind, die für eine ſchlechterdings unmögliche, im Gegenſatz zu den Ueberlieferungen und Gewohnheiten der Geſammtheit der Bevölkerung ſtehende Monarchie geſtimmt haben.

„Wenn der Kaiſer zu den Mexikanern ſagte: Anſtatt einer Intervention biete ich Euch meinen Schutz an für die Entwicklung Eurer eigenen politiſchen Inſtitutionen ſowie für die Aus-

beutung Eurer Bodenschätze, in der einzigen Absicht, Euch einen selbstlosen Dienst zu erweisen; wenn, anstatt sich durch unbegründete Verleumdungen gegen Juarez beeinflussen zu lassen, er ihm gestatten wollte, daß er sich durch Vertreter vernehmen ließe; wenn, anstatt die Partei der Vergangenheit zu beschützen und zu vertheidigen, er sich zu einer besonnenen Diskussion der Streitpunkte verstände; wenn er der Freund aller Mexikaner sein wollte, anstatt der einer unbedeutenden Minderheit, die er im Grunde seines Herzens verachtet, wie man immer die Verräther an ihrem Vaterlande verachtet: oh, dann würde die heute so schwierige — „scabreuse“ — mexikanische Frage bald ihre Lösung finden, und Frankreich keinen sicherern und ergebeneren Alliirten haben als Mexiko.

„Wir wollen keine fremde Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten, aber einen wohlthätigen Einfluß zu Gunsten unseres Landes würden wir nicht zurückweisen, und dieser Einfluß, den Frankreich mit der größten Leichtigkeit und ohne Entfaltung von Streitkräften ausüben könnte, wenn es die künstlichen Hindernisse — „entraves“ — zerbrechen wollte, die von Leuten aufgehäuft sind — „entassés“ — welche ein Geldinteresse daran haben, diese beiden Nationen, die bestimmt sind, Freunde zu sein, zu entzweien: so würde ihm ein ungeheuerer Nutzen hieraus erwachsen, denn es könnte in freundschaftlicher Weise die Brücke benützen, über welche eines Tages der Handel zwischen Europa und dem fernen Osten sich bewegen muß.

„Der friedliche Einfluß Frankreichs in Mexiko würde seinem alten Nebenbuhler England mehr Nachtheil bringen als ein langer, von den größten Siegen gekrönter Feldzug.

„Ich resumire:

„Frankreich stellt die Feindseligkeiten gegen den Präsidenten Juarez und dessen Anhänger ein.

„Frankreich ladet die legitimen Vertreter Mexikos zu einer ruhigen Diskussion der einzelnen Streitpunkte ein.

„Frankreich gewährt keiner der drei in Mexiko beſtehenden Parteien, der liberalen, der gemäßigten und der conſervativen, ſeine ausſchließliche Unterſtützung.

„Frankreich erklärt, lediglich der Bundesgenoſſe Mexikos ſein zu wollen, ohne jedwede Prätenſion, einen andern Einfluß auf dasſelbe auszuüben als den, welcher dieſer Titel ihm giebt.

„Auf dieſer Grundlage, aber auf dieſer Grundlage allein iſt die Löſung der mexikaniſchen Frage geſichert. Für eine ſolche Politik wird dem Kaiſer nicht allein die Zuſtimmung der Mehrheit der Mexikaner, ſondern auch die der Mehrheit der Franzoſen zu Theil werden, unter welchen die mexikaniſche Expedition wenig populär iſt; der Friede und eine enge Allianz zwiſchen den beiden Ländern mit allen damit zuſammenhängenden politiſchen, commerciellen und humanitären Vortheilen wird dieſem traurigen Kriege folgen, der nutzlos iſt, ruhmlos und vor allen Dingen endlos!

„Evreux, den 13. September 1863.

Carlos v. Gagern.

„An den Herrn Oberſten Henry,
Generalſtobsofficier der franzöſiſchen
Armee."

Einundzwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeit ich dieſes Memorandum wieder zur Hand genommen und durchgeleſen habe. Ich wundere mich ſelbſt, wie richtig meine damaligen Prophezeiungen waren, denn zum großen Theile ſind ſie eingetroffen. Daß Napoléon III. auf meine Vorſchläge nicht einging, iſt erklärlich. Er wurde eben zu ſehr von ſeiner Umgebung, beſonders von ſeiner für den Clerikalismus gewonnenen Frau, beherrſcht. Da ich aber wußte, denn Oberſt Henry hatte es mir beſtimmt verſprochen, daß mein Memorandum dem Kaiſer ſelbſt vorgelegt werden würde, und ich erfuhr auch ſpäter, daß er es geleſen und ſorgfältig geprüft hatte, ſo mußte ich eine für ſein Ohr angemeſſene Sprache reden, in die ſich ſogar die Schmeichelei „on

a beau être aigle“ eingeſchlichen hat. In der Politik darf man ja nicht immer Alles beim rechten Namen nennen; ich konnte den Kaiſer der Franzoſen doch nicht „parjure“ und „assassin du deux Décembre“ tituliren! Noch heute glaube ich übrigens, daß die Argumente, welche ich anführte, um Louis Napoléon zum Aufgeben der mexikaniſchen Expedition zu bewegen, geeignet waren, gerade auf ihn einen gewiſſen Eindruck hervorzubringen; iſt es doch nicht wegzuleugnen, daß er die liberalen und ſocialiſtiſchen Anſichten, welche er in ſeiner Jugend hegte, auch auf dem Throne nicht völlig über Bord geworfen hatte; er hielt ſich wirklich für die „incarnation de la démocratie française.“ Nur in der Annahme, die hiſpano-amerikaniſchen Republiken könnten dem bedrängten Mexiko zu Hülfe kommen, hatte ich mich getäuſcht. Sie waren zu ſchwach dazu, zu uneinig unter ſich, und immer noch iſt die ſchöne Idee Bolivars: die Herſtellung einer Conföderation ſämmtlicher amerikaniſcher Staaten, die einſt Colonien waren der Krone von Caſtilien, und in denen ſeitdem die herrliche Sprache des Cervantes geſprochen wird, nur ein pium desiderium geblieben, obwohl ich feſt überzeugt bin, daß früher oder ſpäter ſie ſich verwirklichen wird.

In Evreux hatte Oberſt Henry immerhin einigen Erfolg unter den Kriegsgefangenen, obgleich die Namen der Abtrünnigen uns erſt ſpäter bekannt wurden. Von dort begab er ſich nach Tours, um ſeine Miſſion fortzuſetzen, ſpäter auch nach Blois und nach Bourges. Aus der erſtgenannten Stadt ſchrieb mir ein Kamerad, der Abgeſandte des Kriegsminiſters hätte den dortigen Gefangenen die gleichen Vorſchläge gemacht wie uns.

„Leider“ — ſo fährt der Brief fort — „fanden ſich auch unter uns einige Verräther, welche keinen Anſtand nahmen, den ihnen vorgelegten, die militäriſche Ehre herabwürdigenden Schein zu unterzeichnen; noch trauriger iſt, daß ſie ſo weit gingen, dem Oberſt Henry die Befürchtung auszuſprechen, wir würden ſie

todtſchlagen, ſobald ihr Abfall zu unſerer Kenntniß gelangte. Darauf hin wurden wir am nächſten Tage nochmals zuſammenberufen, und der Oberſt erklärte, er bedauere, daß wir nicht Alle die Großmuth des Kaiſers richtig gewürdigt, daß wir durch unſere Zurückweiſung der Vorſchläge und beſonders durch die Art, wie wir ſie begründet, die Ehre Frankreichs beleidigt und die ritterliche Geſinnung ſeines Heeres in Zweifel gezogen hätten. Nur früher der conſervativen Partei angehörende Officiere ſeien auf die Bedingungen eingegangen; die liberalen Officiere aber, welche jenen in irgend einer Weiſe zu nahe treten und ſie als „Verräther" brandmarken würden, müßten ſich auf eine ſtrenge Beſtrafung gefaßt machen. Da dieſe ſich bemühen, ihr ſchmachvolles Vorgehen zu verbergen, ſo weiß ich nicht genau, welche ihrer Fahne untreu geworden ſind. Beifolgende Liſte iſt darum weder ganz richtig noch ganz vollſtändig."

Gegen jene Unterſcheidung von „conſervativ" und „liberal" erließen die zu der letzteren Kategorie Gehörenden einen geharniſchten Proteſt.

„Wir können unſer Erſtaunen über dieſe Klaſſifikation der kriegsgefangenen mexikaniſchen Officiere nicht verhehlen", wurde darin geſagt. „Als wir uns um die nationale Fahne ſchaarten, in Erfüllung der heiligen Pflicht, unſer Vaterland, unſere Unabhängigkeit und unſere politiſchen Inſtitutionen zu vertheidigen, ſtreckten wir allen unſern Brüdern die Hand entgegen, ohne Falſch, ohne Hintergedanken, beſeelt von dem edelmüthigen Wunſche, das Werk der Vaterlandsvertheidigung zu kräftigen. Unſer Staunen kommt daher, daß hier in Frankreich, wo wir jene Bande noch für fortbeſtehend anſahen, es Leute giebt, welche Erinnerungen heraufbeſchwören, die vielleicht der Urſprung aller der Leiden geweſen ſind, unter denen unſer unglückliches Land ſo ſchwer gelitten hat. Wenn die Handlungen eines Mannes aufhören privater Natur zu ſein und öffentliche werden, ſo kommt es der Geſchichte zu, ſie mit unbeugſamer Logik zu richten. Sie alſo wird unſere Entſchlüſſe

und die Derjenigen beurtheilen, welche ſich unſere Kameraden nannten, jetzt aber, um ihre Heimkehr zu ermöglichen, auf die denſelben von Ihnen im Namen des Kaiſers der Franzoſen geſtellten Bedingungen eingegangen ſind. Sie haben übrigens nichts von uns zu fürchten. Wir würden uns erniedrigen, wollten wir ſie um eine Erklärung ihrer Handlungsweiſe bitten. Mexiko und die Geſchichte werden ſie nach ihrem Werthe zu ſchätzen wiſſen. Hinlänglich beſtraft werden ſie ſein, wenn ſie an das Urtheil ihrer Mitbürger appelliren, und wenn ſie in unſeren Mienen die Verachtung leſen, die wir ihnen entgegenbringen."

Bei den Subalternofficieren gelang es dem Oberſten Henry leichter, viele zum Abfall zu beſtimmen. Da aber das Reſultat ſeiner Sendung, im Ganzen genommen, doch nicht den von der franzöſiſchen Regierung gehegten Erwartungen entſprach, ſo mußte der nämliche Abgeſandte noch zweimal den Verſuch, uns zu gewinnen, wiederholen.

Bei ſeinem zweiten Beſuch in Evreux verſtieg Oberſt Henry ſich den Treugebliebenen gegenüber zur Drohung, man würde uns den bisher bewilligen Gehalt entziehen und uns in die Kaſematten einer Feſtung einſchließen. Beim dritten, den er im Frühling 1864 machte, hatte er die Kühnheit, uns in Ausſicht zu ſtellen, Frankreich würde uns fortan gar nicht mehr als Officiere anſehen noch als ſolche behandeln, ſondern als gemeine Soldaten und uns gleich Galeerenſklaven bei Staatsbauten verwenden. Durch dieſe Drohung erzielte er bei Manchen die angeſtrebte Unterwerfung. Ungefähr ein Viertel der ſämmtlichen Kriegsgefangenen, und ich ſchmeichle mir zu dieſem Viertel gehört zu haben, blieb indeß ſtandhaft. Meine perſönlich abgegebene Erklärung lautete wörtlich:

„Da ich nicht in amtlicher Form von dem Eide entbunden bin, welchen ich dem Präſidenten Juarez als Vertreter der legitimen Autorität meines Vaterlandes geſchworen habe, ſo iſt es

gegen mein Gewiſſen und meine militäriſche Ehre, das Unterwerfungsformular zu unterzeichnen, bevor ich nicht von meiner Regierung dazu autoriſirt werde."

Ein anderer Kamerad, damaliger gleich dem vorigen in Tours internirter Oberſt, gegenwärtig General und Unterſtaatsſekretär im Kriegsminiſterium, José Monteſinos, ſchrieb mir am 25. April 1864 unter Anderm:

„Dieſes Mal hatte Oberſt Henry ſeine früher uns bewieſene Höflichkeit ein wenig abgeſtreift. In einer Rede voll ſchwülſtiger Phraſen, in der er uns anfänglich wegen unſerer Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit beglückwünſchte, beſchwor er uns beinahe, nicht abermals die Waffen gegen die Franzoſen zu ergreifen, ſtellte es uns übrigens frei, ſpäter den Monarchen, mit dem Frankreich uns beſchenkt" — der übelberathene Erzherzog Maximilian hatte kurz zuvor, am 10. April, in Miramare die ihm von einem Häuflein Landesverräther angebotene Kaiſerkrone angenommen — „zu bekämpfen und zu ſtürzen. Die Szene ermangelte nicht einer gewiſſen Komik. Stellen Sie ſich vor, lieber Freund, welchen Eindruck es auf uns machen mußte, einen franzöſiſchen Oberſt, die Bruſt mit Kreuzen und Ehrenzeichen bedeckt, vor einer Verſammlung von dreiundſiebzig kriegsgefangenen Stabsofficieren die Lehre des Evangeliums predigen zu hören und uns aufzufordern, den Feinden unſeres Vaterlandes Verzeihung angedeihen zu laſſen, denſelben Feinden, die uns von Puebla nach Veracruz mit an den Steinen des Wegs blutig geriſſenen Füßen marſchieren ließen, die während einer zweiundvierzigtägigen Seefahrt auf höhern Befehl uns wie Matroſen behandelten und uns vor Hunger beinahe umkommen ließen! Diejenigen, welche geneigt wären, die vom Blute unſerer noch für die Unabhängigkeit Mexikos kämpfenden Brüder feuchten Hände zu küſſen, ſollten hochgeehrt werden, ſie dürften auf die ewige Dankbarkeit der franzöſiſchen Regierung rechnen und ſogar noch weitere vierzehn Tage ihren Gehalt fortbeziehen — o welche

Großmuth! Für Diejenigen hingegen, welche, treu ihren Ideen und Ueberzeugungen, die schmachvolle Unterwerfungsakte zurückweisen und ihr Vaterland nicht verrathen wollen, Elend, Noth und Hunger.

„Wahrlich, ich weiß nicht, wen ich mehr verdammen soll, den, der so erbärmliche Mittel anwendet, um sich Anhänger zu verschaffen, oder die fünfzehn Verräther, welche jene Bedingungen annahmen und gebeugten Hauptes, mit schamgeröthetem Antlitz aus dem Versammlungszimmer davonschlichen!"

Ich stand damals schon in brieflicher Verbindung mit Neffzer, dem jetzt bereits seit Jahren verstorbenen Chefredakteur des liberalen „Temps", indem ich ihm mehrere wahrheitsgetreue Berichte aus Mexiko übersandt hatte. Ihm theilte ich nun das gegen uns verübte Vorgehen der französischen Regierung mit, und er beeilte sich, in seinem Blatte davon zu sprechen. Angesichts der allgemeinen Entrüstung, welche die Thatsache hervorrief, sah die Regierung sich zu einem schwächlichen Dementi veranlaßt. Der Haupterfolg war aber, daß sie uns, nachdem die „juramentados", diejenigen Kameraden, welche ihre ehrenvolle Vergangenheit abgeschworen, die Rückreise angetreten hatten, ebenfalls und zwar bedingungslos in Freiheit setzte.

Das geschah am 17. Juli 1864. Meine aufbewahrte feuille de route, in welcher ich als „mexikanischer Ex-Kriegsgefangener" bezeichnet bin, zeigt dieses Datum.

Bevor ich Evreux verließ, machte ich meine officiellen Abschiedsbesuche. Dem General La Charrière sagte ich mit Genugthuung Lebewohl auf Nimmerwiedersehen. Er hatte sich uns gegenüber wenig freundlich benommen. Im Jahre 1870 nahm er an der Vertheidigung von Paris theil; es war ihm das Commando über den Mont Avron zugetheilt worden. Dort fiel er im Januar 1871.

Der Bischof ertheilte mir seinen priesterlichen Segen. Ihm machte es Freude, die Hand über mein ketzerisches Haupt auszustrecken, und mir konnte es keinen Schaden bringen. Immer-

hin erblickte ich darin einen Beweis seines Wohlwollens, für welches ich ihm aufrichtig dankbar war.

Janvier de la Motte wünschte mir herzlich Glück zu meiner Freilassung. Seine spätere Laufbahn entsprach seinen von mir geschilderten Antecedentien. 1867 wurde er zur Disposition gestellt, da ihm ein kolossales Deficit in der Präfekturkasse nachgewiesen worden war. Schon zwei Jahre später nahm ihn jedoch der Kaiser wieder in Gnaden auf — er war eben ein unentbehrliches Werkzeug — und schickte ihn als Präfekten zuerst in das Departement du Gard, darauf nach dem Morbihan. Auch dort vermochte er sich jedoch nicht zu halten. Der Minister des Innern, Chevandier de Valdrôme, entließ ihn nochmals am 1. Februar 1870. Während des deutsch-französischen Krieges hielt Janvier sich möglichst fern von jeder Gefahr; er hatte sein buen retiro in der Schweiz aufgeschlagen und verweilte dort, bis Thiers als Präsident der Republik im Mai 1871 von der eidgenössischen Regierung seine Auslieferung verlangte, weil gegen den Ex-Präfekten die Anklage auf Fälschung von amtlichen Dokumenten, von kolossalen Unterschleifen und von Erpressungen erhoben worden war. Er wurde in der That ausgeliefert und in Rouen eingekerkert. Vor die Geschworenen gestellt, erlangte er trotz der unwiderleglichsten gegen ihn beigebrachten Beweise ein freisprechendes Verdikt, Dank der Intervention des damaligen Finanzministers Pouyer Quertier, der das unter dem Kaiserreich gang und gebe gewordene System der „virements des fonds“ als berechtigt erklärte, was allerdings, da seine Collegen, die Nationalversammlung und der Generalrath des Eure-Departements diese, betrügerischen Manipulationen Thor und Thür öffnende Theorie mißbilligten, den Rücktritt des Ministers zur Folge hatte. Am 18. und 23. Februar 1873 verurtheilte der oberste Rechnungshof — cour des comptes — Janvier de la Motte zur Rückerstattung einer Summe von 110,832 Francs, deren Verwendung er nicht hatte

rechtfertigen können. Ob er das Geld gezahlt hat, weiß ich nicht. Ende 1874 gründete er in Angers ein bonapartiſtiſches Blatt: „Le Courrier d'Angers"; darauf übernahm er im Eure-Departement die Leitung der Partei des „appel au peuple". Am 21. Februar 1876 trat er als Candidat für einen Sitz in der Deputirtenkammer im Bezirk von Bernay auf, erklärte, daß er das Septennat Mac Mahon's anerkenne und rühmte ſich, daß unter ſeiner Verwaltung der Reichthum jenes Departements ſich beinahe verdoppelt habe. Mit 9939 Stimmen wurde er zum Abgeordneten erwählt, während ſeine beiden Gegencandidaten zuſammen es auf nur 5950 gebracht hatten. Nach dem 16. Mai 1877 wurde er abermals mit 9758 Stimmen gewählt und gehörte bis zu ſeinem im Februar dieſes Jahres erfolgten Tode ſowohl der Kammer als auch dem Generalrath de l'Eure als Vertreter des Bezirks von Brionne an. Dem Vice-Präſidenten Charles Floquet, der am 28. Februar den Vorſitz in der Deputirtenkammer führte, kam es zu, dem Verſtorbenen einen Nachruf zu widmen, und er entledigte ſich dieſer wahrlich nicht leichten Aufgabe mit großem Geſchick:

„Mehr den politiſchen Freunden", ſagte er, „ſteht es zu, an die Vielſeitigkeit zu erinnern, welche Herr Janvier de la Motte im Dienſte der gemeinſamen Sache an den Tag gelegt hat. Der Präſident hat die Pflicht, — und ich erfülle ſie mit aufrichtiger Rührung — im Namen der ganzen Kammer, ohne Anſehen der Partei, ein trauervolles Gedenken Dem zu weihen, welcher für uns ein liebenswürdiger und rückſichtsvoller College war, deſſen gute Laune und Herzlichkeit den herbſten Groll des politiſchen Lebens überdauerten. Der Tod hat ihn in der Vollkraft einer Reife überraſcht, welche das Vorrecht genoß, der Jugend zu gleichen, deren glückliches Naturell, hinreißende Lebhaftigkeit und glänzende Eigenſchaften ſie bewahrt hatte. In dieſer aus den letzten Jahren geſchöpften Erinnerung geſellen wir uns dem Schmerz einer ſchwer geprüften Familie bei."

Auf weiter zurückliegende Reminiscenzen ging Floquet kluger Weiſe nicht ein.

Die Herzogin von Perſigny hat in verhältnißmäßig neuer Zeit, gegen Ende 1880, noch einmal viel aber nicht gut von ſich reden gemacht, nämlich anläßlich der ſchmutzigen Affaire Friedmann.

Ihre Tochter Marie hatte ſich 1877 mit einem Herrn Friedmann, dem Sohne eines Prager Hopfenhändlers, einem ehemaligen Commis in einem Galanteriewaarengeſchäft, der ſich vom „Figaro" hatte adeln und zum ungariſchen Cavalier und Großgrundbeſitzer machen laſſen, verheirathet, nachdem der Ex-Commis es verſtanden, durch ſein keckes Auftreten und ſeinen Talmi-Luxus die Liebe des jungen Mädchens zu gewinnen. Bald ſtellte ſich jedoch beim neuverheiratheten Paare eine ſtets akuter werdende Geldklemme ein. Vergeblich wandte ſich Frau Marie zuerſt an ihre Großmutter, die alte, ſteinreiche Prinzeſſin de la Moskwa. Auf den Knieen flehte ſie dieſelbe an, noch einen Wechſel zu unterzeichnen, erlangte von dieſer aber nur die Antwort:

„Du langweilſt mich — tu m'embêtes — mit Deinen Wechſeln; mache ſie Dir ſelbſt!"

Darauf ſuchte die arg Bedrängte Zuflucht bei ihrer ebenfalls noch reichen Mutter, die nach dem Tode ihres zweiten Mannes, Lemoine, eines Sachwalters des Ex-Khedive von Egypten, Ismaïl, ihren früheren Namen und Titel wieder angenommen hatte. Die Mutter erklärte:

„Ich will Dir wohl meine Unterſchrift geben, doch unter der Bedingung, daß ein Theil des Geldes, welches Du darauf erhältſt, in meine Taſche fließe."

Damit war Marie Friedmann nicht geholfen. Von den Gläubigern wie ein Wild gehetzt und verfolgt, von ihrem Manne überredet, fabrizirte ſie falſche Wechſel. Das Verbrechen wurde entdeckt, und beide Schuldige mußten in's Gefängniß wandern und ſich von den Geſchworenen verurtheilen laſſen.

In einem von Ugény verfaßten Buche, betitelt: „Bilder aus dem Familienleben der höheren Stände", welches das Kant'ſche Motto trägt: „Der Menſch wird nur Menſch durch Erziehung", iſt ein Abſchnitt der bekannten Helene von Dönniges — Laſſalle — Rakowitza — Friedmann u. ſ. w. gewidmet, eingeleitet durch einen beſonderen, Luther entlehnten Wahrſpruch: „Die Eltern ſind gemeiniglich ſchuld an der Kinder ihrem Verderben." Darin wird die Behauptung aufgeſtellt und durch Thatſachen begründet, die ganze mehr denn abenteuerliche Laufbahn Helenens ſei in erſter Linie die Folge der ſchmählichen Erziehung, die ihr ſeitens ihrer Eltern, ſpeciell ihrer Mutter, zu Theil geworden.

In der That, mehr denn die Hälfte der Schuld an den Vergehen und Verbrechen einer Tochter trägt die Mutter. Wenn die Tochter fehlt und fällt, kann man nicht ſelten, dem Spruch des franzöſiſchen Richters eine leichte Variante gebend, fragen: „où est la mère?"

So war auch die Herzogin von Perſigny zum großen Theil für die Handlungsweiſe ihrer Tochter Marie verantwortlich zu machen. In ihrer Atmoſphäre war Marie aufgewachſen. Ihr Vorbild hatte ſie von Jugend auf vor Augen gehabt. Von Mutterliebe für ſie, von Mutterſorge um ſie war niemals die Rede geweſen. Dafür giebt es ja Bonnen, Gouvernanten, nicht zu vergeſſen, die dames du sacré coeur. Auch ſpäter lebte, ſorgte, dachte jene Mutter allein für ſich und kümmerte ſich nicht im Geringſten um das Schickſal ihres Kindes. Die Nichtzahlung der ihm zugeſicherten Jahresrente von 25,000 Francs hatte jedenfalls den erſten Anlaß zu den pekuniären Verlegenheiten gegeben, aus denen Frau Friedmann ſich durch Fälſchungen zu retten verſuchte. Zwar bemühte ſich die edle Mutter in einem vom „Figaro" veröffentlichten Schreiben ſich weißzubrennen; die Zahl der Gläubigen, die ſie damit fand, dürfte aber geringer geweſen ſein, als die der im Laufe

ihres an Abenteuern reichen Lebens von ihr begünstigten Liebhaber.

Was die Herzogin von Persigny als Weib, das war Janvier de la Motte als Mann. Sie paßten zusammen, wie die zwei Handschuhe eines und desselben Paares.

Man könnte mich vielleicht fragen, warum ich so eingehend mich mit Leuten beschäftige, die so wenig des Anziehenden bieten, und denen nicht einmal eine hervorragende historische Bedeutung zugeschrieben werden kann?

Meine Antwort lautet: Einmal ist die Geschichte und sind Memoiren verpflichtet, in naturalistischer Treue auch widerwärtige Personen zu schildern, wenn sie zur Charakteristik einer Epoche beitragen; ferner, obschon die beiden kurz von mir skizzirten nicht gerade eine einflußreiche Rolle gespielt haben, sind sie doch Typen der sogenannten „guten" Gesellschaft, wie sie sich unter dem Regime des Staatsstreichlers Louis Napoléon entwickelt hatte und logischerweise entwickeln mußte. Ab uno disce omnes.

In der That war es eine Abscheu erregende haute-volée, jene napoleonische im fünften und sechsten Dezennium dieses Jahrhunderts. Eine ähnliche hatte nur die römische Kaiserherrschaft und das byzantinische bas-empire gezeitigt.

Louis Napoléon.

Manche rühmen die Geschicklichkeit, mit welcher Fürst Gregor Alexandrowitsch Potemkin, „Tawrischeski", der Taurier, zubenannt, seine kaiserliche Geliebte, Katharina II. von Rußland, als er sie 1787 zu einer Reise in die von ihm vier Jahre früher eroberte, verheerte und entvölkerte Krim bewog, zu täuschen verstand, indem er beide Seiten des Weges mit tragbaren Dörfern garnirte, angefüllt von in Festkleidern prangenden Einwohnern, welche als Statisten zugleich mit den Dorfdekorationen verschwanden, sobald die Czarin vorbeipassirt war, um an einem weiter vorgeschobenen Orte sich wieder aufstellen und gruppiren zu lassen. Ich bin bei einer ähnlichen, aber mit noch weit größerem Geschick ausgeführten, beinahe improvisirten, ebenfalls für kurze Dauer, wenn auch nicht auf Täuschung berechneten Umwandlung eines flachen, wüsten, sandigen Flecken Landes in einen reizenden Park, voll üppiger Wiesen, hoher Bäume, Hügel, Seen und Bäche, die mannigfaltigen Baulichkeiten gar nicht zu erwähnen, zugegen gewesen, welche vor einundzwanzig Jahren, wo Derartiges noch seltener geschah als heutzutage, einen großen Eindruck auf mich machte. Sie wurde vollzogen vom Präfekten des Eure-Departements, Janvier de la Motte, im Sommer 1863, um auf dem bisherigen Exercierplatze der Garnison von Evreux eine landwirthschaftliche Ausstellung zu veranstalten, welche Kaiser Napoléon III. und Kaiserin Eugenie mit ihrem Besuche zu beehren ihm versprochen hatten. Was da in der kurzen Frist von wenigen

Monaten geschaffen wurde, überstieg alle Begriffe. Es gewährte mir Freude, den täglich fortschreitenden Arbeiten dieser allmäligen Metamorphose zuzusehen. Auf niedrigen, mit vielen kräftigen Pferden bespannten Wagen wurden den benachbarten Waldungen entnommene Riesenbäume mit ihrem ganzen, sorgfältig gelösten Wurzelngeflecht angefahren, um in ein neues, besonders vorbereitetes Erdreich verpflanzt zu werden. Hunderte von Menschen gruben eine unregelmäßige Vertiefung aus, in die aus dem nahen Flüßchen Iton Wasser eingelassen wurde, um einen Teich zu bilden, in dessen Mitte sich eine künstliche, von Birken und Tannen überragte Felseninsel erhob. Andere schichteten mit der auf diese Weise gewonnenen Erde einen Hügel auf, den bald ebenfalls dichtes grünes Gebüsch bedeckte, und von dessen Gipfel ein rauschender Wasserfall herabstürzte. Noch Andere legten Triften an, besäet mit schnell sprießendem Gras und bepflanzt mit Blumen aller Art. Außerdem wurden in ländlichem Styl Hütten, Ställe und Hürden aufgeführt. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit schon war es unmöglich, den früheren Platz wiederzuerkennen, so sehr hatte er sein Ansehen verändert. In Schaaren zogen nun die Aussteller herbei mit ganzen Heerden von Pferden, Rindern, Schafen und Schweinen, durchgehends Prachtexemplare; die Vogelhäuser füllten sich mit dem seltensten Geflügel; die landwirthschaftlichen Instrumente nahmen ihre Aufstellung unfern den Dampfmaschinen, welche einzelne von ihnen zu treiben bestimmt waren. Endlich nach vielen Mühen und mit großem Kostenaufwand war Alles fertig.

An der einen Seite des Ausstellungsgebietes hatte man eine Reihe von Tribünen errichtet, gegenüber einem abgegrenzten circusartigen Rondeel, auf dem die Offiziere und Sergeanten des in Evreux stehenden Regiments reitender Jäger Quadrillen und arabische Fantasias aufführen sollten. Die mittelste, umkleidet mit purpurnen, von goldenen Bienen übersäeten Draperien und in einer kolossalen Kaiserkrone gipfelnd, war für Napoléon und

Eugenie sowie für deren Hofstaat reservirt worden; in der zur Rechten nahmen die obersten Behörden des Departements Platz; die zur Linken hatte man uns kriegsgefangenen mexikanischen Officieren angewiesen.

Als das Kaiserpaar, von dem devotest lächelnden, katzenbuckelnden Janvier de la Motte begleitet, erschien, spielte die Militärmusik das angeblich von der Königin Hortense, in Wahrheit von ihrem musikalischen Sekretär, dem Flötenvirtuosen Drouet, verfaßte „Partant pour la Syrie", Geschütz- und Gewehrsalven donnerten, die Glocken läuteten, und ein vieltausendstimmiges „Vive l'empereur!" durchbrauste die Luft.

Obgleich man mir sagte, Louis Napoléon befände sich an jenem Tage in außergewöhnlich guter Laune, so hatte sein Gesicht doch einen mehr mürrischen als zufriedenen Ausdruck. Seine Vertrauten hatten ihm den bezeichnenden Spitznamen: „der melancholische Papagei" gegeben. Der langzugespitzte Schnurrbart hing unter der unschönen großen Nase so tief über den Mund herab, daß man dessen Bewegungen beim Sprechen kaum wahrnehmen konnte; die Augen, von schlaffen Lidern verhängt, waren glanzlos, sie glichen denen eines Raubthieres, welches das Tageslicht nicht zu ertragen vermag; der kleine, etwas dicke und plumpe Körper ruhte auf zu kurzen Beinen; der Gang war schleppend und schwerfällig — in dem ganzen Menschen kein Zoll ein Kaiser!

Auch Eugenie fand ich weniger schön, als ich sie mir nach den vielfachen Beschreibungen und massenhaft verbreiteten Bildern vorgestellt hatte, wenn ich auch nicht leugnen will, daß sie mit ihrem majestätischen Gange, den feingeschnittenen Zügen, in denen Nichts die spanische Herkunft verrieth, dem röthlich-blonden Haar, dem etwas langen, doch graciös schwanenartig sich biegenden Halse und der ebenmäßig gerundeten Büste wohl geeignet war, überall Aufmerksamkeit zu erregen und Bewunderung. Nur die über ihr ganzes Wesen ausgegossene, vermuthlich affektirte

Kühle berührte mich unangenehm. Vielleicht war mein nicht eben günstiges Urtheil ein befangenes, weil ich nicht umhin konnte, in ihr die Hauptfeindin meines Adoptivvaterlandes zu erblicken.

Seitdem die Enkelin des irischen Produktenhändlers Kirkpatrick in Malaga der Galanterie mehr oder weniger überdrüssig geworden und außer der Religion auch der Politik sich zugewendet hatte, war ihre verderbliche Hand in allen Staatsactionen des Kaiserreichs erkennbar. Durch Don Pelagio de Labastida, den stattlichen Erzbischof von Mexiko, sinnlich und geistig gewonnen, hatte sie hauptsächlich ihren Mann beredet, den wahnwitzigen Zug gegen Mexiko zu unternehmen. Man erzählt, daß Louis Napoléon, als er die Wiederwahl des freisinnigen Eugène Pelletan zum Abgeordneten von Paris erfahren, zur Kaiserin gesagt habe:

„Sehen Sie hier, Madame, eine der Folgen der mexikanischen Expedition, welche Sie mir angerathen haben!"

Auf ihre Veranlassung mußten später, 1867, die Chassepots „Wunder thun" in Mentana. Naturgemäß hatte die Ex-Magdalena sich in eine Betschwester, Jesuitenfreundin und Beschützerin des katholischen Glaubens umgewandelt. Voltaire sagt sehr richtig in seiner „Pucelle": „Car de l'amour à la dévotion il n'est qu'un pas: l'un et l'autre est faiblesse." Die logische Folge der Leichtfertigkeit ist die Bigotterie. Eugenie hielt es für ihre heilige Pflicht, sowohl den wankenden weltlichen Thron des Stellvertreters Gottes in Rom zu stützen, als auch für die materiellen Interessen der durch die „Reformgesetze" geschädigten Klerisei in Mexiko einzutreten, um so bereitwilliger, als höfische Gelehrte ihre Genealogie bis auf den letzten Aztekenkaiser, Moctezuma II., zurückgeführt hatten.

Es ist wohl kaum nöthig, hier zu erwähnen, daß sie auch die größte Schuld an dem letzten Kriege Frankreichs gegen Preußen und Deutschland trägt. Nur als Beitrag zu dem

Anekdotenschatz, welcher die näheren, den Ausbruch jenes Krieges begleitenden Umstände illustrirt, erlaube ich mir die Schilderung einer Scene einzuschalten, die am 12. Juli 1870 in einem Gemache des Palastes von Saint-Cloud sich abspielte, wie sie seinerzeit von einem Ohrenzeugen mitgetheilt wurde.

Die Depesche, welche die Entsagung des Prinzen Anton von Hohenzollern im Namen seines Sohnes Leopold auf den spanischen Thron meldete, war gerade angekommen und befand sich in den Händen Napoléon's III. Unter den wenigen Anwesenden herrscht bange Stille. Dem Herzog von Gramont, der den Mund öffnen will, winkt der Kaiser zu schweigen. In einer Fensternische lehnt Eugenie, sich leise mit ihrem Günstling, dem italienischen Gesandten Cavaliere Nigra, unterhaltend und von Zeit zu Zeit zu ihrem Gemahl hinüberschielend. Stumm und regungslos sitzt dieser im Lehnstuhl, den eigenthümlich starren Blick, aus welchem schwer ein Gedanke herauszulesen war, auf das wichtige Papier geheftet. Niemand wagt, ihn in seinen Grübeleien zu stören. In seinem Kopfe bekämpfen sich Krieg und Frieden; von dem jetzt von ihm zu fassenden Entschlusse hängt ja, wie oft schon, das Schicksal seines Landes, hängt die Ruhe Europas ab. Da regt sich der stumme Mann, wirft matt den Kopf zurück und spricht mit der bekannten näselnden Metallstimme die bedeutsamen Worte:

„Je vais encore une fois donner au monde un grand exemple de ma modération" — noch einmal will ich der Welt ein großes Beispiel meiner Mäßigung geben . . .

„De ton avachissement", schrillt alsbald eine scharfe Frauenstimme dazwischen, und Eugenie, wild auffahrend, reißt dem Kaiser die Depesche aus der Hand und zerknittert sie in fieberhafter Erregtheit.

Der Pantoffeldespotismus war damals längst schon bei dem akuten Stadium angelangt, ein Widerstand seitens Napoléon's unmöglich. Zwanzig Minuten hatte er gebraucht, um sich für

den Frieden zu entschließen; in einer Sekunde hatte Eugenie sich für den Krieg entschieden, für einen Krieg, der vielen Tausenden von kräftigen Männern das Leben kosten, viele Tausende von Familien in's Elend stürzen und Frankreich, wenigstens vorübergehend, zu einer Macht zweiten Ranges degradiren sollte.

Nur en passant will ich auf die elegante Sprechweise der kaiserlichen Frau aufmerksam machen Avachissement war, wie es scheint, ein Lieblingsausdruck von ihr, mit dem sie die physische und geistige Gebrochenheit ihres hohen Gemahls malerisch zu bezeichnen pflegte. Das Wort ist unübersetzbar; jeder Versuch, es in eine andere Sprache zu übertragen, würde ihm sein nach dem Kuhstall und — nach den Tuilerien duftendes Parfum nehmen. Ueberhaupt war der napoleonische Hof nichts weniger als eine Akademie des feinen Conversationstones. Beispielsweise betitelte Eugenie ihre Cousine, die Prinzessin Mathilde, stets nur „la gueuse", während diese sich dafür mit dem jener beigelegten zarten Spitznamen „la charogne" revanchirte.

Und diese Frau, die einstige enthusiastische Besucherin der Stierkämpfe, die kühne Amazone, vor ihrer Ehe mit Napoléon III. die Heldin mancher galanter Abenteuer in Madrid, in Spaa und in Paris selbst, die Erfinderin der Crinoline, ursprünglich dazu bestimmt, eine zu frühzeitige Rundung der Taille zu verdecken, die Begründerin eines fast unmoralisch zu nennenden Luxus in Frankreich, diese Frau mit einer so eigenthümlichen Vergangenheit feierte der Advokat Lachaud im Trochu'schen Prozesse als „arme, erhabene Regentin, welche die letzten Stunden ihrer Herrschaft durch so viel Edelsinn und Heldenmuth verherrlicht" habe. Nachdem sie zu demselben Trochu, nach Eintreffen der Sedaner Unglücksbotschaft, mit theatralischem Pathos gesagt hatte: „Nicht um die Dynastie, um Frankreich handelt es sich nun!"; nachdem sie, ein Gene-

ralissimus im Unterrocke, die Wälle hatte besteigen wollen, um die Soldaten zum Kampfe anzufeuern, blieb sie erst ruhig in ihrem Boudoir und floh dann verkleidet nach England! Auch Gefühl zeigte sie, die gesagt hatte: „Je veux avoir ma guerre à moi!"; sie weinte helle Thränen über den Tod ihres Mannes, für den sie schwerlich jemals uneigennützige Zuneigung empfunden hatte, und vergißt nie, der alljährlich für den Verstorbenen celebrirten Seelenmesse beizuwohnen. Als sie sich später von Chiselhurst eine Zeit lang nach Arenenberg begab, bemühten sich mit Erfolg die bonapartistischen Parteigänger die Theilnahme sentimentaler Narren für Eugenie zu erwecken.

„In Arenenberg", so lauteten die berechneten Zeitungsberichte, „führt sie ein äußerst zurückgezogenes Leben. Sie ist leutselig und freundlich und nimmt die Huldigungen, welche man ihr darbringt, mit stiller Wehmuth entgegen. Sie übt einen wunderbaren Zauber aus auf Alle, die ihr nahe kommen. Sie spricht wenig über Politik, und wenn sie es thut, stets in höchst gemessenen Ausdrücken. Sie scheint nur an der Gesundheit des Papstes Pionono innigen Antheil zu nehmen."

Das hinderte sie aber nicht, in einem unbewachten Augenblicke, als die Möglichkeit einer Wiederherstellung des Kaiserreichs in ihrer Gegenwart erörtert wurde, die bezeichnenden Worte dem Gehege ihrer weißen Zähne entschlüpfen zu lassen: „Wir werden uns die Stunde wählen."

Erst seitdem auch ihr Sohn, den ich als hübschen blondlockigen, aber damals überaus schwächlichen, kränklichen und blassen Knaben wiederholt in Paris gesehen habe, von den Assagais der Zulus durchbohrt, im fernen Afrika gefallen ist, hat sie gezwungener Weise auf ihre ehrgeizigen Pläne verzichtet. Darum darf sie aber sicherlich keinen reicheren Zoll an Mitleid beanspruchen als irgend eine der vielen Mütter, welche indirekt durch der Kaiserin Schuld ihre Söhne im mexikanisch- oder im deutsch-französischen Kriege verloren haben. Ueberhaupt gebe ich nicht zu, daß eine Mutter,

weil sie zufällig auf einem Throne gesessen hat, wegen des Todes ihres Gatten oder Sohnes mehr zu bedauern sei als in gleichem Falle eine Proletarierfrau. Eher muß das Gegentheil geschehen, denn diese verliert in der Regel mit ihnen ihre einzige Stütze in der Gegenwart, ihre ganze Hoffnung auf die Zukunft und bleibt in Elend und Verlassenheit zurück, während jene sich wenigstens mit dem spanischen Sprichwort trösten kann: „Schmerzen mit Brod sind erträglich."

Im Jahre 1863 strahlte Eugenie noch als glänzendster Stern am Kaiserhimmel von Frankreich, den auch die vom fernen Westen, von Mexiko her aufsteigenden Wolken noch nicht zu trüben vermocht hatten. Damals sah ich sie zum ersten und letzten Male.

Mit Louis Napoléon war ich schon früher, im Spätherbst 1848, also bevor er es noch durchgesetzt hatte, sich zum Präsidenten der französischen Republik wählen zu lassen, zufällig zusammengetroffen. Das ereignete sich an einem Empfangsabend in den Salons des Generals Eugen Cavaignac, welcher behufs Unterdrückung des theilweise durch bonapartistische Intriguen angezettelten Juniaufstandes von der zaghaften Nationalversammlung mit der Militärdiktatur betraut und nach der blutigen Niederwerfung der Revolte zum Präsidenten des Ministerconseils der Executivgewalt, somit zum provisorischen Staatsoberhaupt ernannt worden war. Er bewohnte, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, den einstigen Palast der Königin Hortense in der rue de Varennes.

Zu jener Zeit weilte in Paris der vorübergehend liberal angehauchte Historiker Friedrich von Raumer, mit welchem ich als Knabe im Kreise meiner Familie viel verkehrt hatte. Er befand sich dort in diplomatischer Mission, nämlich als „Vertreter der deutschen Centralgewalt". Seine Stellung war aber eine durchaus falsche. Die französische Regierung erklärte, es gäbe bereits bei ihr beglaubigte Gesandten von Oesterreich, von

Preußen, von Baiern u. s. w., von einer „deutschen Centralgewalt" habe sie jedoch amtlich keine Kenntniß, und so mußte denn Raumer zu Anfang des Jahres 1849 die Seinestadt unverrichteter Sache wieder verlassen; es war ihm nicht gelungen, seine Anerkennung zu erwirken. Da er aber inzwischen mit den Machthabern Frankreichs Umgang pflog, so war mir durch seine freundliche Vermittlung eine Einladung zu jener Soirée zu Theil geworden. Ich folgte derselben in seiner Begleitung um so lieber, als ich auf diese Weise Gelegenheit fand, einzelne der Koryphäen der französischen Februar-Revolution, allerdings nur oberflächlich, kennen zu lernen, wenn auch meine ursprüngliche Begeisterung für jene Erhebung schon bedeutend abgenommen hatte. Damals würde ich kaum mehr die Verse niedergeschrieben haben, mit welchen ich Frankreich im Frühling jenes Jahres begrüßt hatte:

„Stets hat der gallische Hahn zuerst den Morgen geahnet,
Alle Völker sein Ruf stets aus dem Schlummer geweckt;
Aber zuerst auch stets auf der Freiheit Altar geblutet,
Sühne der eigenen Schuld, doch zur Erlösung der Welt."

Um so weniger hätte ich es gethan, als seit den Junitagen sich immer deutlicher herausstellte, daß die Februarrepublik exklusiv spießbürgerliche Tendenzen verfolgte, nachdem ihr anfängliches Interesse für den Arbeiterstand nach mehreren verfehlten Anläufen, ihm zu helfen, vollständig erloschen war.

Raumer selbst stellte mich zuerst Cavaignac vor. Dem Aeußern nach war der General ein kleiner Mann mit kleinem, breitstirnigem, zum Kinn spitz zulaufendem Kopfe und mattem Gesichtsausdruck, der politischen Meinung nach ein ehrlicher Liberaler der alten Schule, welche sich nicht über den Satz des Abbé Sieyès, der dritte Stand solle Alles sein, zu erheben vermochte, darum unfähig, das Produkt der gährenden Neuzeit, den vierten Stand, richtig zu würdigen, und unwillig, ihm gleiche Rechte zuzuerkennen.

Darauf vermittelte Raumer meine Bekanntschaft mit dem phantasiereichen, melodischen, doch für meinen Geschmack viel zu süßlichen und selbstgefälligen Dichter und späteren schwächlichen, allein durch seine rhetorische Begabung sich auszeichnenden Politiker Alphonse von Lamartine, der aus „einem der schönsten Kinder des Landes", wie er selbst sich genannt, zu einem in der That auffallend stattlichen und schönen Mann sich entwickelt hatte. Gegen sein Exterieur habe ich nichts einzuwenden, wohl aber gegen seinen Charakter, namentlich wie dieser sich bei vorgeschrittenen Jahren kundgab. Welchen Mangel an Würde bewies Lamartine nicht dadurch, daß er, durch seine unsinnige Verschwendung theilweise ruinirt, obgleich immer noch im Luxus lebend, 1856 eine Nationalbettelei zu seinen Gunsten veranstalten ließ und keinen Einwand erhob, als sein früherer politischer Gegner Napoléon III. seinen Namen als den des ersten Spenders auf der Subskriptionsliste eintrug! Noch kläglicher benahm sich Lamartine 1865.

In einer Reihe von Skizzen, welche ich zu Ende jenes Jahres in New-York unter dem Titel: „Mexiko und die mexikanische Frage" veröffentlichte, charakterisirte ich ihn in nicht sehr schmeichelhafter Weise, wie folgt:

„Jene politische Penelope, deren einziges Geschäft darin besteht, in ihren alten Tagen das Gewebe aufzutrennen, das sie während ihres rüstigen Alters gewebt, jene Dichtermumie, die sich jetzt in eine Kapuzinerkutte gehüllt hat, jene widerliche Negation alles früheren Meinens, Wirkens und Strebens, jene Incarnation des pater peccavi, jener greinende Klagegesang, dessen monotoner Refrain ein ewiges mea culpa, mea culpa ist, jene eitle Kokette, die ihre gelb und runzlig gewordenen republikanischen Züge unter römisch-absolutistischer Schminke zu verstecken sucht: kurz jener Lamartine, dessen Namen kein freisinniger Mann heute anders als mit Bedauern und mit Ekel ausspricht, hat in der letzten Lieferung seiner „Litterarischen Unter-

haltungen" auch sein Urtheil über die mexikanische Expedition abgegeben. Er geht von dem Grundsatz aus, über den man sich erbittern müßte, wenn er nicht gar zu lächerlich wäre, daß „Amerika das Eigenthum Europas ist", und schließt daraus, die Idee, Mexiko mit französischen Truppen zu besetzen, sei „gerecht wie die Nothwendigkeit, unermeßlich wie der Ozean, neu wie ein à propos, fruchtbar wie die Zukunft". Nach seiner Ansicht müßte Europa sogar die Hand auf die übrigen Länder Amerikas, selbst auf die Vereinigten Staaten legen, weil sie Güter besitzen, die den Europäern nützlich sind (!). „Wer weiß nicht", sagte er, „daß das Getreide und das Mehl Amerikas, vornehmlich das des Mississippithales, im Fall einer allgemeinen Hungersnoth die Kornkammern sind der Welt, wie Sizilien die für Rom war." Also — muß das Mississippithal eine europäische Colonie werden. „Wer weiß nicht", fügte Lamartine hinzu, „daß das zu münzende Kapital sich in ungeheuerer Menge in Mexiko befindet, in Peru, in Sonora" — mit Herrn von Lamartine's Verlaub ist Sonora nur ein Staat der mexikanischen Bundesrepublik; Franzosen sind aber in der Regel schlechte Geographen — „daher das Recht, welches die relative Armuth Europas hat, sich jener Schätze zu bemächtigen." — Eine herrliche Apologie aller Spitzbuben und Räuber, die mit einer albernen Justiz in Conflikt gerathen, weil sie im Kleinen die Lamartine'schen Grundsätze auf Kosten der Börsen ihrer Mitmenschen in Anwendung bringen!

Wahrscheinlich wollte der „schöne Alphonse" mit dieser Glorificirung der Intervention in Mexiko Napoléon III. seinen Dank abtragen für das ihm neun Jahre früher gewährte Almosen. So tief war er im Spätherbst 1848 noch nicht gesunken, doch auch damals schon befand sich sein politischer Stern im Erbleichen, seine Popularität, die während der ersten Monate der Februar-Republik wie ein Strohfeuer aufgeflammt war, nahe dem Verlöschen.

Ich brauche es mir darum nicht als eine besondere Ehre anzurechnen, mit dem Dichter der „Méditations", der „Harmonies" und des „Jocelyn", dem Verfasser der ungeschichtlichen „Histoire des Girondins" einige gleichgiltige Worte gewechselt zu haben.

Die dritte historische Persönlichkeit, welcher an jenem Abend Friedrich von Raumer mich vorstellte, war der „Deputirte" Louis Napoléon, der damals seine liberal-socialistisch schillernde Haut noch nicht abgestreift hatte.

Wenn ich nicht irre, sprachen wir mit einander deutsch, war er doch auf dem Augsburger Gymnasium erzogen worden, und hatte er doch eine Zeit lang als Artilleriehauptmann dem Canton Thurgau gedient, so daß er dieser Sprache ziemlich mächtig war. Der Inhalt meiner Unterhaltung mit ihm ist mir gänzlich entfallen. Im Oktober 1848 konnte ich nicht ahnen, welch' glänzende Zukunft ihm bevorstand. Sogar seine Mitbewerbung um die Präsidentschaft der Republik wurde von Vielen nicht allzu ernst genommen, obgleich seine Anhänger mittelst der Presse und in Volksversammlungen eifrigst für ihn thätig waren und mit den Millionen des Banquiers und späteren Ministers Fould überall Proselyten warben.

Wenige Tage vorher hatte ich ihn an einem offenen Fenster des an der Ecke des Vendôme-Platzes gelegenen Hôtel du Rhin stehen gesehen, während erregte Massen seine Candidatur diskutirten, und bestochene Agitatoren schreiend, gestikulirend, mit der einen Hand auf die Statue des „kleinen Korporals" nach der Spitze der Säule hinaufdeutend, mit der andern nach jenem offenen Fenster hinweisend, eine Parallele zogen zwischen l'oncle und le neveu.

Der 10. Dezember 1848 kam heran. Louis Napoléon schlug mit der unerwarteten Mehrheit von fünf und einer halben Million den General Cavaignac, der durch die gegen die Junikämpfer verübten Grausamkeiten einen großen Theil seiner Volks-

thümlichkeit eingebüßt und es darum nur auf anderthalb Millionen Stimmen gebracht. Nun hatte der Pseudo-Bonaparte den Fuß im Bügel. Seit seiner Jugend war er Prätendent gewesen, namentlich nachdem er durch den Tod seines 1832 in der Provinz Forli in Italien ihm sehr gelegen, wie es heißt, an Gift gestorbenen älteren Bruders sowie durch den des Herzogs von Reichstadt das anerkannte Haupt der napoleonischen Dynastie geworden.

Man erzählt, am Abende vor Napoléon's I. Abreise zur Schlacht von Waterloo habe der damals siebenjährige Prinz Louis seinen Onkel flehentlich gebeten, ihn begleiten zu dürfen, und dieser, nachdem er ihn gerührt in seine Arme geschlossen, zu dem anwesenden Marschall Ney gesagt:

„Er ist vielleicht die Hoffnung meines Geschlechts"

Wer weiß, ob diese Worte in dem Gehirn des Knaben nicht Wurzel gefaßt haben, ob sie nicht der erste Anlaß zu seinen Prätendententräumen gewesen sind!

Die 1848 erreichte Präsidentschaft der Republik galt ihm selbstverständlich als erste Stufe zur Erklimmung des Kaiserthrons.

Unmittelbar nach seiner Wahl ließ er auf dem Eintrachtsplatz und in den elysäischen Feldern eine großartige Parade abhalten. Als in jeder Hinsicht unbetheiligter Zuschauer wohnte ich ihr bei. Etwa dreißigtausend Mann Liniensoldaten und Nationalgardisten defilirten vor dem neuen Präsidenten, welcher zu Pferde, gegenüber dem Obelisken von Luxor, mit dem Rücken gegen den Tuileriengarten Aufstellung genommen hatte. Schon bei dieser Gelegenheit beging er eine Gesetzwidrigkeit, indem er die ihm gar nicht zukommende Uniform eines Generals der Nationalgarde angelegt hatte. Während die Truppen vorbeimarschirten, stieg hinter dem Präsidenten ein künstlicher goldschimmernder Adler, von irgend einer in ihm verborgenen Maschinerie in Bewegung gesetzt, in die Luft. Die Reminiscenz

an den 1840 von dem Prätendenten aus England nach Boulogne mit herübergebrachten lebenden Adler mußte sich aller Welt dabei aufdrängen; ebensowenig konnte man über die symbolische Bedeutung des Thieres in Zweifel sein. Kluge Leute begannen bereits ernstliche Befürchtungen betreffs des Fortbestandes der republikanischen Staatsform in Frankreich zu hegen.

Mir zur Seite standen, nicht weit von Louis Napoléon entfernt, mehrere Pensionäre des Invalidenhotels in ihren blaugrauen Uniformen, die Brust mit Medaillen bedeckt, einzelne auch das Kreuz der Ehrenlegion an blutrothem Bande tragend. Diese alten Ueberreste der Armeen des ersten Napoléon waren besonders gut gelaunt; augenscheinlich hatte man ihnen an jenem Morgen eine dreifache Ration besseren Weines zum Frühstück verabreicht. Sie wurden denn auch nicht müde, „vive Napoléon" zu rufen. Für sie war schon Ende 1848 das Kaiserreich von Neuem erstanden.

Ein alter graubärtiger Stelzfuß vermochte sich gar nicht satt zu sehen an dem Präsidenten. Freudenthränen, wohl auch die Folge der ausgiebigen Frühlibation, entrollten seinen Augen, und mit schluchzender Stimme wiederholte er immer wieder:

„Tout à fait le nez de son oncle!"

Allerdings eine merkwürdige Aehnlichkeit, d. h. wenn sie existirt hätte! — Louis Napoléon war wohl der Sohn von Hortense; der ihr von ihrem Stiefvater als Gemahl aufgedrungene König von Holland jedoch nur insofern dessen Vater, als nach dem römischen Rechte is pater est quem nuptiae demonstrant. Als wirklicher auteur de ses jours gilt bekanntlich ein holländischer General oder Admiral. Darum lag in Napoléon's III. Physiognomie sehr viel Batavisches, aber gar nichts Napoleonisches.

Manche sind freilich der Meinung, sein Onkel sei sein Vater gewesen. Im Jahre 1818 sagte die Frau eines Ministers, der man das Bildniß Louis Napoléon's gleichzeitig mit dem des Herzogs von Reichstadt zeigte:

„Man möchte schwören, daß sie von derselben Familie sind!“ Und diese Worte fanden als willkommener Beitrag zur chronique scandaleuse weiten Widerhall in den aristokratischen Kreisen von Paris.

Nichtsdestoweniger steht es beinahe fest, soweit in solchen Sachen überhaupt von Feststehen die Rede sein kann, daß jene Annahme eine irrthümliche war.

Während Louis Napoléon wegen seines Boulogner Streiches zu Ham im Gefängniß saß, erkrankte plötzlich schwer der von seiner Gemahlin getrennt in Florenz lebende Exkönig von Holland. Der angebliche Sohn richtete nun ein Bittgesuch an Louis Philippe, sich an das Sterbebett seines putativen Vaters begeben zu dürfen; kaum aber hatte Letzterer davon erfahren, so weigerte er sich auf das Entschiedenste, jenen Menschen zu empfangen, und bekräftigte dadurch natürlich das Gerücht von dessen unehelicher Geburt.

Die gynaikokratische Erbfolge ist jedenfalls die vernünftigere. Sehr richtig sagte eine französische Königin zu ihrem Gemahl: „Moi je puis faire sans vous un dauphin; vous sans moi vous ne pouvez faire qu'un bâtard.“

Nach dieser Regel hatte Hortense Beauharnais ohne den König Louis einen Nachfolger des ersten Napoléon gemacht.

Als Aristophanes von Kleon angeklagt wurde, sich unrechtmäßigerweise den Titel eines Bürgers von Athen beigelegt zu haben, vertheidigte er sich vor Gericht mit den Versen Homers:

„Meine Mutter, die sagt's, er sei mein Vater, doch selber
Weiß ich's nicht, denn von selbst weiß Niemand, wer ihn erzeuget.“

Ganz ebenso konnte Louis Napoléon sprechen.

Ich stimme übrigens keineswegs Victor Hugo bei, welcher Napoléon III. im Gegensatze zum ersten als „Napoléon le petit“ bezeichnet. Es ist vielmehr sehr fraglich, wer von Beiden mit mehr Recht den Beinamen des „Großen“ verdient, so wie dieser in der heute leider immer noch üblichen, nach dem

Erfolge, ohne Rücksicht auf die angewandten Mittel urtheilenden Geschichtsschreibung, verliehen zu werden pflegt. An Gesinnungslosigkeit, Herzenshärte, Grausamkeit und Selbstsucht, an moralischer Verderbtheit überhaupt stehen Beide auf einer gleichtiefen Stufe. Die Charakteristik, welche Frau von Staël von Jenem entwarf, paßt auch auf Diesen. Sie sagte: „Ich hatte das dunkle Gefühl, daß es keine Regung des Herzens gebe, welche jemals auf ihn Eindruck machen würde. Er sieht ein menschliches Wesen als eine Sache, ein Werkzeug, aber nicht als seines Gleichen an; für ihn giebt es nur sein eigenes Ich, und das ganz allein. Die Macht seines Willens besteht in der nicht zu erschütternden Berechnung seines Egoismus; er ist ein geschickter Schachspieler. Weder das Mitleid noch die Zuneigung, weder die Religion noch die Hingebung an irgend eine Idee werden ihn jemals von seiner einmal genommenen Richtung abbringen."

An geistiger Begabung und positiven Kenntnissen ist jedoch, meiner Ansicht nach, der Dritte dem Ersten überlegen. Das Urtheil, welches Talleyrand einmal über Napoléon I. fällte: „Quel dommage qu'un si grand homme ait été si mal élevé!" ist nur in beschränktem Maßstabe auf Napoléon III. anzuwenden. Er hatte viel gelernt, mehr noch gedacht, er besaß einen scharfen Blick für die praktischen Verhältnisse und wußte die Situationen, wie sie sich ihm darboten, zu seinem Vortheil zu benützen. Gerade weil er, im Gegensatze zu seinem Onkel, kein brutaler Verächter der „Ideologen" war, gerade weil er selbst in seiner Jugend sich für eine Reform der Gesellschaft, für eine Vermehrung des allgemeinen Wohls, für eine Erweiterung der Volkssouveränetät begeistert hatte, war er weniger ungeeignet als Jener, zum Glücke seines Landes beizutragen.

Sogar auf dem Throne war er diesen Ideen nicht völlig untreu geworden.

Als er am 25. Januar 1863 die Preise an die auf der

Londoner Weltausstellung damit ausgezeichneten französischen Aussteller vertheilte, sagte er unter Anderm: „Meine Aufgabe wird stets sein, den vernünftigen Fortschritt der öffentlichen Meinung zum Maßstab der Verbesserungen zu nehmen und von dem Wege, welchen Sie durchlaufen müssen, administrative Hindernisse zu beseitigen.“ In vieler Hinsicht ist er in der That dieser Aufgabe nachgekommen.

Seine zweiundzwanzigjährige Regierung hat viele wohlthätige Spuren in Frankreich zurückgelassen. Namentlich ist die auf seinen Befehl durchgeführte Vermehrung und sorgfältige Pflege der Landstraßen anzuerkennen, sodaß selbst Vicinalwege, welche nur ein Dorf mit einem andern verbinden, oft besser gehalten waren als in andern Ländern die Chausseen. Ebenso verdient uneingeschränktes Lob seine im Widerspruch mit den altfranzösischen Traditionen bethätigte, allein vernünftige und fälschlich für unpatriotisch angesehene Freihandelspolitik. Die durch Napoléon III. bewirkte Steigerung des Nationalreichthums befähigte das Land, die furchtbaren Schläge, welche ihm 1870 und 1871 die Deutschen ertheilten, verhältnißmäßig leicht auszuhalten und in auffallend kurzer Zeit die milliardenhohe Kriegsentschädigung zu bezahlen, ohne an der kostspieligen Reorganisation des Heeres und der Verwaltung zu sparen.

Der gegenwärtige, wenn auch sogar innerhalb der Partei selbst nicht unbestrittene Chef der Bonapartisten, Prinz Jérome Napoléon, tritt, wie aus dem kürzlich aus Anlaß der zwischen ihm und seinem ältesten Sohne Victor bestehenden Mißverständnisse von ihm erlassenen Manifeste erhellt, ebenfalls als Vertreter und Dolmetscher jener napoleonischen Ueberlieferung auf. Er geht darin sogar so weit — für seine Hintergedanken bin ich nicht verantwortlich — zu erklären: „Vergessen Sie niemals, daß der Name Napoléon nicht ausschließlich eine Regierungsform repräsentirt. Kaiserreich oder Republik, das ist eine nebensächliche Frage, deren Lösung von dem Willen des

Volkes abhängt, und die Republik würde im Uebrigen den Nachkommen des ersten Consuls und des einzigen Präsidenten derjenigen Republik, welche durch die Abstimmung des Volkes eingeführt wurde, keineswegs mißfallen. Der Name Napoléon bezeichnet vor Allem: Entwickelung der französischen Revolution, Achtung vor der Souveränetät des Volkes, Liebe zum Volke ohne Unterschied zwischen Bauer und Arbeiter, endlich der Wille, die dringenden socialen Reformen auszuführen und die Demokratie der Ohnmacht und Beutegier zu entreißen. Für diese erhabene Sache haben die Napoléons gekämpft und gelitten."

Sonderbar berührt es Einen, aus dem Munde oder der Feder eines Napoléon III. Aussprüche zu vernehmen, wie folgende:

„Marschirt an der Spitze der Ideen Eures Jahrhunderts, so werden diese Ideen Euch folgen und stützen; marschirt in ihrem Gefolge, sie werden Euch mit sich fortreißen; marschirt gegen sie, sie werden Euch niederwerfen."

Er glaubte anfänglich in der That, der Träger der Ideen des neunzehnten Jahrhunderts zu sein; ja in gewisser Beziehung war er es auch, wie z. B. mit der von ihm wieder in's Leben gerufenen, auch die Gegenwart noch beherrschenden Nationalitätsidee, welche freilich viel Unglück über die Menschheit gebracht hat und noch bringen wird, doch aber unleugbar der allgemeinen Tendenz der heutigen Epoche entspricht.

Eine andere Aeußerung Napoléon's III. lautet: „Die Erhebung von Abgaben ist mit der Thätigkeit der Sonne zu vergleichen, welche die Dünste der Erde auffaugt, um sie dann in der Form von Regen über alle diejenigen Orte zu vertheilen, welche des Wassers bedürfen, um befruchtet zu werden und hervorzubringen" — gewiß ein nationalökonomisch richtiger Satz, der dadurch nichts von seiner Wahrheit verliert, daß er selten befolgt wird und auch von Napoléon selbst häufig außer Augen gelassen wurde.

Eine dritte Maxime desselben Mannes war: „Die fremde Unterstützung ist stets ohnmächtig, Regierungen, welche die Nation nicht annimmt, zu retten."

Warum hatte Napoléon sich nicht dieses absolut wahren Spruches erinnert, als er den später so kläglich gescheiterten Versuch machte, Erzherzog Maximilian von Habsburg gegen den Willen der Mexikaner, die nichts von ihm wissen wollten, auf dem leichtfertig zusammengezimmerten Kaiserthron in Anahuac zu halten? Allerdings waren zu jener Zeit schon die geistigen Fähigkeiten des Franzosenkaisers im Abnehmen begriffen. Gleich dem professionellen Politiker Mr. Ratcliffe in der amerikanischen Novelle „Demokratisch" konnte er von sich sagen: „Ich bin so weit, daß ich nicht mehr weiß, was Recht und Unrecht ist. Ist das nicht das erste Erforderniß in der Politik?" Daß es nicht das erste, hat Napoléon III. und haben andere berühmte Staatsmänner zu ihrem eigenen Schaden an sich erfahren.

Ich glaube durch diese Bemerkungen bewiesen zu haben, daß ich nicht gewillt bin, die einzelnen guten Seiten an Louis Napoléon zu verkennen und zu verschweigen. Wie streng auch das Urtheil ausfallen mag, welches man vom Standpunkt der Ehrenhaftigkeit über ihn als Menschen wie als Politiker abgeben muß, so kann man doch nicht umhin einzugestehen, daß er in seiner öffentlichen Laufbahn von 1848 bis zum Beginn der verfehlten mexikanischen Expedition Proben einer seltenen Geschicklichkeit abgelegt. Von ihm hauptsächlich hat Fürst Bismarck viel gelernt, nur daß der Schüler später dem Meister „über" wurde.

Bis zum Abschluß der Londoner Convention war Napoléon III. ohne Zweifel der schlaueste Monarch seiner Zeit. Kein anderer konnte sich so bedeutender Erfolge rühmen. Diese dürfen indeß nicht allein seiner Klugheit zugeschrieben werden. Drei andere Ursachen existiren, in denen sie vornehmlich begründet sind: einmal, ein in den meisten seiner Handlungen

ſich offenbarender, muhamedaniſch zu nennender Fatalismus. Louis Napoléon glaubte gleich Wallenſtein an ſeinen Stern. Darum ließ er ſich auch durch keine Fehlſchläge, nicht einmal durch den in Frankreich beſonders ſchwer zu verwindenden Fluch der Lächerlichkeit, wie er in Folge der mißglückten Putſche von Straßburg und Boulogne auf ihm laſtete, von der Verfolgung ſeiner ehrgeizigen Ziele abſchrecken. Eingeſchloſſen in die Mauern der Feſtung Ham, tröſtete er ſich, indem er ſagte:

„Es iſt ſelten, daß große Unternehmungen beim erſten Male gelingen.“

In ihm befand ſich eine abergläubiſche Ader; er gab ſich nicht ſelten Träumereien hin; das Phantaſtiſche zog ihn an. Ferner der faſt abſolute Mangel an moraliſchen Bedenken bei der Wahl ſeiner Mittel. Ich ſagte einmal von ihm und von einem andern noch größeren, heute noch lebenden und machtvoll wirkenden Staatsmann: „Alle Mittel ſind ihm recht, ſogar — die guten.“ Endlich drittens, die ſouveräne Verachtung der Menſchen als Einzelweſen ſowohl wie in ihrer Geſammtheit — gleichfalls eine charakteriſtiſche Eigenſchaft jenes eben von mir angedeuteten Staatsmannes.

Es erſcheint wunderbar, daß ein Mann mit ſeinen Antecedentien, die vornehmlich während ſeines Aufenthaltes in New-York und nach ſeiner Flucht aus Ham während des in London der ſchmutzigſten und unwürdigſten Art waren, ſo daß die höhere engliſche Geſellſchaft ihn mit dem vernichtenden Satze aburtheilte: „er iſt kein Gentleman“, 1848 zweimal hintereinander die Wahl zum Deputirten bei der conſtituirenden Verſammlung und ſchließlich die zum Präſidenten der Republik durchſetzte. Weniger wunderbar wird es freilich, wenn man die Mittel kennt, die er zu dieſem Zwecke anwandte. Er beutete geſchickt den namentlich im franzöſiſchen Landvolke fortwuchernden Cultus für den Namen Napoléon aus; er vertheilte Geld und Verſprechungen an eine Koterie gewiſſenloſer, aber entſchloſſener Leute wie

Morny, Persigny, Mocquard, Vaudrey, Bacciochi, Saint-Arnaud, Magnan, Fleury, Forey und Andere ähnlichen Calibers, die in der Erhebung ihres Herrn ihre eigene Erhebung erblickten, er trieb ein verrätherisches Spiel mit den verschiedenen Parteien, indem er den Arbeitern sich als Socialist darstellte, unter Hinweis auf seine 1842 veröffentlichte Schrift: „Extinction du paupérisme", dem reactionären Club der rue de Poitiers als Vertreter des Prinzips der Ordnung, den Bonapartisten als Incarnation des Napoléonismus und verstand endlich, nach dem Vorbilde Sixtus V., seine Wolfsnatur unter einem trügerischen Schaafspelze zu verstecken.

Dazu besaß er im höchsten Grade die staatsmännische Eigenschaft des Schweigens. Er liebte es nicht, um einen Ausdruck Leicester's aus Schiller's „Maria Stuart" zu gebrauchen, „die Glocke seiner Thaten zu sein". Er gefiel sich darin, die Welt mit plötzlichen, unvorhergesehenen Entschlüssen zu überraschen, wie z. B. mit dem Vorschlag zur Zusammenberufung eines europäischen Congresses und mit dem Friedensschluß von Villafranca. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, zuweilen die gleich einem Blitzstrahl aus den Wolken herabfahrende strafende Vorsehung zu spielen. Alexander's Durchhauung des gordischen Knotens galt ihm als nachahmungswürdiges Beispiel, auch wenn dieser Knoten von ihm selbst geschürzt worden war. Die Rolle eines Deus ex machina sagte ihm zu, selbst in den von ihm verfaßten Stücken. Der schon einmal von mir gemachte Vergleich mit einer räthselhaften Sphynx ist treffend. Schon in seiner Jugend übte er die schwere Kunst des Schweigens.

Einstmals saß er, kurz vor der Straßburger Affaire, als die Jagdgefährten sich schon auf den Anstand gestellt hatten, träumerisch, in Gedanken versunken, unter einem Baume und starrte in die Gegend hinaus. Da nahte sich ihm der Gemeindeamtmann von Salenstein im Thurgau, Hutterle, und fragte ihn:

„Prinz, woran denken Sie, und warum jagen Sie nicht?"

„Wenn ich", erwiderte Louis Napoléon, „mir denken könnte, daß meine Kappe wüßte, was unter ihr vorgeht, ich würde sie augenblicklich verbrennen."

In dem Briefe, welchen er an die provisorische Regierung der Februar-Republik richtete, bot er dieser seine „Mitwirkung an für die Sache, welche sie repräsentire", sprach von „der Ergebenheit, die er für alle Mitglieder derselben empfinde", versicherte sie „der Reinheit seiner Absichten und seiner Vaterlandsliebe" und betonte, „sein einziger Wunsch sei, nach dreißigjähriger Verbannung nach dem theuern Frankreich heimzukehren."

Sein Wahlmanifest enthielt nachstehenden Passus: „Ich bin kein Ehrgeiziger. Erzogen in freien Ländern in der Schule des Unglücks, werde ich stets den Pflichten treu bleiben, die mir Eure Stimmen und der Wille der Nationalversammlung auferlegen. Ich verpfände meine Ehre, daß ich nach Verlauf von vier Jahren meinem Nachfolger die Macht ungeschwächt, die Freiheit unangefochten und einen wirklich vollbrachten Fortschritt überliefern werde."

Nach seiner Wahl zum Präsidenten leistete er folgenden Eid: „In Gegenwart Gottes und vor dem französischen Volke, vertreten durch die Nationalversammlung, schwöre ich, der einen und untheilbaren Republik treu zu bleiben und alle Pflichten, welche die Verfassung mir auferlegt, zu erfüllen." Noch in seiner ersten jährlichen Botschaft an die Nationalversammlung, am 31. Dezember 1849, schrieb er: „Ich will des Vertrauens würdig sein dadurch, daß ich die Constitution aufrecht erhalte, wie ich geschworen habe." Wie er sie aufrecht erhielt, zeigte der zweite Dezember 1851, wo die betrunkenen Officiere den betrunkenen Soldaten zubrüllten: „Keine Schonung! Dringt in die Häuser und tödtet Alles!", und wo die Soldaten ohne Bedenken jenen Blutbefehlen nachkamen.

Vielleicht bewährten sich indessen hier die Worte, welche Heinrich von Kleist in seinem Trauerspiel: „Die Familie Schroffenstein" dem Grafen Rupert in den Mund legt:

„Das aber ist der Fluch der Macht, daß sich
Dem Willen, dem leicht widerruflichen,
Ein Arm gleich beut, der fest, unwiderruflich
Die That ankettet. Nicht ein Zehntheil würde
Ein Herr des Bösen thun, müßt' er es selbst
Mit eig'nen Händen thun."

Wieder einmal bestätigte sich die in der Weltgeschichte häufige Thatsache:

„Heut ist der Fürsten Besitz, die Völker, sie haben das Morgen,
Aber der dritte Tag schon Usurpatoren gehört."

Mit jenem Tage begann für Louis Napoléon die Möglichkeit, die sogenannten „napoleonischen Ideen", wie er sie in einem 1839 unter diesem Titel erschienenen politischen Glaubensbekenntniß entwickelt hatte, zu verwirklichen.

Auf zwei Grundideen lassen sich dieselben zurückführen. Die erste ist, die gegen Frankreich oder, richtiger gesagt, gegen Napoléon I. vom Wiener Congreß gefaßten Beschlüsse umzustoßen; die zweite, die unausgeführt gebliebenen Pläne seines Oheims in's Werk zu setzen, die unvollendeten zu vervollständigen, die seiner Meinung nach fehlerhaften zu verbessern.

Bethätigungen der ersten Idee waren die Kriege gegen Rußland in der Krim, gegen Oesterreich in Norditalien und die indirekt gegen England gerichteten Bestrebungen, die französische Marine auf einen Achtung gebietenden Fuß zu bringen und in außereuropäischen Ländern Kolonien zu gründen, wie in Cochinchina und Neukaledonien, oder wenigstens die Macht der französischen Flagge darzuthun, wie in China, in Japan und auch in Egypten durch die Anlage des Suezkanals. Nur Preußen blieb ihm damals übrig, um eine ähnliche Abrechnung mit ihm zu halten. Zu seinem Unheil unternahm er sie 1870.

In der Thronrede, mit welcher Napoléon III. am 12. Januar 1863 die Sitzungen des Senats und des gesetzgebenden Körpers eröffnete, finden sich folgende inhaltschwere Stellen:

„Man gefällt sich gemeiniglich darin, in den Handlungen der Souveräne verborgene Beweggründe und geheimnißvolle Combinationen zu suchen. Meine Politik ist jedoch sehr einfach gewesen: den Wohlstand und den moralischen Einfluß Frankreichs zu vermehren, ohne Mißbrauch wie ohne Schwächung der in meine Hände gegebenen Macht;

„Im Aeußern nach Maßgabe des Rechts und der Verträge das berechtigte Streben der Völker nach einer besseren Zukunft zu begünstigen;

„Unsere Handelsbeziehungen mit allen Ländern, denen eine größere Gemeinsamkeit der Interessen uns nähert, zu entwickeln;

„Aus den diplomatischen Mappen die alten strittigen Fragen verschwinden zu machen, um Vorwände zu Mißverständnissen zu vermeiden; endlich kühn die Genugthuung für jede unserer Fahne angethane Beleidigung, für jede unseren Landsleuten zugefügte Unbill zu betreiben."

In der Thronrede am 5. November 1864 erklärte er unverhohlen: „Die Verträge von 1815 haben aufgehört zu existiren!" Die Stelle lautet wörtlich: „Les traités de 1815 ont cessé d'exister. La force des choses les a renversés ou tend à les renverser presque partout. Ils ont été brisés en Grèce, en Belgique, en France, en Italie comme sur le Danube. L'Allemagne s'agite pour les changer; l'Angleterre les a généreusement modifiés par la cession des îles Joniennes, et la Russie les foule aux pieds à Varsovie."

1863 hatte er auch gesagt: „Expeditionen nach China, nach Cochinchina und nach Mexiko beweisen, daß es keine auch noch so entfernten Gebiete giebt, wo eine der Ehre Frankreichs zugefügte Schädigung unbestraft bleibe."

Freilich glich er in letztem Falle dem Wolfe, welcher dem bachabwärts trinkenden Lamme den Vorwurf machte, ihm das Wasser getrübt zu haben. Wir Mexikaner, unsere nationale Ehre waren vielmehr von Frankreich durch die Hand seines Herrschers schwer geschädigt worden, und Ströme Blutes hat es bedurft, diese Schmach reinzuwaschen.

Nach dem Vorausgeschickten kann man auch die mexikanische Expedition als dieser zweiten napoleonischen Idee entsprossen ansehen. Ein Beginn damit war mit der heimlichen Beschützung des in den Jahren 1853 und 1854 durch den Grafen Raousset de Boulbon von San Francisco aus gegen Sonora unternommenen Flibustierzuges gemacht worden. Als man diesen gascognischen Abenteurer, nachdem sein erster Versuch, sich der Hafenstadt Guaymas zu bemächtigen, gescheitert, im Juni 1853 nach der Hauptstadt Mexiko brachte, lernte ich ihn dort kennen; beim zweiten noch unglücklicheren Versuche wurde er nicht nur gefangen genommen, sondern auf Befehl des Generals Yañez am 12. August 1854 von Rechtswegen erschossen.

Wiederholt habe ich in diesem Werke die kleinen Ursachen auseinandergesetzt, welche als große Wirkung jene Expedition herbeiführten.

Nur über die berüchtigten sogenannten Jecker-Bons will ich nochmals, wie ich es früher versprochen, und auf die Gefahr, bereits Mitgetheiltes theilweise zu wiederholen, einige Worte sagen; die Geschichte ist zu charakteristisch für die am damaligen Pariser Hofe herrschende Bestechlichkeit.

Der in Mexiko ansässige Schweizer Banquier Jecker hatte im Jahre 1860 einen betrügerischen Bankerott gemacht, bei dem unter andern Summen auch die 40,000 Pesos enthaltende, bei ihm deponirte Kasse der französischen Wohlthätigkeitsgesellschaft in alle Winde geflogen war. Er suchte nun nach Mitteln, um durch eine kühne Finanzoperation sich wo möglich mit einem Schlage zum Millionär zu machen. Dazumal regierte als in-

TAYLOR INST. OXFORD

constitutioneller Präsident der Reaktion in der Hauptstadt Mexiko Miguel Miramon. Wie oft schon, befand dieser sich auch jetzt wieder in argen Geldnöthen. Das beliebte Mittel der Zwangsanleihen wollte nicht mehr ziehen. Vor seinen Bitten, vor seinen Drohungen blieben die Geldkisten aller reichen Kaufleute verschlossen. Selbst die Kirche, als deren Sankt Michael er sich gegenüber dem durch Juarez repräsentirten Teufel des Liberalismus gerirte, wollte keine weiteren Kleinodien mehr dem direkten Dienste des Priestergottes entziehen, um sie durch den Schmelztiegel wandern und in gemünztes Gold zur Bezahlung der Truppen umschmelzen zu lassen. Da zur rechten Stunde stellte sich Miramon jener Jecker vor und machte ihm den Vorschlag, die früher vom Präsidenten Zuloaga ausgegebenen, bis auf 4 Procent ihres Nominalwerthes gesunkenen, ebenso die, nach dem Namen eines Finanzministers genannten, Peza-Bons, im Betrage von 34 Millionen Pesos, die nicht einmal mehr den Kostenpreis der Herstellung werth waren, in neue Bons zu convertiren, Miramon eine baare Summe von etwa einer halben Million Pesos einzuhändigen und außerdem eine Anzahl von Uniformen für seine Soldaten anfertigen zu lassen gegen die Verpflichtung, daß die neuen Bons in der Höhe von etwa 14 Millionen für 80 Procent sämmtlicher Contributionen mit nur 5 Procent Vortheil für die Regierung in Zahlung angenommen worden sollten. Miramon verkaufte somit, nach dem im vorigen Jahrhundert von den französischen Finanzpächtern befolgten System, für einen Spottpreis den größten Theil der Renten der Republik.

Sobald der 1860 noch in Veracruz residirende Juarez von diesem Wuchergeschäft Kenntniß erhielt, protestirte er gegen dasselbe auf das Energischste, und nachdem er später den Sitz seiner Regierung nach der Hauptstadt hatte verlegen können, blieb er sich nur consequent, als er die von Jecker vorgebrachte von 14 auf 10 Millionen reducirte Forderung zurückwies. Jecker wandte sich nun an den französischen Gesandten Dubois de

Saligny und erlangte gegen eine Cession von einer halben Million dessen diplomatische Protektion für seinen Schwindel. Saligny war sogar unverschämt genug, dieserhalb an die mexikanische Regierung in aller Form eine Reklamation zu richten. Als diese selbstverständlich resultatlos blieb, wurde eine weitere Corruption bei den einflußreichsten Personen des französischen Hofes in's Werk gesetzt. Aus der Correspondenz, welche zwischen Jecker und seiner in Europa weilenden Familie geführt, und die glücklicherweise von uns aufgefangen wurde, ging Dieses auf das Unwiderleglichste hervor. Darin war eine von mir selbst eingesehene Namenliste der Betheiligten mit Angabe der ihnen zugesicherten Summen enthalten. Den Löwenantheil erhielt der Herzog von Morny, Präsident des gesetzgebenden Körpers. Jecker pflegte ihn darum in familiärer Weise „Herzog Halb-Part", duc part-à-deux zu nennen.

Dabei fällt mir eine 1864 vom Londoner „Punch" veröffentlichte Carrikatur ein, auf welcher Morny, dessen Gemahlin, die Fürstin Trubetzkoy, der alte Graf Flahaut, Großkanzler der Ehrenlegion, sowie der jüngste Sproß der Morny'schen Ehe abgebildet waren. Der Papa, das neugeborene Kind mit prüfenden Blicken betrachtend, findet, daß es ihm gar nicht ähnlich sehe, Flahaut aber erwidert:

„Das darf Sie nicht wundern, Herzog, das ist ganz natürlich. In unserer Familie ist ja überhaupt Alles — natürlich."

Bekanntlich war Morny der uneheliche Sohn Hortense's und ihres Großstallmeisters Flahaut; die Fürstin Trubetzkoi die uneheliche Tochter des russischen Czaren, und das Kind — nun, es war gleichfalls ein — natürliches.

Außer Morny wurden mit Jecker'schen Bons bedacht Graf Walewsky, unehelicher Sohn Napoléon's I. und der schönen Polin Walewska, die der Soldatenkaiser auf seiner Durchreise durch Warschau vorübergehend mit seiner Gunst beglückt hatte, die Prinzessin Mathilde, Tochter des Bigamen

Jérome Bonaparte, geschiedene Frau des Russen Demidoff und offenkundige Geliebte des Grafen Niewerkerke, Oberintendanten der kaiserlichen Museen, und noch manche andere hochgestellte Persönlichkeiten.

Daß außer dieser unsauberen Geldaffaire auch clerikale und reaktionäre Interessen mit im Spiele waren, um die Republik Mexiko mit dem ungerechtesten aller Kriege zu überziehen, habe ich bereits erwähnt. Aus drei Fäden war der Strick zusammengedreht, mit dem der Henker der römischen und der französischen Republik die junge transatlantische Republik zu erwürgen trachtete, und diese Fäden hießen: Parteigeist, Bigotterie und Geldgier.

Trotzdem bin ich geneigt, anzunehmen, Napoléon III. würde sich weniger leicht durch seine Frau, seinen Bastardbruder, seine Cousine und sonstige bestochene Menschen aus seiner nächsten Umgebung zu jenem Kriege haben bestimmen lassen, wenn er in ihm nicht, wie gesagt, die Verwirklichung einer napoleonischen Idee erblickt hätte, abgesehen von der von mir bereits an einer anderen Stelle dieses Werkes betonten Absicht, durch die Designirung Maximilian's zum Kaiser von Mexiko Oesterreich zu gewinnen, es durch diesen Schachzug von Preußen, mit dem es damals auf freundschaftlichem Fuße stand, zu trennen, und somit die letztere Macht, in Voraussicht des gegen sie geplanten Angriffs, zu isoliren.

Als Louis Napoléon im Jahre 1861 sein Auge auf das schönste und reichste Land Amerikas warf, hielt er es für eine um so leichtere Beute, als die Vereinigten Staaten, der mächtige Nachbar, damals aufgehört hatten, vereinigt zu sein und zu sehr mit ihrem inneren Kriege beschäftigt waren, um an eine Geltendmachung der Monroe-Doktrin zu denken, den Räubergelüsten des gekrönten Tyrannen am Seinestrande ein Veto zuzurufen und diesem Veto nöthigenfalls durch einen auswärtigen Krieg Nachdruck zu verleihen.

Wohl läßt Schiller den Fiesco sprechen: „Die Schande

nimmt ab mit der wachsenden Sünde"; wohl legt er ihm die Worte in den Mund: „Es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen"; aber vor dem Richterstuhl der unparteiischen und vorurtheilsfreien Moral ist der Verbrecher um so strafwürdiger, je größer sein Verbrechen. Noch ist jedoch aus unseren Geschichtswerken die Verherrlichung jener Massenmörder, vulgo Helden, nicht verbannt, noch sehen wir eine Menge von Schriftstellern in der Tagespresse wie in umfangreicheren Werken das widerwärtige Amt der Thuriferen bekleiden, beständig auf den Knieen liegend vor den Thronen der Mächtigen und deren schändlichste Handlungen unter Lobhudeleien zu verschleiern wissend.

Aus diesem Grunde halte ich es für eine Pflicht der Gerechtigkeit, wie ich es schon mehrfach gethan habe, was immer mir an Enthüllungen zu Gebote steht, zusammen zu tragen und zu veröffentlichen, damit endlich „etwas mehr Licht" sich ergieße über jenes völkerrechtwidrige Attentat. Daß es ein solches war, verhehlte Louis Napoléon sich vermuthlich selbst nicht. Also mußte es beschönigt werden. Daher der Befehl an die kaiserliche Presse, sich dieser Arbeit zu unterziehen und den gesunden Rechtssinn der Massen in Frankreich selbst wie in der übrigen civilisirten Welt durch langsame Infiltrirung verleumderischer Berichte zu fälschen und zu vergiften.

Er selbst gab dazu in seinen Proklamationen das Beispiel. Bei ihm konnte man die Wahrheit in der Regel nur finden, indem man seine Lügen umdrehte. Sagte er „Ja", so meinte er „Nein"; erklärte er: „l'empire c'est la paix", so war zu lesen Krieg, Krieg um Rom, Krieg in der Krim, Krieg in Italien, Krieg in Cochinchina, Krieg gegen China, Krieg gegen Mexiko. Proklamirte er Nichteinmischung, so hieß das Eroberung.

Wenn er die Meinung der Sterblichen in Bezug auf irgend eine wichtige Frage verwirren wollte, so ließ der Wettermacher in den Tuilerien in seinen Zeitungen und ad hoc geschriebenen Brochuren eine schwarze Wolke sich bilden, und bald beschattete

und verdunkelte dieſe den politiſchen Horizont. Zum Schluß erſchien dann der amtliche „Moniteur“ nnd machte mit ſeiner Druckerſchwärze die Nacht vollſtändig. Es glich dieſes Verfahren der Kriegsliſt des Tintenfiſches, der, wenn er ſich vor einem Feinde retten will, einen ſchwarzen Saft ausſpritzt, um das Waſſer zu trüben, und es iſt wahrlich kein leichtes Ding, aus ſolchem trüben Waſſer mit der Angel die Wahrheit herauszufiſchen.

Michel Chevalier publicirte 1863, wie ich im erſten Theil dieſes Werkes kurz mitgetheilt habe, ein Buch: „Le Mexique ancien et moderne“, unter deſſen geſchichtlicher Löwenhaut das bonapartiſtiſche Eſelsohr in den beiden letzten Kapiteln, betitelt: „Ueber die Motive, welche eine Intervention von Europa oder von Frankreich allein in die Angelegenheiten Mexikos haben mag, ſowie über die Chancen ihres Gelingens“, und: „Der Verſuch, Mexiko zu regeneriren, betrachtet in ſeinen Beziehungen zur Stellung, welche gegenwärtig der römiſche Hof gegenüber der modernen Civiliſation einnimmt“, hervorlugt. Er hatte die Ordre bekommen zu ſagen und ſagte — ich will die wichtigſte Stelle hier nochmals anführen:

„Es handelt ſich darum, Mexiko zu regeneriren, die lateiniſche Race vor den Angriffen der angelſächſiſchen zu ſchützen, der amerikaniſchen Demagogenwirthſchaft einen Damm entgegenzuſetzen, mit einem Worte, in Mexiko wie in Paris, wie in Rom die Religion, die Familie und das Eigenthum zu retten!“

Dabei vergaß Chevalier aber ganz, daß er, was Religion anbelangt, ein Gegner des Katholicismus geweſen; was Familie betrifft, für den Vater Enfantin, die Abſchaffung der Ehe, die Rehabilitirung des Fleiſches und eine ſchrankenloſe geſchlechtliche promiscuité geſchwärmt und wegen im „Globe“ erſchienener, als unſittlich verurtheilter Artikel über Ehe und Familie eine Zeit lang in Sainte Pélagie geſeſſen; was Eigenthum angeht, ſich theoretiſch und praktiſch als Kommuniſt erwieſen und allgemeine Gütergleichheit gepredigt hatte.

In seinem Gefolge erschien dann eine Menge anderer Bücher, bald in wissenschaftlich-historischer Form, bald in der von Romanen und Novellen, die sämmtlich eine Rechtfertigung jenes auswärtigen gegen die Republik Mexiko geplanten zweiten Dezembers im Auge hatten.

Ohne Zweifel war Napoléon III. der eigentliche Autor des in Mexiko aufgeführten Dramas. Von Anfang an hatte er sich die Rolle des Hauptakteurs in demselben reservirt. Es lag aber in seiner hinterlistigen, lichtscheuen Politik, zunächst scheinbar eine Nebenrolle zu spielen und vorläufig Andere auf dem ersten Plane agiren zu lassen, obwohl immer nur als Marionetten, deren bewegende Drähte in seiner Hand zusammenliefen. Es wäre ihm leicht möglich gewesen, in dieser Sache allein vorzugehen; als schlauer Mann vernachlässigte er indeß keinerlei Vorsichtsmaßregeln, um den Erfolg thunlichst zu sichern. Er suchte deshalb Bundesgenossen, ich nenne sie Mitschuldige, zu gewinnen, um aus ihnen später seine Dupes zu machen. Als gewiegter Menschenkenner, d. h. als Kenner der schlechten Leidenschaften in den Menschen, hatte er Spanien bei seiner Großmannssucht gefaßt, England bei seinem Krämergeist. Beide Mächte gingen in die ihnen gestellte Falle, um indeß nichts von dem Erhofften zu erreichen und mit Spott von dannen ziehen zu müssen. Nutzlos hatten sie sich in Kosten gestürzt, ruhmlos sich Mühen, Strapazen und Gefahren unterzogen, umsonst ihre Ehre compromittirt.

Was war nun aber Louis Napoléon's Hauptzweck bei dem Zuge gegen Mexiko?

Napoléon I. hatte keinen richtigen Begriff von der Stellung, welche baldigst der von Columbus entdeckte Erdtheil auf dem Weltheater einzunehmen berufen sein würde. Sein Blick umfaßte eigentlich nur Europa, und insofern es galt, „das perfide Albion", den Erbfeind Frankreichs, zu schwächen, allenfalls auch Asien, genauer gesagt, das britische Ostindien, sowie Egypten und Syrien als Zwischenländer mit den dorthin führenden Straßen.

Amerika lag außerhalb seines Gesichtskreises. Darum verkaufte er um eine verhältnißmäßig geringe Summe an die Vereinigten Staaten die ausgedehnten und einträglichen Colonien an den Ufern des Mississippi.

Napoléon III. erkannte diesen Fehler. Er begriff, daß die Geschichte der Zukunft ihren Hauptschauplatz in Amerika haben wird, und beschloß deshalb, sich jenseits des atlantischen Oceans rechtzeitig einen Platz zu erobern, um dort seine Hebel anzusetzen und weitere Pläne in Ausführung zu bringen. Kein besser gelegener, kein geeigneterer Platz für diesen Zweck als — Mexiko. Vielleicht ist ihm das Verständniß hierfür erst nach und nach aufgegangen. Später trat er aber ganz offen mit seiner Idee hervor, in Mexiko der Macht der Vereinigten Staaten ein Gegengewicht herzustellen.

Louis Napoléon hielt überdies, wie man ja gern glaubt, was man wünscht, eine definitive Secession der südlichen Sklavenstaaten für unausbleiblich. Er begünstigte deshalb wenigstens indirekt die Feinde der Union und wollte der lateinischen Race in Mexiko seinen Schutz gegen die angelsächsische angedeihen lassen, wobei er freilich übersah, daß man dort seinen Schutz gar nicht verlangte und invito beneficium non fit, gegen seinen Willen Einem keine Wohlthat erwiesen wird. Außerdem täuschte ihn in diesem Falle sein sonst wiederholt bewährter politischer Scharfblick, indem er die Cohäsionskraft der zeitweilig auseinandergerissenen großen amerikanischen Republik unterschätzte.

General Grant hatte Recht, die Secession nicht für vollständig überwunden zu erachten, so lange Maximilian als Agent Napoléon's noch im Palaste des Cortez thronte. Wäre es uns Mexikanern nicht gelungen, durch eigene Kraft dem fremdländischen Kaiserreich ein Ende zu bereiten, eine von der Regierung zu Washington vollführte Intervention zu Gunsten der mexikanischen Republik würde mit Nothwendigkeit das Nachspiel des amerikanischen Bürgerkrieges gebildet haben.

Als einige Zeit vor Abschluß der Londoner Convention der bei der französischen Regierung akkreditirte mexikanische Gesandte La Fuente sich eines Tages in Versailles dem Kaiser vorstellte, um Aufschluß zu erbitten über die augenscheinlich gegen Mexiko gerichteten Kriegsrüstungen und womöglich den seinem Vaterlande drohenden Sturm zu beschwören, entgegnete Napoléon III.:

„Die Geschicke Amerikas sind beschlossen. Es ist zu spät."

Seiner Meinung nach also nicht allein die Geschicke Mexikos, sondern die des gesammten westlichen Continents!

Zu dem anti-amerikanischen Gesichtspunkt stimmen zum Theil die politischen Instruktionen, welche der Kaiser schriftlich dem General Forey ertheilt hatte. Dieser sollte mit größtem Wohlwollen alle Mexikaner, die sich ihm vorstellten, aufnehmen, sich mit keiner bestimmten Partei identificiren, erklären, Alles sei so lange nur provisorisch, bis die mexikanische Nation sich nicht ausgesprochen haben würde, eine große Achtung vor der Religion bekunden', gleichzeitig jedoch die Erwerber von Kirchengütern zu beruhigen suchen. Aus diesen Instruktionen wird die schleunige Beseitigung Almonte's begreiflich. Napoléon III. scheint sich in der That anfänglich der Hoffnung hingegeben zu haben, die Bundesgenossenschaft der mexikanischen Nation zu gewinnen.

Für Diejenigen endlich, welche in den historischen Thatsachen gern dem sie durchziehenden und verbindenden philosophischen rothen Faden nachspüren und des Dichters Ueberzeugung theilen:

„Das ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären" —

findet sich ebenfalls eine Erklärung für das mexikanische Projekt. Man kann es nämlich als durch die Logik des Verbrechens herbeigeführt ansehen.

Der Mörder zweier Republiken mußte sich hingezogen fühlen, den tödtenden Dolch über eine dritte zu erheben, um, nachdem

auch dieſe hingeopfert, eine vierte, die amerikaniſche Union, zu bedrohen. In dieſem Mordſyllogismus, in welchem der 1849 gegen das republikaniſche Rom unternommene Zug das erſte, der Staatsſtreich vom zweiten Dezember das zweite Glied iſt, ſtellte der Krieg gegen die Republik Mexiko das dritte Glied dar. Nicht zufrieden, durch Waffenmacht und Verrath das republikaniſche Princip im monarchiſchen Europa erſchüttert zu haben, wollte Napoléon Aehnliches und mit ähnlichen Mitteln auf dem ureignen Boden der Demokratie, in Nord-Amerika, verſuchen.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß Gleiches Gleiches hervorbringt. Ein Jeder gehorcht dem Geſetze ſeiner Beſtimmung, indem er ſich in ſeinen Werken reproduzirt. Der self-made Kaiſer der Franzoſen mußte logiſcherweiſe an die Stelle eines republikaniſchen Präſidenten einen Kaiſer von Mexiko ſetzen.

So lange jene Republik im Sumpfe der Anarchie ſteckte, mochte ſie immerhin fortexiſtiren. Ihr Beſtehen nützte ſogar indirekt dem Monarchismus, indem man auf ſie als abſchreckendes Beiſpiel hinweiſen konnte für alle Diejenigen, welche ſich nach republikaniſchen Staatsformen ſehnten. So dienten der ſpartaniſchen Jugend die berauſchten Heloten als verkörperte Lehre, ſich nicht im Uebermaß dem Genuſſe des Weins hinzugeben.

Darum hörte man von keiner Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten Mexikos, ſo lange dem Anſchein nach endloſe Bürgerkriege das Land zerriſſen. Sobald aber dieſe unvermeidlichen Kinderkrankheiten, welche jedes junge Staatsweſen, das aus dem Zuſtande der Knechtſchaft in den der Freiheit übergeht, durchzumachen hat, theoretiſch wie faktiſch ihrem Abſchluß nahe gekommen waren; kaum daß Benito Juarez durch die „Reformgeſetze" das Säbel- und Kuttenrégime geſtürzt und das Gift, welches das ſich zurückziehende Spanien wie in einem Neſſusgewande ſeiner bisherigen Colonie hinterlaſſen, durch energiſche

Mittel aus dem Körper der Republik zu entfernen begonnen hatte: da ertönte mit einem Male in Europa der Ruf: Mexiko ist ein verkommenes Land, in Mexiko muß im Interesse der Menschlichkeit intervenirt, Mexiko muß durch bleierne Pillen curirt und regenerirt werden!

Unser Verbrechen lag zu Tage.

Nach fünfzigjährigem Ringen hatten wir endlich das in unserm Lande als entsetzlicher Anachronismus aufrecht gebliebene Jahrhundert Philipp's II. erschlagen und begraben. Wir hatten uns endlich auf die Höhe des neunzehnten Jahrhunderts emporgeschwungen. Wir hatten endlich den Ideen, aus welchen die nordamerikanische Union hervorgegangen war, in Mexiko eine neue Heimat mit ungemein empfänglichem, fruchtbarem Boden gegeben.

In den Augen, weniger Louis Napoléon's als seiner Egeria Eugenie, mußte es als Verbrechen gelten, den Staat von der Kirche emancipirt zu haben, von jener katholischen Kirche, der die lateinische Race ihren theilweisen Niedergang verdankt, und welcher sich um so augenscheinlicher bemerkbar macht, je ungebrochener, wie z. B. in Spanien, ihre Macht ist; als weiteres, noch größeres Verbrechen galt für ihn, daß wir einen Präsidenten aufweisen konnten, der — bis Ende 1865 wenigstens — Washington's Beispiel gefolgt, treu seinem Eide, Unterthan des Gesetzes und nicht sein Herr, Diener des Volkswillens und nicht sein Fälscher und Knebeler war.

Mexiko, selbst das von Europa so tief gestellte Mexiko, war im Begriff, die Lebensfähigkeit der republikanischen Institutionen durch die That darzuthun. Welch' ein Beispiel für andere Länder des nämlichen lateinischen Ursprungs! Das rothe Phantom des Schreckens vor der Anarchie und der Gütertheilung, das einst neun Zehntel der Franzosen in die weit geöffneten Arme des Imperialismus getrieben hatte, mochte etwas von seinem heilsamen Einfluß einbüßen.

Die Existenz eines Juarez, eines bis zur Hälfte des

sechsten Decenniums echt republikanischen Präsidenten, war ein lebendiger Vorwurf für den eidbrüchigen französischen Ex-Präsidenten.

Auch in Mexiko zeigte nun Amerika, wie es dasselbe schon seit Jahren in den Vereinigten Staaten gezeigt hatte, daß man ganz gut ohne einen gekrönten Herrn, ohne Civilliste und Hofschranzen sich behelfen, daß man auch ohne sie glücklich sein und Fortschritte machen könne. Der Monarchismus begann Furcht zu empfinden. Bald vielleicht würde in jenem Continente die letzte Krone fallen — vom Haupte des schon halb republikanischen Pedro II. von Brasilien; bald vielleicht würden die letzten europäischen Colonien — Kanada, Kuba, Jamaica, Martinique u. s. w. — ihre Unabhängigkeit proklamiren und sich republikanisiren; bald vielleicht Jefferson's und Monroe's stolzes Wort: „Amerika für die Amerikaner" zur Wirklichkeit werden, und ein enges Band sämmtliche freien Staaten von der Hudsonbai bis zur Magelhaensstraße umschlingen. Ein großer, junger, republikanischer Welttheil würde dann dem viel kleineren, altgewordenen, monarchischen Europa gegenübertreten und es schließlich nach den Gesetzen der Attraction in seine Bahnen mitfortreißen.

Solchem entsetzlichen Unglück mußte vorgebeugt, der Augenblick des amerikanischen Bürgerkrieges benutzt werden — und Napoléon III. sandte seine Schiffe und Truppen nach Veracruz.

Alle diese Gedanken wirbelten mir im Kopfe herum, als ich während des Beginns meiner Kriegsgefangenschaft in Evreux die Nachricht erhielt, der Kaiser werde bald jene Stadt besuchen. Nicht unwahrscheinlich war es, daß ich dann Gelegenheit finden würde, mit ihm zu sprechen, und da ich auch derjenigen Phasen seiner Vergangenheit gedachte, in welcher er — wenigstens scheinbar — liberalen Grundsätzen gehuldigt hatte, da ich ferner eine ziemliche hohe Meinung von seiner politischen Klugheit besaß, so faßte ich den Plan, dessen Gelingen mir durchaus nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit zu liegen schien, einen Versuch zu

machen, das Meinige beizutragen, um ihn zum Aufgeben der mexikanischen Intervention zu bereden.

Was ich vorausgesehen hatte, trat ein. Der Präfekt Janvier de la Motte stellte, außer zwei mexikanischen Generalen, auch mich dem Kaiser vor, und dieser richtete freundliche Worte an mich, als ich ihm in's Gedächtniß zurückrief, daß ich vor fünfzehn Jahren schon in den Salons von Cavaignac mit ihm gesprochen hatte. Als ich ihm gleichzeitig meinen lebhaften Wunsch ausdrückte, zu dem Zwecke, ihm einige Bemerkungen betreffs meines Adoptivvaterlandes zu unterbreiten, eine Privataudienz bewilligt zu erhalten, erwiderte er mir, ich möge der Ordnung wegen in amtlicher Form um eine solche nachsuchen, er würde mich gewiß gern empfangen.

Die Festlichkeiten in Evreux waren vorüber. Kleinstädtische Ruhe herrschte dort wieder nach dem wochenlangen bewegten Treiben der Ausstellung, welche viele Tausende von Gästen herbeigelockt. Auch unser, der Kriegsgefangenen, Lebensweise hatte von Neuem ihr gewohntes Gepräge angenommen. Nur mich verzehrte eine fieberhafte Aufregung. Auf mein an den Chef des kaiserlichen Cabinets gerichtetes Audienzgesuch war mir am 19. August der Bescheid zugegangen, dasselbe sei dem Oberkammerherrn des Kaisers zur Begutachtung überwiesen worden. Drei Tage später gelangte an mich eine zweite Zuschrift, welche die Mittheilung enthielt, mein Gesuch werde dem Kaiser selbst vorgelegt und ich von dessen Entscheidung benachrichtigt werden. Am 10. September schrieb mir, in Vertretung des abwesenden Oberkammerherrn, der erste Kammerherr Bacciochi, daß überhäufte Geschäfte den Kaiser vor seiner Abreise — ich entsinne mich im Augenblick nicht, wohin er gegangen war — verhindert hätten, mir die erbetene Audienz zu gewähren.

Damit war die Sache beendet, d. h. mein Plan in's Wasser gefallen.

Augenscheinlich hatten die bei Hofe maßgebenden Personen

Napoléon III. verhindert, meinen Wunsch zu erfüllen. In ihren Kram konnte es natürlich nicht passen, daß vor dem Monarchen ein wahrheitsgetreues Bild der Zustände in Mexiko aufgerollt würde. Auch in jenen Kreisen war ich als begeisterter Vertheidiger der mexikanischen Unabhängigkeit nicht unbekannt geblieben. Das Buch: „Appellation der Mexikaner von dem schlecht unterrichteten an das besser unterrichtete Europa", welches ich Anfang 1862 veröffentlicht, und in dem ich die Unhaltbarkeit der zur Gunsten der Intervention in's Feld geführten Vorwände nachgewiesen hatte, war aus dem Spanischen außer in's Englische auch in's Französische übersetzt und, trotzdem oder weil es von einer schnellen Confiscation ereilt wurde, in Frankreich ziemlich verbreitet worden. Dem ehemaligen Generalconsul in Paris, einem Franzosen, Montluc mit Namen, hatte es sogar einen Prozeß eingetragen, da man ihn, in dessen Besitz sich ein Exemplar vorfand, irrthümlicherweise für den Verfasser des Buches hielt, indem man meinen auf dem Titel stehenden Namen als Pseudonym erklärte, so daß ich den Angeklagten nur dadurch vor der ihm zugeschriebenen Verantwortlichkeit retten konnte, daß ich schriftlich für meine Autorschaft eintrat. Napoléon III. würde demnach, wenn er mich angehört hätte, sicher manches Neue erfahren haben. Wer weiß, ob er in Folge davon sich nicht entschlossen hätte, einen früheren Rückzug anzutreten! Ehrenvoller wäre er ohne Zweifel gewesen als derjenige, zu welchem er sich Anfangs 1867 genöthigt sah.

Wie ich im vorigen Abschnitt erzählt habe, ließ ich wenigstens durch den Obersten Henry ein kurzes Memorandum über die mexikanische Frage an den Kaiser gelangen. Eine Wirkung erzielte es nicht.

In der Thronrede vom 5. November 1864 war übrigens Napoléon's Sprache betreffs Mexikos etwas weniger zuversichtlich als in der im Januar 1863 von ihm gehaltenen, obwohl in ihr immer noch eine viel zu optimistische Auffassung vorwaltete. Er sagte nämlich:

„Die Prosperität unseres Landes würde einen schnelleren Aufschwung nehmen, wenn nicht politische Präokkupationen sie zu trüben kämen; im Leben der Nationen stellen sich jedoch unvorhergesehene, unvermeidliche Ereignisse ein, denen sie furchtlos in's Auge schauen und die sie ohne Schwäche ertragen müssen. Zu diesen gehören der Krieg in Amerika, die gezwungene Besetzung Mexikos und Cochinchinas, der Aufstand in Polen.

„Die fernen Expeditionen, Gegenstand so vieler Verurtheilungen, sind nicht die Ausführung eines vorbedachten Planes gewesen; die Macht der Thatsachen hat sie herbeigeführt. Demungeachtet sind sie nicht zu beklagen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„In Mexiko haben wir nach einem unerwarteten Widerstande, welchen der Muth unserer Soldaten und Seeleute überwunden hat, die Bevölkerung uns als Befreier empfangen gesehen (?). Unsere Anstrengungen werden nicht nutzlos gewesen, wir werden reichlich für unsere Opfer entschädigt sein, wenn wir das Geschick jenes Landes, das uns seine Wiedergeburt verdanken wird (!), in die Hände eines Fürsten gelegt haben, dessen Einsicht und sonstige Eigenschaften ihn einer so edlen Mission würdig machen.

„Haben wir deshalb Vertrauen zu unseren überseeischen Unternehmen, welche, begonnen, um unsere Ehre zu rächen, mit dem Triumph unserer Interessen schließen werden, und wenn voreingenommene Geister nicht errathen, was die für die Zukunft ausgestreuten Keime an Fruchtbarkeit in sich bergen, so wollen wir uns wenigstens nicht den, so zu sagen, an den beiden äußersten Enden der Welt, in Peking wie in Mexiko, erworbenen Ruhm verkleinern lassen."

Die Worte, mit welchen man die französische Nation am Leichtesten ködert, und Napoléon III. wußte es, sind bekanntlich: Ruhm und Ehre. Bei jeder Gelegenheit werden sie im Munde geführt. Geschickte Führer und Verführer des Volkes brauchen nur diese magischen Worte in die Massen zu werfen,

um dieſelben zu allen, ſelbſt den ehrloſeſten Handlungen fortzureißen. Namentlich auf die Armee üben ſie einen unwiderſtehlichen Zauber aus. „Honneur et gloire!“ — laßt dieſen Ruf vor den Ohren der franzöſiſchen Soldaten erſchallen, und ſie ſtürzen ſich mit blindem Enthuſiasmus in den ungerechteſten Kampf, laſſen ſich mit Freude zu den ſchmählichſten Expeditionen mißbrauchen.

Daß ich richtiger den Ausgang des Verſuchs, Mexiko zu monarchiſiren, vorausſah als Napoléon III., iſt nicht zu verwundern. Ich kannte eben die Verhältniſſe beſſer. Aus meinem Memorandum geht dieſes hervor. Noch entſchiedener ſprach ich mich in gleichem Sinne im Dezember 1865 in meiner in New-York veröffentlichten Arbeit „Mexiko und die mexikaniſche Frage“ aus, indem ich ſchrieb:

„Die Stunde der Abrechnung iſt nahe.

„Von Neuem ſtrahlt die Union mit dem Glanze aller ihrer Sterne.

„Es wird nichts helfen, daß Frankreich erklärt, es habe nicht die Abſicht, Eroberungen zu machen; es habe nichts genommen, nichts angenommen; es wünſche keinen Theil der weiten Ausdehnung des mexikaniſchen Gebietes, das von ſeinen Truppen beſetzt iſt, zurückzubehalten, ſeine Beſetzung ſei, wie man jetzt ſehr wohl in den Vereinigten Staaten begreife, allein eine zeitweilige und werde mit der Urſache, die ſie herbeigeführt, fallen.

„So erhebt ein Mann wohl drohend die Fauſt gegen ſeinen Rivalen, wenn er denſelben in gefährlichem Ringen mit einem andern Gegner begriffen ſieht. Doch dieſer Gegner ſinkt beſiegt zu Boden, der Sieger ſteht wieder da in ſeiner vollen früheren Stärke, und — ſchnell gleitet die geballte Fauſt in die Taſche; die Neid und Gehäſſigkeit abſpiegelnden Züge verziehen ſich mit allmäliger, unmerklicher Metamorphoſe, wie man ſolche in den Nebelbildern wahrnimmt, zu einem freundſchaftlichen Grinſen.

„Napoléon muß seine Truppen aus Mexiko ziehen. Thut er es nicht, nun so wird der Republikanismus einen um so glänzenderen Sieg über den Monarchismus erringen.

„Als Louis Napoléon sich heimtückischer Weise vor vier Jahren in Mexiko hineinstahl, da ahnte er schwerlich, wie theuer ihm dieser Schritt eines Tages zu stehen kommen würde.

„Die versuchte Unterjochung Mexikos hat vielleicht zur Folge die Befreiung Frankreichs vom Joche seines Tyrannen!"

Diese Vorhersagung ist bis zu einem gewissen Grade in Erfüllung gegangen. Die mexikanische Expedition hatte physisch und moralisch das Kaiserreich so sehr geschwächt, daß es dem wenige Jahre später erfolgten deutschen Ansturm nicht die nöthige Widerstandsfähigkeit entgegenzusetzen vermochte; es mußte ihm erliegen, und es erlag ihm.

Als der „sanftmüthige" Pionono, wie seine Bewunderer ihn zu bezeichnen lieben, der aber keinen Anstand nahm, seinen besten Freund mit einem scharfen Witzwort zu verletzen, wann ein solches sich ihm auf die Lippen drängte, den Zusammenbruch der Kaiserherrlichkeit in Sedan erfuhr, da gestattete er sich, vergessend, daß nur durch Napoléon's III. Beistand er nach Rom zurückgekehrt und im Besitz der weltlichen Macht verblieben war, den Calembourg:

„Ce chien" — nämlich Napoléon! — „ne mordra plus, il a perdu Sédan" (ses dents).

In des Papstes Munde halte ich diese Aeußerung für einen Beweis empörendster Undankbarkeit. Oder hatte das Oberhaupt der katholischen Kirche noch immer nicht vergessen, daß der spätere Beschützer des souveränen Papstthums in seinen jüngeren Jahren einen Handstreich auf Civita Castellana, eine Stadt des Kirchenstaates, versucht? Oder schenkte er seinen Ministern Glauben, die fortwährend den Verdacht in ihm genährt hatten, Napoléon III. habe sich in seinem Innern über die Verlegen-

heiten gefreut, mit welchen der Stuhl Petri zu kämpfen hatte?

Sehr bitter äußerte sich über jenen Zusammenbruch auch Turgenjew in einem aus Baden-Baden im September 1870 an seinen Freund Ludwig Pietsch in Berlin gerichteten Brief: „— — — — Aber daß jener elende Schuft endlich sammt seiner ganzen Clique in die Kloake hinunterstürzte — das erlebt zu haben, ist doch ein wahres Glück. Warum behandelt man den Kerl mit so vieler Rücksicht?"

Ich aber hätte unzweifelhaft das Recht, wollte ich mich einmal zur Kaisergruft nach Chiselhurst begeben, dem Dichter Schubart, hohenaspergischen Angedenkens, die markerschütternden Verse nachzusprechen, welche er an die in Särgen eingeschlossenen einst gekrönten Menschenkinder richtete:

„Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen dieser Welt,
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt!
Da liegen Schädel mit erloschnen Blicken,
Die ehmals hoch hinabgedroht,
Der Menschen Schrecken, denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod!
Nun ist die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,
In harte Fessel schlug!"

Und die Quintessenz dieser des besten Republikaners würdigen Betrachtung lautet:

„O Mensch, wie klein bist du!"

In diesem Sinne sage ich es auch von Louis Napoléon. Sonst verdient er aber wohl, trotz aller Fehler, die er begangen, und trotz der Schlußkatastrophe seiner Laufbahn, einen Platz unter den Großen dieser Erde einzunehmen. Blut genug hat er ver-

gießen lassen, rücksichtslos genug hat er gehandelt, Erfolge genug hat er davongetragen, um im Tempel der heutigen officiellen Geschichte eine Denksäule beanspruchen zu dürfen. Das schließt freilich nicht aus, daß die Geschichtsschreiber der neuen, werdenden, kommenden Zeit, kaum eingedenk der einzelnen guten Eigenschaften, die er besaß, sein Bild an den Schandpfahl nageln werden.

Auch einige der Gegenwart haben es anticipando gethan.

Jules Favre

und

Adolphe Thiers.

Schon während meiner Kriegsgefangenschaft, von Evreux aus, war ich außer mit Neffzer, dem Chefredakteur des „Temps", mit dem Herausgeber der „Revue du monde colonial, asiatique et américain", Herrn Noirot, brieflich in Verbindung getreten. Ich hatte ihm den Vorschlag gemacht, für die von ihm geleitete Monatsschrift, die eine stattliche Reihe hervorragender Mitarbeiter zählte, unter Andern Cortambert, Fonvielle, Reclus, Lamarque, Clavairoz und Torres-Caïcedo, Beiträge über Mexiko zu liefern. Noirot nahm in einem sehr schmeichelhaften Schreiben mein Anerbieten an, nur behielt er sich, was unter den damaligen Verhältnissen begreiflich war, das Recht vor, ab und zu den Rothstift walten zu lassen, um eventuell einer Beschlagnahme vorzubeugen.

Als im Sommer 1864 auch für die der republikanischen Sache treu gebliebenen Gefangenen der Tag der Freilassung kam, befanden sich die wenigsten von uns in der Lage, sofort ihre Heimreise anzutreten, welche um so schwieriger und kostspieliger war, als unsere Regierung sich gezwungen gesehen hatte, ihren Sitz im fernsten Norden des Landes, in Paso del Norte, aufzuschlagen, und dieser Ort von New-York aus nur mittelst einer langwierigen Postreise — von den heute den westlichen Continent durchquerenden Eisenbahnlinien bestand noch keine — erreicht werden konnte, während allein für eine verhältnißmäßig kurze

Strecke Schienenwege zu benutzen waren. Man hatte in Frankreich sogar die sich später als fälschlich herausstellende, freilich von Anfang an unwahrscheinliche Nachricht verbreitet, Präsident Juarez habe den Kampf aufgegeben und sich nach New-Orleans geflüchtet.

Viele der Ex-Gefangenen, weil der französischen Sprache nur ungenügend mächtig, suchten und fanden ein provisorisches Asyl in Spanien. Andere, zu denen ich gehörte, glaubten sich die Mittel zur Reise leichter in Paris zu beschaffen, denn auf eine Unterstützung seitens unserer, selbst mit den äußersten Finanznöthen kämpfenden Regierung war schlechterdings nicht zu rechnen. Wir spielten gewissermaßen eine ähnliche Rolle wie die französischen Emigrirten zur Zeit der ersten Revolution, die ja auch, um sich das zu ihrer Existenz Erforderliche zu verdienen, auf ihre eigne Arbeit angewiesen waren und in der Regel sich zu einer verstehen mußten, welche mit ihrer früheren Lebensstellung wenig im Einklang stand. Da war ich noch glücklicher daran. Ich brauchte nur wieder das Schwert mit der mir nicht ungewohnten Feder zu vertauschen, und in Frankreich mehr als in Deutschland nährt die Feder ihren Mann.

Unmittelbar nach meiner Ankunft in Paris suchte ich Noirot auf. Er war noch jung, von gewinnendem Aeußern, gebildet, freisinnig und kam mir mit großer Zuvorkommenheit entgegen. Bald erschien mein erster Artikel über „Le Mexique contemporain". Allerdings war gleich die Einleitung stark beschnitten worden. Immerhin blieb Manches stehen, was in den maßgebenden Kreisen Anstoß erregte.

Meinen Standpunkt präcisirte ich dahin, daß, um eine Nation richtig zu würdigen, man ihr eine wenigstens instinctive Zuneigung entgegenbringen müsse, im Gegensatz zu dem katholischen Spruche: „Um die menschlichen Dinge zu lieben, muß man sie kennen; um die göttlichen Dinge zu kennen, muß man sie lieben". Ich erklärte offen, aus Patriotismus würde ich mich

bemühen, die Wagschale zu Gunsten des arg verleumdeten Mexiko zu neigen, und die mannigfachen Vorzüge, durch welche die mexikanische Nation sich auszeichnet, in ein helleres Licht zu stellen.

Wo alle Welt anklage, schmähe, angreife, sei es überdies unter keinen Umständen großmüthig, die Zahl der Gegner zu vermehren, edler sei es, nach Art der Ritter des Mittelalters, den Schwachen gegen den Starken zu vertheidigen. Ich schloß:

„Frankreich hat ein Interesse, Mexiko zu kennen.

„Mexiko hat ein Interesse, von Frankreich gekannt zu werden.

„Die Sache der Freiheit, der Menschlichkeit und des Fortschritts haben ein Interesse, daß aus dieser vollkommeneren Kenntniß anstatt einer künstlichen und dynastischen, eine aufrichtige und nationale Bundesgenossenschaft zwischen den beiden Völkern erstehe."

Das war eine ziemlich freie Sprache unter der Regierung eines Louis Napoléon!

Auch meine Theorie vom Erfolge, wenngleich Noirot sie ebenfalls erheblich abschwächte, mochte gewisse Ohren verletzen. Ich sagte unter Anderem:

„Seit dem Beginne der geschichtlichen Zeiten hat die Welt eine ununterbrochene Reihenfolge von Religionen gesehen. Mit den Trümmern eines gestürzten Altars wurde sofort ein neuer aufgerichtet. Aus dem Himmel vertrieb man die alten Götter, nur um unverzüglich neue einzusetzen.

„Allein ein Cultus ist Jahrhunderte hindurch aufrecht geblieben, aber unglücklicherweise der unmoralischste und unlogischste von allen, nämlich der des Erfolges.

„Vor diesem launischen Götzenbilde werfen sich heute noch, und werden es voraussichtlich noch lange thun, die Massen anbetend in den Staub. Hat man Erfolg gehabt, so ist jedes Verbrechen vergeben: das ist die ganze Moral der Anhänger jenes Cultus. Dieser Mensch hat es zu etwas gebracht, also

ist er fähig; jener ist gescheitert, also fehlt ihm Begabung: das ist ihre Logik.

„Oeffnet ein beliebiges Geschichtswerk, neben der Verherrlichung der Starken findet Ihr stets das entsetzliche vae victis!"

Dann folgte, in strikteſtem Gegensatz zu dem verblendeten Heldenverehrer Thomas Carlyle und zu Michel Chevalier, dem Panegyriker des grausamen Abenteurers Hernan Cortéz, eine Philippika gegen die sogenannten großen Männer.

Die Haupturſachen der damaligen Degeneration der mexikaniſchen Nation glaubte ich zu entdecken, einmal in der unvollſtändigen Amalgamirung der Racen, aus welchen ſie zuſammengeſetzt iſt, ferner in der ihr von ihren früheren Unterdrückern, den Spaniern, zurückgelaſſenen verhängnißvollen Erbſchaft.

Ich ſchrieb: „Die furchtbarſte Marter, welche man einem jungen, kräftigen, ſtrebſamen Manne auferlegen kann, iſt die, ihn an einen hinfälligen Greis anzuketten, der nur an Ruhe denkt, während jener die ihm innewohnende Thatkraft durch unausgeſetzte Bewegung zu bethätigen wünſcht.

„Wenn man unter ein gemeinſames Joch gekoppelt ſieht das geflügelte Muſenroß und den ſchleppfüßigen Stier, kann man da ſich wundern daß Pegaſus nicht ſeinen Flug zur Sonne nimmt und nur mühſam ſeinen plumpen Genoſſen mit ſich fortreißt?

„Die Zuſammenſchmiedung zweier Racen, von denen die eine beſtimmt iſt, von der Erde zu verſchwinden" — die indianiſche — „während die andere" — die kaukaſiſche — „im höchſten Grade das Lebensprinzip in ſich trägt, iſt eine Thatſache, die auf das Weſentlichſte den Fortſchritt der Civiliſation in einem Lande hindern muß."

Hieran knüpfte ich meine Neueintheilung der Menſchenracen in drei, anſtatt der noch ziemlich allgemein angenommenen in fünf, indem ich dieſelben, nach Analogie jedes einzelnen Menſchen,

welcher wächst, zum Höhepunkt seiner Entwicklung gelangt und dann langsam absterbt, als aufsteigende: die die Kindheit repräsentirende der Neger, als kulminirende, männliche: die kaukasische, als absteigende, greisenhafte: die amerikanische, mongolische und malaiische klassificirte, und auch hinsichtlich der Racen das beim Ausbau der gesellschaftlichen Ordnung hervortretende Streben nach Einheit konstatirte, dem entsprechend allein die kaukasische fortbestehen und alle übrigen, freilich in unberechenbaren Zeiträumen, absorbiren werde.

Die in dieser Auffassung liegende scheinbare Grausamkeit widerlegte ich folgendermaßen:

„Man darf sich hierbei keinem falschen Mitleid hingeben. Man darf nicht klagen und jammern über das Endschicksal der untergeordneten Racen.

„Wenn wir die Rose bewundern und die Eiche, so bedauern wir nicht den Untergang jener unförmlichen, monstruös entwickelten Pflanzenwelt, die durch eine geologische Revolution unseres Erdballs verbrannt und verkohlt wurde.

„Die Majestät des Löwen, das Ebenmaß des Pferdes, die Schnelligkeit des Hirsches lassen uns keine Trauer empfinden über das Verschwinden der Mastodonten und Ichthyosauren.

„Es berührt nicht unser Gefühl, daß das Zwergvolk der Kimbo, welches Comerson im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts im Innern von Madagaskar entdeckte, bereits gänzlich ausgestorben ist, daß ein ähnliches Loos sich an den von Du Chaillu beschriebenen, im äquatorialen Afrika wohnenden Obongo und Aschangi vollzieht, sowie an den von Schweinfurth ebendaselbst aufgefundenen Akka und Dokko.

„Der Tempel der Zukunft erhebt sich auf den Ruinen der Vergangenheit. Das Alte muß vergehen, damit Raum werde für das Neue. Es giebt keine abgeschlossene Schöpfung, es giebt nur ein stetiges Werden. Den selbstzufriedenen Ausspruch: „Und er sah, daß es gut war!" — wir müssen ihn ersetzen durch den

bescheideneren, aber mit der Wahrheit im größeren Einklange stehenden: Wir wissen, daß es besser werden wird.

„Allmälig hat der Mensch aus einem affenähnlichen Wesen sich herausgebildet. Die niederen Racen bilden lediglich Durchgangsphasen seiner fortschrittlichen Entwicklung.

„Nur, was in sich den Keim einer unbegrenzten Vervollkommnungsfähigkeit hat, besitzt ein natürliches Recht auf Bestand.

„Der Mensch als Individuum, gleichviel welcher Race er angehöre, hat Anspruch auf unseren Beistand, unsere Pflege, unsere Liebe; das Individuum muß indeß zurücktreten, wenn es sich um den Fortschritt des gesammten Menschengeschlechts handelt.

„Moses mußte durch das rothe Meer ziehen, um in das gelobte Land einzudringen; so durchschreitet der Fortschritt oft ein blutgeröthetes Meer, um der Erfüllung seiner Ideale näher zu kommen. Er gleicht dem Wagen jenes hindostanischen Gottes, dessen gewaltige Räder Alles, was sich ihm entgegenstellt, zermalmen. Das Leben entsprießt dem Tode, wie die auf ein Grab gepflanzte Rose ihren berauschenden Duft aus der ekelhaften Verwesung eines Leichnams saugt."

Ich hatte die Freude, diese Theorien von dem hervorragenden deutschen Geographen und Ethnologen Carl Andree in seiner Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde „Globus" besprochen und erörtert zu sehen. Auch in Frankreich machten sie einiges Aufsehen.

Noirot war mit meinen Arbeiten sehr zufrieden, und wir schlossen uns enger an einander an. Ihm verdankte ich die Einführung in litterarische und wissenschaftliche Kreise, in deren Mitte ich anregende Stunden verlebte. So lernte ich auch durch ihn den der berühmten französischen Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie angehörenden, 1876 in Paris verstorbenen Ambroise Firmin Didot kennen, der neben seiner professionellen Thätigkeit ein ausgezeichneter Gelehrter und Schriftsteller, hauptsächlich Kenner alter Sprachen und ein begeisterter Bibliophile war, wie es die vielen von ihm gesammelten, jüngst zur Ver-

steigerung gelangten seltenen Ausgaben älterer Werke beweisen. Im Jahre 1864 war er mit der Herausgabe seiner „Biographie universelle“ beschäftigt, die entgegen der von Michaud veranstalteten zweiten Auflage eines ähnlichen Werkes, welches royalistischen und klerikalen Ideen huldigte, trotz angestrebter Objectivität unverkennbar freisinnige Anschauungen vertrat.

Didot's Buchhandlung liegt in der Rue Jacob. An der Ecke der Rue des Saints Pères befand sich damals ein Café, wo hauptsächlich Schriftsteller verkehrten, und wohin sich auch jener alte Herr, eine vornehme und imposante Erscheinung, bisweilen des Sonntags Vormittags begab, um eine Partie Domino zu spielen. Dort stellte Noirot mich ihm vor, und ich hatte den Treffer, in der Unterhaltung mit ihm ein Thema zu berühren, für welches Didot sich lebhaft interessirte, nämlich die Oden Anakreons, die er ins Französische übersetzt, und mit denen ich selbst mich früher zufällig eingehender beschäftigt hatte. Beim Aufbruch lud er er mich ein, ihn zu besuchen. Am nächsten Tage schon kam ich seiner Einladung nach.

Ich drückte ihm den Wunsch aus, als Mitarbeiter für das biographische Lexikon bei ihm einzutreten.

„Wir sind zwar schon ziemlich weit vorgeschritten“, entgegnete er mir, „wir stecken tief im Buchstaben S. Das wäre indeß kein ernstliches Hinderniß; die Frage ist nur, ob Ihr Styl sich gerade für eine derartige Arbeit eignet.“

„Wenn auch vielleicht“, erwiderte ich, „noch nicht mein heutiger, so doch, wie ich hoffe, mein morgiger, und übermorgen wird es noch besser gehen.“

Er lächelte über mein Selbstbewußtsein, ließ den Leiter des Werkes, Louisy, früheren Professor der klassischen Sprachen an der Ecole normale rufen, und bat ihn, nachdem er uns mit einander bekannt gemacht hatte, mir einen der nächsten Artikel probeweise zur Bearbeitung zu überlassen. Ich begleitete Louisy sofort auf sein Bureau. Dieser, ein kleines, etwas zusammen-

getrocknetes Männchen, das Gesicht mit einem kurzgeschnittenen dichten, dunklen Bart bedeckt und, obgleich er keine Brille trug, der Typus eines Gelehrten, sagte mir kurz:

„Schreiben Sie, bitte, die Biographie von Stapß, möglichst gedrängt, höchstens 40 Zeilen lang. Hier" — dabei wies er auf die rings an den Wänden des Zimmers aufgestellten Bücherbretter — „finden Sie alle nöthigen Hilfswerke."

Damit setzte er sich, ohne sich weiter um mich zu kümmern, an seinen Schreibtisch und vertiefte sich in seine Correkturen.

Stapß? grübelte ich. Wo habe ich doch gleich jenen Namen gehört? Dunkel erinnerte ich mich, daß er mit Napoléon I. in Verbindung stand, doch wo und wann? Ein Deutscher muß es jedenfalls sein. Also — suchet und Ihr werdet finden.

Bald fand ich denn auch, was ich suchte. Stapß war jener junge Mann, der sich am 13. Oktober 1809 nach Schönbrunn begeben hatte, um den Franzosenkaiser zu ermorden, aber als verdächtig festgenommen, und da er das beabsichtigte Attentat unerschrocken eingestand, vier Tage darauf erschossen wurde. Mein kleiner Artikel war bald fertig. Ich reichte ihn Louisy hinüber. Einige Kürzungen, die er anbrachte, abgerechnet, konnte die Arbeit passiren. In Folge davon wurden meine Dienste angenommen, und ich hatte mir nun eine ziemlich sichere Existenzbasis erworben. Jeden Vormittag verbrachte ich mehrere Stunden in den Bureaux des Didot'schen Verlags oder stellte Quellenforschungen an in den öffentlichen Bibliotheken. Unter der Leitung Louisys, mit dem ich nach und nach befreundet wurde, verbesserte sich mein französischer Styl von Tag zu Tag, indem ich lernte, mit wenigen Worten viel zu sagen; er wurde concifer und prägnanter, und dankbar denke ich noch an jenen Freund zurück, der stets bereit war, mir rathend an die Hand zu gehen, und dessen staunenswerthes Gedächtniß ich wiederholt Gelegenheit hatte zu bewundern. Sein Kopf war eine unerschöpfliche Fundgrube vielseitigsten Wissens; Louisy glich einem lebenden Conversationslexikon.

Besonders gut gefielen dem alten Didot meine Artikel über David Strauß und über Struensee. Um letzteren zu schreiben, hatte ich in aller Eile mich einigermaßen mit der dänischen Sprache vertraut machen müssen, denn es war nothwendig gewesen, in der Bibliothek Sainte-Geneviève einige in jener Sprache geschriebene Bücher und Manuskripte zu consultiren, die von dem nordischen Reformator — ich betrachtete ihn als Vorläufer der französischen Revolution — handelten.

Mit Louisy blieb ich, nachdem ich Paris wieder verlassen, noch eine Zeitlang in Correspondenz. Der arme Noirot erlitt ein trauriges Ende. Eines Tages begleitete er seine Braut auf einem Ausfluge ins Grüne. Arm in Arm mit ihm am Ufer der Seine hinwandelnd, bemerkt sie einige hart am Wasser blühende Blumen. Sie wünscht sie zu besitzen. Noirot beugt sich nieder, um sie zu pflücken, verliert das Gleichgewicht, stürzt in den Fluß und ertrinkt vor den Augen des jammernden Mädchens.

Meine litterarischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen nahmen indeß nicht meine ganze Zeit in Anspruch. Es gelang mir, auch mit berühmten Politikern in nähere Beziehungen zu treten, selbstverständlich ausschließlich mit liberalen, und diesen Bekanntschaften widmete ich ebenfalls mehrere Stunden täglich.

Zunächst will ich jedoch von meinem Besuch bei Alexander Dumas père erzählen. Ein Freund hatte mich bei ihm eingeführt.

Dumas, mit ausgestreckten Händen auf mich zutretend, empfing mich mit einer Herzlichkeit, als ob wir seit Jahren schon miteinander bekannt wären. Das runde, volle, bräunliche Gesicht, welches die Mulattenabstammung nicht verleugnete, strahlte förmlich von Gutmüthigkeit. Obgleich sein dichter, wulstiger Haarwuchs schon einige Silberfäden zeigte, hatten sein Auftreten und sein Benehmen doch etwas ausgeprägt Jugendliches. Die schwarzen Augen funkelten von Lebenslust. Ungetrübte Freude am Dasein schien ihn

ganz und gar zu erfüllen. Er war eben Sanguiniker und Optimist, gleich zugethan den sinnlichen wie den geistigen Genüssen, von kräftiger Körperconstitution, von leicht zu entflammendem Herzen, von unverwüstlich guter Laune und von einer phänomenalen Arbeitskraft.

Wir sprachen von Mexiko. Dumas nahm den lebhaftesten Antheil an Land und Leuten. Alles Neue erpackte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Vielleicht entstand während unserer Unterhaltung in seinem fruchtbaren Kopfe bereits der Plan zu einem mexikanischen Roman. Interessant war es, zu verfolgen, wie die wechselnden Eindrücke sich auf seiner beweglichen und ausdrucksvollen Physiognomie widerspiegelten. Man vergaß ganz und gar, daß er bereits einundsechzig Jahre alt war. Bisweilen glaubte man ein großes Kind vor sich zu sehen; selbst der unbedeutendste Anlaß brachte ihn zum Lachen, wobei er immer seine vollzähligen weißen Zähne zeigte, und dieses war so ungezwungen, so natürlich und darum so ansteckend, daß man nicht umhin konnte, mit einzustimmen.

Sollte diese Charakteristik nicht eine Bestätigung meiner Behauptung liefern, daß, wie ich einmal gesagt habe, Angehörige der afrikanischen Race auch im Greisenalter noch manche Züge der Kindheit bewahren? Sollte die kindliche Jovialität, welche im alten Dumas zu Tage trat, nicht darauf zurückzuführen sein, daß er einige Tropfen Negerbluts in seinen Adern hatte?

Alexander Dumas lud mich zu einer musikalischen Soirée ein, welche er nächster Tage in einem zu diesem Zwecke von ihm gemietheten öffentlichen Saale geben wollte. Seine Privatwohnung war zu klein dazu. Ich erfuhr später, daß der Zweck des Festes war, eine junge spanische Sängerin, Diaz, glaube ich, hieß sie, in deren Banden der berühmte Romancier, aber als keineswegs unglücklicher Seladon damals schmachtete, einem ausgewählten Kreise der Pariser Gesellschaft vorzuführen. Berühmte Künstler, Sänger und Musiker hatten ihre Mitwirkung zugesagt. Fräu-

lein Diaz, eine gluthvolle Südländerin, sang zwar weniger gut, als sie hübsch war, erntete aber nichtsdestoweniger stürmischen Beifall. Dumas war glücklich. Auch der Rest des Conzertes verlief zur Zufriedenheit. Die „Gutschmecke," wie man in Schlesien sagt, war für zuletzt aufgespart worden. Der Gastgeber hatte uns eine Ueberraschung zugedacht.

Der Flügel wurde bei Seite gerückt, einige Sessel und Sophas in einen Halbkreis gestellt, ein Teppich gelegt und damit am obern Ende des Saales — eine Bühne improvisirt. Dumas hatte für den Abend ein Lustspiel geschrieben, das nun durch die ersten Schauspieler des théâtre français zur Aufführung gelangte. Einer größeren Natürlichkeit in der Darstellung bin ich niemals und nirgends wieder begegnet. Es war, als ob die Personen, die, durch keine Lampenreihe von uns getrennt, vor uns sprachen und agirten, zu unserer Gesellschaft gehörten, als ob die durchaus nicht unwahrscheinliche Szene — die unerwartete Rückkehr eines Ehemannes von einer weiten Reise in das domicile conjugal, wo inzwischen seine junge Frau sich als Pseudo-Wittwe gerirt hatte — sich unter einem Pelotonfeuer von geistreichen Einfällen und pikanten Pointen in unserer Mitte abspielte. Nicht einen Augenblick schien in einem der Schauspieler das Bewußtsein aufzutauchen, daß er eine Rolle hersage; darum verschwand auch beim Zuschauer vollständig die Idee, daß er es mit einer Fiction zu thun habe.

Dumas suchte sich den Ovationen zu entziehen. Schließlich mußte er aber auf einen Stuhl steigen und sich von allen Seiten beglückwünschen lassen. Nachdem endlich etwas Ruhe eingetreten war, hielt er eine kurze Ansprache an „seine lieben versammelten Gäste", zunächst um seinen Dank auszusprechen für die ihm gewordene Huldigung, dann um freiwillig uns ein Versprechen zu geben:

„Sie haben heute, meine Damen und Herren", sagte er, „einer première beigewohnt. Wie man aber ein Glas zu zer-

brechen pflegt, aus welchem Einem bei einer festlichen Gelegenheit ein Trunk besonders gut gemundet hat, so erkläre ich Ihnen, daß es gleichzeitig eine dernière war. Das Stück wurde allein für Sie, allein für diesen Abend verfaßt. Kein Andrer mehr wird es hören. Nach Schluß der Soirée verbrenne ich das Manuskript."

Ich glaube, Dumas hat sein Wort gehalten.

Ein glücklicher Zufall bewirkte meine Vorstellung im Hause von Louis Garnier Pagès, dem Halbbruder des großen Patrioten und Hauptes der französischen Demokratie unter der Julidynastie, Etienne, ehemaligem Mitgliede der provisorischen Regierung, Finanzminister der Februar-Republik und eigentlichstem Urheber des jüngst in staatssocialistischer Form wieder aufgewärmten „Rechtes auf Arbeit". Wenigstens war er es, welcher Ende Februar 1848 im Namen der provisorischen Regierung dieses Recht proklamirt hatte. Nachdem er sich später ins Privatleben zurückgezogen und seine unfreiwillige Muße unter Anderm zur Abfassung der 1862 vollendeten „Geschichte der Revolution von 1848" verwendet hatte, war er im März 1864 von einem Pariser Wahlkreis neuerdings als Abgeordneter in den gesetzgebenden Körper gewählt worden, wo er sich der radikalen Opposition, damals in erster Linie durch Jules Favre, Adolphe Thiers, Jules Simon, Ernest Picard und den nachher fahnenflüchtigen Emile Ollivier, den Minister „au coeur léger". vertreten, anschloß.

Garnier Pagès hatte trotz seiner einundsechzig Jahre eine große Jugendlichkeit bewahrt; weniger im Aeußern, denn sein glattrasirtes, faltenreiches Gesicht mit scharfen, ausdrucksvollen Zügen, sowie die tief auf den Nacken herabwallenden grauen Haare gaben ihm, in Verbindung mit seiner bequemen, altmodischen Tracht und den riesigen Vatermördern etwas Greisenhaftes, wohl aber was seine Geistesfrische und seine Ansichten anbetrifft. Nicht allein war er seinen Jugendidealen treu ge-

blieben — wie wenige Männer der Oeffentlichkeit können Dieses von sich sagen! — er hatte sie sogar weiter ausgebildet, vervollkommnet und sich mit ihnen stets auf der Höhe der Zeit gehalten, wie er sich z. B. für die kosmopolitische Idee der Verbrüderung aller Völker begeisterte. Wohl aus diesem Grunde verkehrte er vorzugsweise mit jungen Männern, namentlich mit bildungsdurstigen, strebsamen Arbeitern, um sie mit seinen Erfahrungen zu leiten, mit seinen Hoffnungen auf eine nahe, bessere Zukunft zu stärken Seine unfern der Kirche St. Roch gelegene Wohnung konnte als Herd einer vorläufig sich nur auf das theoretische Gebiet beschränkenden socialistischen Verschwörung angesehen werden. Da ich nun der Meinung war und bin, unsere Epoche erheische vor Allem gesellschaftliche Reformen, und als Staatsform verdiene die republikanische hauptsächlich deshalb den Vorzug vor der monarchischen, weil sie die Durchführung jener Reformen erleichtert oder, besser gesagt, ihr geringere Hindernisse in den Weg stellt als jene, so nahm ich mit hohem Interesse an den Versammlungen Theil, in welchen oft bis spät in die Nacht hinein die Probleme der neuen socialen Organisation diskutirt wurden.

Dort traf ich auch einige Male mit dem jungen Léon Gambetta zusammen, der damals sechsundzwanzigjährig, kaum erst anfing, von sich reden zu machen und die Aufmerksamkeit eines nur kleinen Kreises von Studiengenossen auf sich gezogen hatte. Obgleich in Cahors, der Stadt Heinrichs IV., geboren, rollte bekanntlich italienisches Blut in seinen Adern. Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß an zwei Wendepunkten der französischen Geschichte Italiener die Hauptrolle in ihr spielten, erst Buonaparte, dann Gambetta, nur mit dem Unterschiede, daß Ersterer niemals vollständig Franzose geworden, Letzterer es aber mit Leib und Seele war. Mit tausend Fasern hing sein Herz am Vaterlande. Er liebte „la belle France“ mehr als eine Geliebte, mehr als eine Mutter, wenn auch weniger als — sich selbst. Das Aussehen Gambetta's, mit mächtig hervorstehender Stirn

und Nase, hatte übrigens etwas vom semitischen Typus. Schon zu jener Zeit war sein Auftreten ein sehr selbstbewußtes; er wurde unwillig über jeden Widerspruch.

Glühende Freiheitsliebe erfüllte seine Brust. Auch bei Garnier-Pagès ergriff er häufig das Wort, um ihr mit südlichem Feuer Ausdruck zu geben. Neben ihr hatte aber ein ebenso glühender Ehrgeiz Platz gefunden. Er haßte mit unauslöschlichem Ingrimm den Mann des zweiten Dezembers. Wenn er aber gegen ihn und seine corrupte Regierung losdonnerte, wenn er mit vielleicht etwas schauspielerhaften Wuthgeberden die Stirne runzelte, aus dem einen schwarzen Auge Blitze schleuderte, die kräftige Faust ballte und dröhnend auf den Tisch niederfallen ließ, wenn er den Tag herbeisehnte, wo es ihm vergönnt sein würde, dazu beizutragen, die Ketten des Volkes zu brechen, da kam ihm schwerlich der Gedanke, in dem der Freiheit zurückgegebenen Lande als dessen „glücklichster Bürger" zu leben", wie Fiesco, nach der Schiller'schen Tragödie, in freilich nur vorübergehender Regung es wollte. Er hoffte vielmehr, dann einen maßgebenden Einfluß auf Frankreichs Geschicke zu gewinnen; mit einer untergeordneten Rolle hätte er sich nicht begnügt. Gewiß erstrebte er die Republik, doch die Republik mit Gambetta an der Spitze. Er vergaß, daß sie eine Institution ist, in welcher die öffentlichen Angelegenheiten nicht allein für, sondern auch durch Alle besorgt werden sollen.

Aehnlich wie Fiesco von Bourgognino sagte: „Wenn diese Flammen in's Vaterland schlagen, mögen die Doria feste stehen" — urtheilte der scharfblickende Menschenkenner Garnier-Pagès über Gambetta:

„Louis Napoléon mag sich in Acht nehmen vor diesem jungen Feuerkopf!"

Er setzte jedoch sofort hinzu:

„Eben soviel hätte aber einst die Republik von ihm zu befürchten."

Diese 1864 gemachte Prophezeiung ist nur darum nicht ganz in Erfüllung gegangen, weil der Tod unverhofft und frühzeitig den „dauphin de la République“ hinwegraffte. Sonst wäre er sicher ihr Nachfolger geworden.

Bisweilen liebt es die Geschichte sich zu wiederholen. Die Ereignisse, welche sich während des siebenten Jahrzehents in Frankreich vollzogen, zeigten — mutatis mutandis — eine eigenthümliche Analogie mit der Epoche der ersten französischen Revolution. Wie 1792 auf den Trümmern des Königthums, so entstand am 4. September 1870 an Stelle des in Schmach versunkenen Kaiserthums die Republik. Nach furchtbaren, blutigen inneren Kämpfen — damals die Schreckensherrschaft, 1871 die Commune — trat zugleich mit der natürlichen Abspannung eine theilweise Beruhigung der Gemüther ein. In ihrem Schooße wurde aber beide Male durch den Ehrgeiz eines Mannes die Diktatur gezeitigt. Der Diktator der ersten Republik hieß Napoléon I., jener der dritten Gambetta. Nach dem Triumphe, welchen Letzterer am 21. Juni in der Kammer davongetragen, sagte treffend das „Paris-Journal“:

„Das war nicht allein die Rede eines Staatsmannes, es war die eines Staatschefs, eine Besitzergreifung, ein oratorischer 18. Brumaire!“

Ungeachtet seines wenig anmuthigen, en face gesehen, sogar unheimlichen Aeußern gelang es Gambetta leicht, sich Freunde zu erwerben, aber er behielt sie nur so lange, als sie geneigt waren, seine Ueberlegenheit anzuerkennen und seinem Willen sich zu fügen. Er fühlte sich nur dann zufrieden, wenn er der Mittelpunkt seines Kreises, das Haupt seiner Umgebung sein konnte, und Dank seiner Redegabe, Dank der Energie seines Charakters, Dank seinem Selbstvertrauen, seinem Optimismus, Dank dem Glauben an seinen hohen Beruf, war er es in der That schon auf der Schule, auf der Universität und unter seinen Collegen vom Pariser Barreau. Alle seine Kameraden und Bekannten

behandelten den jungen Bohème mit einer gewissen Auszeichnung. Er war ihr Rathgeber; in Meinungsverschiedenheiten hatte er stets das letzte Wort. Albert Wolff, der im August 1880 persönliche Reminiscenzen aus seiner Bekanntschaft mit dem Löwen des Tages im „Figaro" veröffentlichte, machte über Gambetta die charakteristische Aeußerung:

„Er sprach immer, und man unterbrach ihn niemals."

Ebenso fascinirend wirkte Gambetta später auf die Massen; doch wie entschieden er auch für deren Interessen eintrat, wie sehr er sich im Anfang der siebziger Jahre um die Hebung des vierten Standes bemühte und die „neuen gesellschaftlichen Schichten — „les nouvelles couches sociales" — in ihren Ansprüchen zu befriedigen trachtete, jene Schichten hörten auf ihn zu interessiren, sobald sie sich weigerten, ihm blindlings Heeresfolge zu leisten. In seiner ursprünglichen Gewalt über die Massen wie in vielem Andern glich Gambetta Danton: hinreißende Kraft des Naturells bei verhältnißmäßiger Beschränktheit des Geistes, Leidenschaft, doch keine wirkliche Herzenswärme und dabei eine stark entwickelte Selbstsucht. Ja selbst seine Leidenschaft war häufig nur eine Maske, die er nach Bedarf anlegte und ablegte. Rein äußerlich, so zu sagen körperlich, wurde er von seiner eigenen Beredtsamkeit entflammt, wußte er doch sehr gut, daß nur auf diese Weise die Zuhörer fortzureißen sind. Nicht umsonst hatte er Diderot's „Paradoxe sur le comédien" studirt; er hatte daraus gelernt, daß Schauspieler wie Redner innerlich kalt sein müssen, um Andre — mit Berechnung — zu erwärmen.

In Gambetta steckte ein Stück Jakobinerthum. Von dem Bewußtsein seiner eigenen Vortrefflichkeit durchdrungen, scheute er auch vor Gewaltmaßregeln nicht zurück, um seine Pläne durchzusetzen. Er war durch und durch Autoritätsmensch, nur wollte er selbst mit der Autorität betraut sein. Er verlangte eine starke Staatsgewalt, doch sich als Träger derselben. Bewußt oder unbewußt neigte er zum Cäsarismus.

Dem Scherbengericht der Athener lag eine hochvernünftige Idee zu Grunde. In einer Republik darf kein Bürger sich allzuhoch über das Niveau der Gesammtheit erheben. Selbst ein Aristides mußte in die Verbannung wandern, weil das Volk es überdrüssig geworden war, ihn fort und fort „den Gerechten" nennen zu hören. Gambetta war nun allerdings weit entfernt davon, mit jenem „Gerechten" einen Vergleich aushalten zu können. Eher bestätigte er in seiner Person den psychologisch meist richtigen Satz Jean Jacques Rousseau's: „Niemals besaß ein Mensch ohne Laster große Eigenschaften." Umsomehr würde ich, wäre ich ein Franzose, laut meine Stimme erhoben haben gegen die überschwängliche Begeisterung, mit welcher man Gambetta eine Zeitlang in Frankreich feierte; mit allen Kräften hätte ich zu seinem Sturz beigetragen, um die Republik vor der Gefahr zu retten, die er sicher über sie heraufbeschworen, um zu verhindern, daß der Krämersohn aus Cahors in die Fußtapfen des Artillerielieutenants aus Ajaccio träte.

Obgleich anfänglich von Thiers, der in ihm nur den wilden Vorwärtsstürmer, den leidenschaftlichen Agitator sah, ein „fou furieux" — rasender Narr — geheißen, hatte er sich trotzdem mit seiner italienischen Versatilität und Anpassungskunst allmälig zum Opportunisten umgebildet, der mit eigener Hand den revolutionären Schweif seiner Belleviller Wähler, weil er ihm das Aufklimmen erschwerte, abschnitt und jede sich darbietende Gelegenheit für seine Zwecke ausnützte, ohne sich allzusehr um Grundsätze zu kümmern — worin ja das Wesen des modernen Staatsmannes besteht.

Wie ich Gambetta in seiner Jugend gesehen und erkannt, noch vor seinen Erfolgen in der Sache der geheimen Gesellschaft der „54" und in der Baudin-Angelegenheit, gerade so hat er sich später entwickelt. Unmittelbar nachdem er gestorben, schrieb ich über ihn, nicht vom deutschen, sondern vom republikanischen Standpunkt aus: „Ich bin gern bereit, seinen großen Eigen-

schaften volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, immerhin bleibt es fraglich, ob sein Tod nicht vielmehr als Glück, denn als Unglück für den Fortbestand der freiheitlichen Institutionen in Frankreich angesehen werden muß."

Diese Ueberzeugung hege ich noch heute.

Gerade in Bezug auf Gambetta war es angezeigt, sich an Marat's Vorschrift zu erinnern, der die Hauptpflichten eines Volksvertreters in das eine Wort zusammenfaßte: „Mißtrauen."

Nur wenig hat Gambetta erreicht von dem, was er als Ziel seines Lebens betrachtete, doch aber hätte er im Augenblicke, als er die Augen für immer schloß, zum eigenen Trost die Worte vor sich hinmurmeln können: „non omnis moriar" — nicht ganz werde ich sterben. Nein, er wird fortleben in der Geschichte als beredter Tribun, als schneidiger Parlamentarier, als unversöhnlicher Gegner der Reaktion und der clerikalen Geisterverdunkelung, als Mann der energischen That, als begeisterter Patriot, als kühner Diktator, als geschickter Politiker, aber, muß ich hinzusetzen, — als schlechter Republikaner. Er war zu ausschließlich ein Ich, um dienend als Glied sich dem Ganzen anzuschließen.

Eines Abends im Spätherbst 1864 hatte ich Garnier-Pagès gebeten, mich mit einigen seiner Collegen der äußersten Linken bekannt zu machen. Er forderte mich auf, zu diesem Zwecke ihn am nächsten Tage in den couloirs des gesetzgebenden Körpers, im ehemaligen Palais Bourbon, aufzusuchen. Am Meisten lag mir daran, mit Jules Favre zu sprechen, dem früheren Unterstaatssekretär Ledru Rollin's, als dieser im Revolutionsjahre 1848 den Posten eines Ministers des Innern bekleidete; war er es doch gewesen, der von Anfang an in der Kammer das mexikanische Abenteuer bekämpft hatte.

Schon in der Session des Jahres 1862 war von ihm in Gemeinschaft mit den übrigen Mitgliedern der damals nur aus fünf Abgeordneten bestehenden Opposition bei der Diskussion des

Adreßentwurfs ein Amendement eingebracht worden, welches das Bedauern über jene transatlantische Expedition aussprach.

Napoléon III. hatte in der Thronrede vom 27. Januar gesagt:

„Wir würden uns mit Niemandem in Kampf befinden, wenn nicht in Mexiko das Vorgehen einer gewissenlosen Regierung — „d'un gouvernement sans scrupules" — uns gezwungen hätte, uns mit Spanien und England zu vereinigen, um unsere Landsleute zu beschützen und fernere Attentate gegen die Menschlichkeit und das Völkerrecht zu verhindern.

„Aus diesem Conflikt kann indeß nichts hervorgehen, das unser Vertrauen auf die Zukunft zu beeinträchtigen — „altérer" — vermöchte."

Gegen diese optimistische Auffassung ergriff Favre das Wort. Er bemerkte, die Expedition scheine ihm nicht hinlänglich durch das nationale Interesse gerechtfertigt, da es sich um verhältnißmäßig wenig bedeutende Reklamationen handle, und Frankreich, um deren Zahlung zu erlangen, sich genöthigt sehen dürfte, mehrere Hunderte von Millionen und Tausende von Menschen zu opfern.

Favre wußte vermuthlich damals noch gar nicht, wie lächerlich geringfügig die berechtigte französische Geldforderung war. Sie basirte auf einer 1853 mit dem Gesandten Levasseur abgeschlossenen Convention, die ihren Ursprung in den Reklamationen mehrerer in Mexiko wohnender Franzosen hatte, zum größten Theile begründet in der Werthherabsetzung der Kupfermünzen des Landes, und belief sich auf nur 120,000 Pesos, für deren Verzinsung und Amortisirung anfänglich 25 Procent der von französischen Schiffen zu entrichtenden Einfuhrzölle stipulirt waren, zu denen später, nach einem Uebereinkommen mit dem Admiral Penaud, noch 8 Procent der von Schiffen anderer Nationen zu bezahlenden Zölle hinzugefügt worden waren. Trotz der ausdrücklichen Bedingung, daß diese Convention ihren Schutz

nur auf Forderungen auszudehnen haben sollte, welche von ihrem Beginne bis zu ihrem Ende sich in französischen Händen befänden, bemühte sich Dubois de Saligny das Verlangen durchzusetzen, hinsichtlich des Ursprungs der von französischen Unterthanen präsentirten Reklamationen dürfe keine Untersuchung angestellt werden, natürlich um allen möglichen Betrügereien Thor und Thür zu öffnen. Zu den 120,000 Pesos kamen später noch andere kleinere Summen, welche die ganze Schuld auf 190,845 Pesos anwachsen ließen, also auf rund eine Million Francs!

Witzig meinte Felix Pyat in seinem offenen Briefe an „Juarez und seine Freunde":

„In der Gesammtsumme der gegen Mexiko erhobenen Reklamationen repräsentirt Frankreich nur die centimes."

In der That betrug 1861 das Kapital der englischen Schuld 51,208,256 Pesos, das der spanischen 6,383,423 außer den rückständigen Zinsen, deren Abzahlung gleichzeitig mit der der französischen Schuld durch das bald wieder aufgehobene Gesetz vom 17. Juli 1861 auf zwei Jahre suspendirt worden war.

Dagegen hatte Mr. Seward, als Staatssekretair des Aeußern in Washington, jenen drei Cabinetten eine Lehre politischer Würde gebend, dem amerikanischen Gesandten in Mexiko, Mr. Weller, die Instruktion zugehen lassen, der mexikanischen Regierung zu erklären, die Vereinigten Staaten würden jedwede Schuldforderung, die sie etwa an die Republik haben könnten, so lange verschieben, bis das Land vollständig konstituirt, organisirt und pacificirt wäre, da sie volles Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit und den guten Willen seiner Regierung setzten.

Aber Napoléon hatte ja auch von Attentaten gegen die Menschlichkeit gesprochen. Wie sah es nun damit aus?

Gerade die in Mexiko ansässigen Franzosen waren von unserer liberalen Partei, welche sich gern der drei welthistorischen Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 erinnerte, vorzugsweise

geliebt und geachtet. Da blieb dem Gesandten Dubois de Saligny nichts Anderes übrig, als einen Mordversuch gegen sein eigenes geheiligtes Leben zu — erfinden. In Folge eines Sieges, den die Regierungstruppen im Sommer 1861 über eine reaktionäre Bande erfochten hatten, zogen Volkshaufen, jubelnd und jauchzend, Schwärmer abfeuernd und Gewehre losschießend, durch die Straßen der Hauptstadt. Als sie bei Saligny's Hause vorüberkamen, brachten sie dem französischen Volke ein Hoch aus. Bei dieser Gelegenheit drang eine verlorene Kugel in eine Gallerie des Gebäudes, in welcher zufällig der Gesandte spazieren ging, wohlverstanden, ohne ihn zu verletzen. Eine unverzüglich von Amtswegen vorgenommene genaue Untersuchung ergab, daß nicht der mindeste Grund vorlag, an eine böswillige Absicht zu glauben; es wurde sogar von Sachverständigen nachgewiesen, daß die Kugel ihrer Richtung nach Saligny gar nicht hätte treffen können. Trotzdem wurde auch dieser Zufall von Napoléon zu einem casus belli aufgebauscht.

Vornehmlich beunruhigte Favre die Einmischung Frankreichs in die inneren Angelegenheiten eines fremden Landes, eine Einmischung, die, wie er sagte, nach gewissen Gerüchten zu urtheilen, mit dem Umsturz der mexikanischen Republik und der Einsetzung einer Monarchie zu Gunsten eines österreichischen Erzherzogs enden solle. Frankreich lasse sich somit in ein ungerechtes, abenteuerliches und gefährliches Unternehmen ein, bei dem es sogar höchst fraglich sei, ob es auf die aufrichtige Unterstützung der beiden Verbündeten, Spanien und England, werde rechnen können. Also schon im Frühling 1862 fehlte es der französischen Regierung nicht an Warnungen aus den Kreisen der Volksvertreter, und wenn die Warnenden auch nur eine kleine Minorität ausmachten, hat die Geschichte nicht wiederholte Beweise geliefert, daß keineswegs immer das richtigere Verständniß der politischen Lage bei der Mehrheit wohnt?

Schon damals erschien also auch des blonden Maximilian

Candidatur für den in Mexiko aufzurichtenden Kaiserthron gleich einer schwarzen Wolke am Horizont. Gleichzeitig sah man eine ganze hungrige Meute von anderen prinzlichen Bewerbern um jenen Thron auftauchen. Es war die Rede vom Infanten Don Juan, dem Vater Carlos VII., von der Schwester Isabella's II., der Infantin Luisa Fernanda, Gemahlin des Herzogs von Montpensier, den vor seiner Heirath sein Vater, der gute Rechner Louis Philippe, spaßhaft „mon dépensier" zu nennen pflegte, vom Infanten Don Sebastian, vom zweiten Sohne Leopolds I. von Belgien, dem Herzog von Flandern, von einem baierischen Prinzen, vom abgesetzten Großherzog von Toscana, von einem der Brüder des Exkönigs von Neapel und wohl noch von andern. Allerdings standen von Anfang an Maximilian's Aktien am Besten, denn sie wurden poussirt vom Kaiser der Franzosen.

Noch war es aber zu früh, diese Combination einzugestehen.

Billault, Minister ohne Portefeuille und gleichsam das officielle Sprachrohr Louis Napoléons, antwortete auf Favre's Philippika mit einer Aufzählung angeblich in Mexiko gegen französische Unterthanen verübter Gewaltakte — „avanies sans nombre". Die Expedition, sagte er, sei durchaus gefahrlos, die französischen Truppen, welche am 20. Februar Veracruz verlassen, müßten bereits in der Hauptstadt angelangt sein — bekanntlich wurden sie am 5. Mai 1862 von Zaragoza bei Puebla geschlagen und zum Rückzug gezwungen.

Bezüglich der Candidatur Maximilians äußerte er:

„Sind diese Gerüchte wirklich ernst zu nehmen? Französische Officiere sollen bei ihrem Aufbruch nach Mexiko gesagt haben, sie gingen dorthin, um für einen deutschen Prinzen ein Königreich zu gründen. Welchen Werth können solche Auslassungen haben! Trotzdem wurde der englische Botschafter durch dieselben erregt und begab sich zu unserm Minister des Aeußern, der ihm erwiderte: „Das ist nicht der Fall!"

„Cela n'est pas!“ so rief Billault am 13. März 1862 dem gesetzgebenden Körper, Frankreich und der Welt zu. Aber im Auftrage seines Herrn hatte der Mann — gelogen, ebenso wie am 16. April 1849 der damalige Premierminister des Präsidenten Louis Napoléon, Odilon Barrot, gelogen hatte, als er die Erklärung abgab: „Oesterreich verfolgt die Consequenzen seines Sieges zu Novara. Die Idee der französischen Regierung ist nicht, die französische Republik sich am Umsturz der römischen Republik betheiligen zu lassen, sondern nur den Einfluß Frankreichs im Interesse der Sache der Freiheit aufrecht zu erhalten und Italien gegen Oesterreichs Heere zu schützen.“

Man kann nicht oft genug auf solche diplomatischen und officiellen Lügen aufmerksam machen, damit die Völker sich nicht immer von Neuem durch sie täuschen lassen.

Auch bei Gelegenheit der Adreßdebatte der parlamentarischen Session von 1863 hatte die fünfköpfige Opposition folgendes Amendement eingebracht:

„Wir bewundern den Heldenmuth unserer Soldaten, die in Mexiko unter einem mörderischen Klima kämpfen, und wir entsenden ihnen unsere sympathischsten Wünsche; die Sorge um die nationale Ehre darf jedoch eine politische Versammlung nicht abhalten, über ein Unternehmen zu urtheilen, dessen Ursachen sie jetzt zu kennen und dessen Folgen sie vorauszusehen vermag. Frankreichs Streitkräfte dürfen nicht tollkühn — téméraire-ment — in schlecht definirte und abenteuerliche Expeditionen verwickelt werden. Weder unsere Grundsätze noch unsere Interessen riethen uns nachzuforschen, welche Regierung das mexikanische Volk wünsche.“

Wieder war es, neben Picard, Jules Favre, der mit ähnlichen Argumenten wie ein Jahr früher dieses Amendement vertheidigte. Jetzt konnte er mit vollem Rechte sagen, daß durch den Mund Billaults, der 1862 die Candidatur Maximilian's als Fabel zurückgewiesen, die Regierung die Kammer

TAYLOR INST. OXFORD

betrogen habe; ebenso brandmarkte er die Jecker'sche Reklamation und die verspätete Naturalisation dieses Schweizer Banquiers. Was waren dagegen die Schönfärbereien eines Barons Jérome David, was die Vertheidigungsrede Billault's, was dessen Anrufen der „dignité nationale", des „honneur militaire"! Phrasen, Phrasen, nichts als Phrasen! Bei einer so sorgfältig ausgesuchten, fast ausschließlich aus Jasagern, aus Mamelucken zusammengesetzten Volksvertretung verfehlten sie indessen natürlich nicht ihre Wirkung. Favre predigte tauben Ohren; seine Cassandrarufe verhallten unbeachtet. Das Amendement wurde gegen die fünf Stimmen der Deputirten, die es eingebracht hatten, abgelehnt.

Es ist begreiflich, daß ich nach diesen Antecedentien Jules Favre's, schon bevor ich in persönlichen Verkehr mit ihm trat, eine lebhafte Vorliebe für ihn hegte, und wenngleich ich mir nicht verhehlte, daß die Angriffe gegen die französische Regierung, zu welchen die mexikanische Frage ihm einen ebenso bequemen wie willkommenen Anlaß bot, weniger dem Interesse für Mexiko als dem für Frankreich selbst und dem Wunsche, in die napoleonische Politik Bresche zu legen, ihren Ursprung verdankten, so war er nichtsdestoweniger unserer damals halb verlorenen Sache ein schätzenswerther Bundesgenosse. Es drängte mich deshalb, ihm im Namen der mexikanischen Republikaner meinen Dank auszusprechen.

Die Vorstellung in den couloirs des gesetzgebenden Körpers war eine sehr kurze. Favre hatte wiederum zu reden.

„Ich will Sie jetzt nicht länger aufhalten", sagte ich zu ihm, mich verabschiedend. „Wann finde ich Sie am Wenigsten beschäftigt, unbeschäftigt darf ich nicht sagen, um mich länger mit Ihnen über auch für Sie wichtige Gegenstände zu unterhalten?"

„Meine gewöhnliche Empfangsstunde", erwiderte Favre, „ist Nachmittags zwischen vier und fünf. Versuchen Sie es einmal, ob Sie mich dann einigermaßen frei finden. Gelingt es Ihnen

nicht, was wohl möglich ist, so müssen wir eine passendere Zeit ausfindig machen."

1864 in der Mitte der fünfziger Jahre stehend, hatte Favre noch seine volle Manneskraft bewahrt. Er verfügte über ein angenehmes, volltönendes Organ. Seine Beredtsamkeit, die er seit 1830, in welchem Jahre er in seiner Vaterstadt Lyon seine Laufbahn als Advokat begann, um sechs Jahre darauf nach Paris überzusiedeln, in zahllosen, namentlich politischen Prozessen ausgebildet hatte, bewahrte den forensischen Charakter, wie er früher beim französischen Barreau vorherrschte. Sie war mehr akademisch als populär und unterschied sich aus diesem Grunde wesentlich von der Gambetta's, entbehrte aber trotzdem nicht der wahrer Begeisterung für die liberalen Grundsätze entspringenden Wärme. Seine ersten Lorbeeren hatte er 1834 als Vertheidiger des Arbeitervereins „les mutuellistes" gepflückt. Später lenkte sein glänzendes Plaidoyer in der Affaire Orsini von Neuem die Aufmerksamkeit auf ihn. Als Parlamentarier bewies er eine vernichtende Logik, einen beißenden Sarkasmus, eine edle Rücksichtslosigkeit. Sogar politische Gegner vermochten nicht immer den Reizen der Favre'schen Redekunst zu widerstehen. Man erzählt z. B., daß Proudhon, der wahrlich nicht als sein Parteigenosse anzusehen ist, als er 1848, nahe der Tribüne der Nationalversammlung stehend, einer feurigen Ansprache Favre's gelauscht hatte, sich nicht enthalten konnte in wiederholte, laute Ausrufe: „c'est sublime! c'est sublime!" auszubrechen. Auch auf mich, der ich Favre häufig im gesetzgebenden Körper reden gehört habe, brachte er eine ähnliche Wirkung hervor.

Mein Liberalismus war jedoch um manche Nuance röther als der seine. Favre, gleich den meisten übrigen Liberalen, die ihre oppositionelle Vorschule unter der Regierung des „Königs mit dem Regenschirm" durchgemacht hatten, erblickte in der Republik quand même eine Panacée für alle möglichen, auch für die socialen Leiden; die Republik ist indeß, wie ich schon be-

merkte, lediglich eine günstige Vorbedingung, um die unerläßlichen gesellschaftlichen Verbesserungen einzuführen; sie ist ein Mittel zum Zweck, allerdings, wenn richtig angewendet, ein sehr wirksames, nicht aber der anzustrebende Zweck selbst. Auf diesem Standpunkt stand Jules Favre nicht. Er gehörte der Gruppe der Altliberalen an und begriff nur unvollständig die Folgerichtigkeit im Vorgehen der ersten französischen Revolution, so entschieden er sich auch als ihren Anhänger bekannte, welche mit sämmtlichen den früheren monarchischen Zuständen entsprossenen Einrichtungen und Gewohnheiten tabula rasa machen und den ganzen Gesellschaftsteig in neue Formen kneten wollte. Auch hatte Favre sich einzelne Schwankungen vorzuwerfen, z. B. als er 1848 in seiner Eigenschaft als Berichterstatter der Kommission, welche untersuchen sollte, ob Louis Blanc in Anklagezustand zu versetzen sei, sich dafür erklärte.

1864 war er der unbestritten und allgemein anerkannte, allgemein geehrte und geachtete Führer der Unversöhnlichen. Er hatte sogar eine höhere Stufe in der Liebe des freisinnigen Volkes erklommen, als die war, welche er sechszehn Jahre früher nach Ledru Rollin's Flucht als Hauptredner der Bergpartei eingenommen. Der Umstand, daß er 1848 auch eine Zeit lang den Posten des Unterstaatssekretairs im Ministerium des Aeußern bekleidet, kam ihm zu statten, um Napoleon's III. auswärtige Politik einer scharfen Kritik zu unterziehen.

War auch durch die Wahlen vom 31. Mai und 1. Juni 1863, an welchen sich von 10,004,028 eingeschriebenen Wählern 7,290,170 betheiligten, dem ursprünglich winzigen Häuflein der Opposition in beinahe sämmtlichen großen Städten der Sieg zugefallen, wie z. B. Paris in den von ihm zu wählenden neun Abgeordneten ausschließlich Gegner der Regierung in den gesetzgebenden Körper entsandte, so daß jenes Häuflein in Folge hiervon bis auf 35 angewachsen war, so hatte sich darum Favre's parlamentarische Thätigkeit doch nicht vermindert. Er fehlte bei fast

keiner Sitzung der Kammer. Immer noch leitete er in wichtigen Fragen den Angriff. Ohne sichtlich zu ermüden, vermochte er Stunden lang gegen die mannigfachen Mißbräuche der kaiserlichen Regierung zu donnern. Dann verklärte sich förmlich sein sonst merkwürdig unschönes Gesicht. Oft, wenn ich ihn so erblickte, seine vierkantige, große Gestalt zu ihrer ganzen Höhe aufgerichtet, das von wirrem Haar und in der Regel wenig gepflegtem, kurzem Vollbart umrahmte Haupt stolz in den Nacken geworfen, die Rechte, als ob sie Jupiterblitze gegen das feile Abgeordnetengeschmeiß der Majorität schleudern wollte, mit kühner Gesticulation ausgestreckt, dazu die weithin hallende Stimme, welche, wenn er sie zu voller Kraft anschwellen ließ, wie das Gebrüll eines zornigen Löwen klang — so glaubte ich, einer der Helden der ersten französischen Revolution, die von der Höhe des „Berges" herab Frankreich und später der Welt Gesetze vorschrieben, sei wiedererstanden, nur daß Favre eine weicher angelegte Natur und zarten Regungen zugänglicher war als die meisten der montagnards, bis zu dem Grade, daß er sich nicht selten von ihnen beherrschen und das Gefühl lauter sprechen ließ als den Verstand. Eine große Aehnlichkeit besaß er auch mit dem österreichischen Advokaten, Parlamentarier und Minister Giskra, den ich 1873 in Wien kennen lernte, sowohl was seine Lebensschicksale wie sein Auftreten, ja auch was seinen Charakter nach dessen guten und schlechten Seiten anbetrifft.

Neben den Pflichten, die ihm sein Mandat auferlegte, vernachlässigte er keineswegs seine Berufsgeschäfte als vielgesuchter Advokat. Allerdings glich er insofern dem hundertarmigen Riesen der griechischen Mythologie, als er in der Epoche, während welcher ich mit ihm umging, über ein zahlreiches Personal von Hilfsarbeitern verfügte, nur besaß er nicht gleich Briareos auch fünfzig Köpfe. Sein einer mußte genügen, die ganze vielräderige, complicirte Maschine zu lenken.

Außerdem wußte er sich Zeit zu erübrigen, um zu studieren

und juristische wie politische Artikel zu veröffentlichen, für welche er als Redakteur des „Droit" und des „National" sich eine treffliche Schulung angeeignet hatte. Sogar auf dem Felde der schönen Litteratur versuchte er sich und verfaßte mehrere Bluettes, Proverbes und kleine Lustspiele, von denen jedoch, soviel ich weiß, nur äußerst wenige gedruckt worden sind.

Selten ist mir ein so viel beschäftigter Mann vorgekommen, selten habe ich Gelegenheit gehabt, eine so unermüdliche Arbeitskraft zu bewundern.

Wenige Tage nach meiner Vorstellung machte ich den Versuch, Jules Favre in seiner Wohnung zu treffen. Was er vorhergesehen, trat ein. In dem saalartigen, mit grünen Sammetmöbeln versehenen Vorzimmer fand ich, als wäre es das eines Ministers, eine Menge von Personen, fast ausnahmsweise den besseren Ständen angehörend, Herren wie Damen versammelt, die Alle des Augenblicks harrten, das Sanctum des berühmten Rechtsgelehrten betreten zu dürfen. Galonnirte Diener gingen geschäftig auf und ab. In Favre's Bureaux angestellte Advokaten ertheilten im Namen des maître einzelnen Clienten den gewünschten Aufschluß. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen, ein lebhaftes Treiben, ein dumpfes Summen vieler, meist im Flüstertone geführter Unterhaltungen.

Noch immer kam die Reihe nicht an mich. Wenig geübt in der Kunst des Antichambrirens, fuhr ich verstimmt nach Hause.

Am nächsten Morgen jedoch erhielt ich von Favre einen äußerst liebenswürdigen Entschuldigungsbrief.

„Ich dachte es mir gleich", schrieb er mir darin, „daß Sie zu meiner gewöhnlichen Empfangsstunde nicht würden zu mir dringen können. So erlaube ich mir denn, Sie schon jetzt zu meinen intimes zu zählen, und stelle mich Ihnen deshalb zu zwei anderen Tageszeiten zur Verfügung: um ernsthaft über Politik zu reden — des Morgens um halb sechs Uhr in meinem

Arbeitszimmer; um gemüthlich von allem Möglichen zu plaudern, des Abends um halb elf Uhr in meinem Salon."

Früh um halb sechs? Im November? Im langschlafenden Paris? Ich traute meinen Augen kaum, doch da stand es deutlich zu lesen. So opferte ich denn meinen Morgenschlummer, und an einem der nächsten Tage, noch vor fünf Uhr, verließ ich meine in der Avenue de la Motte Piquet, im militärischen Viertel, nahe dem Champ de Mars gelegene Wohnung, um mich von einem Fiacre, Kutscher und Pferd gleich schlaftrunken, nach der wohl eine halbe Stunde entfernten Amsterdamerstraße fahren zu lassen.

Hausflur und Treppenflucht fand ich bereits hell erleuchtet. Ein Diener meldete mich an. Einen Augenblick darauf stand ich vor Jules Favre, der in einen türkischen Schlafrock gehüllt, in seinem prachtvollen, dabei aber sehr wohnlichen, von mehreren Lampen erhellten Studierzimmer am Schreibtische saß. Unmittelbar nachdem ich eingetreten, servirte man den Kaffee, und nun konnten wir, die Cigarre im Munde, ungestört über die mexikanischen Angelegenheiten sprechen.

Ich erhielt ziemlich regelmäßig wahrheitsgetreue Nachrichten aus der unmittelbaren Umgebung des Präsidenten Juarez, auch bisweilen Briefe von diesem selbst, ebenso aus anderen Orten der Republik von Freunden und Gesinnungsgenossen. Ich war somit in der Lage, Favre stets auf dem Laufenden der dortigen Ereignisse zu halten und ihm wegen meiner genauen Kenntniß der Verhältnisse und Personen auf alle seine Fragen die gewünschte Auskunft zu ertheilen.

Derartige Morgenbesuche habe ich ihm manche abgestattet. Bald waren wir uns geistig so nahe getreten, als seien wir durch jahrelange Bekanntschaft mit einander verbunden. Häufig stellte ich ihm, auch der Form nach schon zu fertigen Reden umgearbeitet, die wesentlichsten Mittheilungen, welche mir von drüben zugegangen waren, zusammen, und es machte mich

innerlich lachen, zu sehen, wie er in der Kammer die Regierung und ihre Anhänger, auch seine Collegen von der Opposition, mit seinen aus ihnen unbekannter, sicherer Quelle geschöpften Informationen verblüffte.

Wenn ich nun, was ebenfalls nicht selten geschah, noch am Abend, nachdem ich schon in der Frühe mit ihm zusammengewesen war und am Nachmittag im corps législatif ihn hatte reden hören, seinen Salon betrat, so fand ich ihn, trotzdem er die Anstrengungen eines voll ausgenützten Tages hinter sich hatte, körperlich und geistig so frisch, als ob er sich einem langen dolce far niente hingegeben hätte. Er war der aufmerksamste, heiterste Wirth und verstand es, Lust und Leben um sich zu verbreiten.

In einer dieser interessanten Réunions, dem Sammelplatz vieler politischer, litterarischer und wissenschaftlicher Coryphäen, gelangte zur Feier des Geburtstages seiner jungen, doch schon erwachsenen Tochter, von Dilettanten aufgeführt, ein reizendes Lustspiel zur Aufführung, wenn ich nicht irre, war es das später unter dem Titel „Trait d'union" veröffentlichte, das ihr zu Ehren der aufmerksame Vater gedichtet hatte. Durch das stupide und unmoralische, in Frankreich geltende, nun aber endlich, Dank Naquet's Propaganda, aufgehobene Verbot der Ehescheidung war dieser verhindert worden, deren Mutter, eine von ihrem nominellen Gatten seit Jahren getrennt lebende Frau, vor aller Welt zu seiner Gemahlin zu machen.

Im Frühling 1865 kurz vor meiner Rückreise nach Amerika sah ich Favre zum letzten Male. Wohl hatte er später noch die Genugthuung, seine düstern Prophezeiungen über den Ausgang der mexikanischen Expedition durch die Thatsachen bestätigt zu sehen, ebenso die, dem ruhmlosen Untergange der von ihm so sehr gehaßten napoleonischen Herrschaft beizuwohnen. Aber diese doppelte Genugthuung war keine reine. Immer war es Frankreich, sein von ihm heiß geliebtes Frankreich, welches in Mexiko eine schwere

politische Niederlage erlitten hatte; immer war es wiederum Frankreich, welches, um von seinem Dezemberkaiser befreit zu werden, eine fremde Invasion über sich ergehen lassen und unermeßliche Opfer hatte bringen müssen.

Dazu wollte es Favre's Unstern, daß gerade ihm als Mitglied der Regierung vom 4. September und an die Spitze des Ministeriums des Aeußern gestellt, die schwierige und undankbare Aufgabe zufiel, über den Frieden und die Räumung des Landes mit einem diplomatischen Gegner unterhandeln zu müssen, gegen den noch Niemand hat aufkommen können. Er mußte nothwendig den Kürzern ziehen, er mußte Fiasko machen, einmal weil damals schon die Sache Frankreichs definitiv verloren war, dann weil er gegenüber dem realistischen Grafen Bismarck die Dinge hauptsächlich vom Standpunkte des Gefühls, der Begeisterung, des Enthusiasmus auffaßte. Sein „keinen Zoll breit von unserem Boden, keinen Stein von unseren Festungen" ist eine Aeußerung, die ihn als Patrioten ehrt; sie beweist aber, wie wenig er mit den einmal gegebenen Verhältnissen zu rechnen verstand; sie zeigt, daß er in diesem wichtigen Falle aller staatsmännischen Begabung bar gewesen. Weil er mit seinen Bemühungen, von Deutschland einen für sein Vaterland günstigen Frieden zu erreichen, erfolglos geblieben war, hat man ihn von vielen Seiten, oft auf die unloyalste Weise, angegriffen. Mag er immerhin einen Theil jener und anderer während seiner kurzen Ministerschaft unter Thiers gegen ihn erhobenen Anklagen verdient haben, kein Mensch darf ihm die Anerkennung versagen, daß er in allen Wechselfällen seines reichen politischen Lebens sich als ein aufrichtiger Freund seines Landes, als ein stets gesinnungs- und pflichttreuer Republikaner, dem freilich das volle Verständniß für die berechtigten Forderungen der Neuzeit abging, und im Privatleben trotz der Skandalchronik, die sich ihn zum Stichblatt wählte, als vollkommener Ehrenmann erwiesen hat.

Gern und mit Dankbarkeit denke ich an ihn zurück. Zu Gunsten Mexikos that er in seiner Sphäre, was er vermochte, und persönlich habe ich ihn stets als guten Freund erfunden. Für seinen Ruhm starb er als gebrochener Mann am 20. Januar 1880 — um zehn Jahre zu spät.

Von weiteren Mitgliedern der Opposition lernte ich noch Jules Simon, Ernest Picard und Adolphe Thiers, freilich nur ziemlich oberflächlich, kennen.

Bevor ich Simon besuchte, der damals und, wie ich glaube, auch heute noch, zwar im fünften Stockwerk, doch in einem der vornehmsten Viertel von Paris, am Madeleineplatz wohnte, warf ich noch einmal einen Blick in einige der von ihm verfaßten und meiner Ansicht nach über Gebühr gepriesenen Werke wie „Le devoir", „La religion naturelle", „La liberté de conscience", „La liberté politique", „La liberté civile" und „L'ouvrière", um bezüglich derselben au fait zu sein, falls die Unterhaltung auf sie fallen sollte.

Er empfing mich in seinem reich und geschmackvoll ausgestatteten Arbeitszimmer, an dessen Wänden sich mit prächtig eingebundenen Büchern gefüllte Regale aus Palisanderholz hinzogen. Von stattlicher Figur und vollem, regelmäßigem Gesicht, mit sorgfältig gepflegten Händen und in eleganter Toilette, machte er den Eindruck eines Mannes der besten Gesellschaft; unangenehm hingegen berührte ein air de suffisance, das seine ganze Person ausströmte. In einstudierter Pose an den Kamin von schwarzem Marmor gelehnt, auf welchem, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, seine eigene Broncebüste stand, streckte er mir mit vornehmer Grandezza die Hand zum Willkommen entgegen, ohne jedoch einen Schritt auf mich zuzutreten, ja ohne auch nur seine Stellung zu ändern. Dabei huschte über seine Züge ein schwaches Begrüßungslächeln, um schnell wieder unter dem Ausdruck eines festgefrorenen Dünkels zu verschwinden. Aus allen Poren gleichsam entquoll ihm eine maßlose Eitelkeit.

Den von seiner geistigen Ueberlegenheit überzeugten Professor vermochte er nicht zu verleugnen. Unwillkürlich schweiften bei seinem Anblick meine Erinnerungen zu meinem früheren Direktor von Schulpforta, Dr. Kirchner, zurück, welchen ich im ersten Theile meines Werkes, in dem von Jahn handelnden Abschnitt, als „großmogulhaften, im Gefühle seiner Würde gleich einem Truthahn aufgeblasenen Mann" charakterisirt habe.

Simon sprach langsam und gemessen. Er liebte es, viele Worte zu unterstreichen, um auf deren besondere Wichtigkeit aufmerksam zu machen. Das that er nicht nur in der Kammer, sondern auch in seinem Zimmer. Seine Beredtsamkeit hat man mit Recht als eine „ölige" bezeichnet. Es lag etwas Salbungsvolles in seinem Ton. In einen schwarzen Predigertalar gesteckt und ein Paar weiße Böffchen um den feisten Hals gebunden, hätte er würdig seinen Platz auf der Kanzel einer protestantischen Hofkirche ausgefüllt. Ich bin fast sicher, daß er alle seine Reden sorgfältig ausarbeitete und auswendig lernte, bevor er sie zum Besten gab. Sie waren in der Regel sehr stilvoll, sehr correkt, oft mit Gelehrsamkeit vollgepfropft; mich aber ließen sie immer kühl. Von plötzlich aufbrausender, aus dem Innersten der Seele lavaartig hervorbrechender Leidenschaft nie eine Spur! Auch seine Bücher, die ja manche gute Gedanken enthalten und auf sorgfältige, namentlich philosophische Studien schließen lassen, mißfallen mir, weil die Moral in ihnen zu aufdringlich gepredigt wird, und die in ihnen zu Tage tretende Freisinnigkeit doch gar zu enge Grenzen hat. Alles darin ist geleckt, pedantisch, doktrinär.

Ich leugne jedoch nicht, daß Jules Simon eifrig und bisweilen erfolgreich für die Verbesserung der Lage der Arbeiterinnen eingetreten ist, und daß er durch seine Agitation Vieles zur Förderung des damals in Frankreich sehr im Argen liegenden Volksunterrichts beigetragen hat. Schon in der Nationalversammlung von 1848 waren die auf letzteren bezüglichen Fragen seine Specialdomäne, in der Regierung der nationalen Ver-

theidigung 1870 reservirte er sich das Portefeuille des Unterrichtsministeriums, und unter Thiers bekleidete er bis kurz vor dessen Sturz abermals denselben Posten. Er fand es aber auch mit seinen liberalen Grundsätzen vereinbar, unter Mac Mahon eine Zeit lang den Vorsitz im Ministerium zu übernehmen. Er hatte dieselben einfach so lange in die Tasche gesteckt, ganz wie er früher, bevor er sich in eine Arbeiterversammlung begab, durch seinen Diener die rothe Schleife der Ehrenlegion aus seinem Knopfloch entfernen zu lassen pflegte.

Wie stark er sich übrigens aus Doktrinarismus mit seinen Ansichten verrannte, bewies 1880 sein Auftreten im Senat, wo er auch den geistlichen Congregationen das Recht, Universitäten zu haben, belassen wollte, obwohl er wußte oder doch wissen mußte, daß diese die ihnen gewährte Freiheit ausschließlich dazu verwenden, um den Geist der heranwachsenden Generation in später schwer zu brechende Ketten zu legen, und obwohl in der Sitzung vom 28. Februar jenes Jahres der ultraclericale Lucien Brun in einer vom Geiste Escobars inspirirten Rede keinen Anstand nahm, zu erklären, „der Unterricht gehöre der Kirche; dem Staate nur so weit, als dieser ein Delegirter der Kirche sei." So also befürwortete Simon, Schulter an Schulter mit Broglie, Buffet, Brun und Chesnelong stehend, im Namen der Freiheit die Unterwerfung der Schule unter den Syllabus. Im Grunde ist er ein principienloser Mensch, seine Natur eine zu biegsame und schmiegsame, um eine feste zu sein.

Unser Gespräch bewegte sich mehr auf wissenschaftlichem und litterarischem als auf politischem Felde. Zum Schluß bot er mir ein Empfehlungsschreiben für die Buchhandlung von Hachette an, von dem ich jedoch keinen Gebrauch machte, und lud mich zum Wiederkommen ein, was ich gleichfalls unterließ. Mit dem einen Besuche hatte ich genug.

Den geistreichen, witzigen, jovialen, besonders in Finanzfragen bewanderten Deputirten Picard sah ich nur ab und zu

in der Kammer. Eine hübsche Anekdote ist mir im Gedächtniß geblieben, die mir dieser Hauptbekämpfer der Haußmann'schen Wirthschaft in Paris erzählte:

Madame Haußmann, deren geistige Fähigkeiten auf einem sehr niedrigen Niveau gestanden haben müssen, befand sich eines Tages in einer Gesellschaft. Die Rede fiel auf den neubeschlossenen Durchbruch einer Straße.

„Ach mein armer Mann", klagte sie in ihrer Harmlosigkeit, „kaum hat er sich irgendwo ein paar Häuser gekauft, so erfolgt die Ordre, sie niederzureißen. Da wird er jetzt wieder viel Geld verlieren!"

Bei Adolphe Thiers führte Favre mich ein. Nachdem dieser mehrere Male, bewaffnet mit den neuesten Nachrichten, den interessantesten Mittheilungen, den sensationellsten Enthüllungen aus und über Mexiko im gesetzgebenden Körper erschienen war, um, darauf fußend, wuchtige Anklagen gegen die Ministerbank zu schleudern, fragte ihn eines Tages Thiers, auf welchem Wege er zu jenen Daten gelangt sei. In seiner Antwort bezeichnete Favre mich als seinen Gewährsmann. Die Folge hiervon war, daß Thiers mich bitten ließ, ihn zu besuchen, damit ich auch ihm Aufschluß über die Zustände meines Adoptivvaterlandes und dessen leitende Persönlichkeiten gäbe, zu dem Zweck, sie gegen die Regierung zu verwenden.

Obgleich Thiers, bevor er am 31. Mai 1863 zum Deputirten gewählt wurde, vor seinen Pariser Wählern die Erklärung abgegeben, es sei nicht seine Absicht, das Kaiserreich zu bekämpfen, vielmehr wolle er nur dazu beitragen, die schon einmal abgeänderte Verfassung zu verbessern, und hierdurch selbst viele Imperialisten seiner Candidatur günstig gestimmt hatte, so trat doch der Minister des Innern, Persigny, wie ich an einem anderen Orte kurz angedeutet habe, mittelst eines an die Seine-Präfektur gerichteten und an die Mauern der Hauptstadt angeschlagenen Briefes energisch gegen dieselbe auf.

„Wenn Herr Thiers", hieß es darin, „der Größe des neuen Kaiserreichs seine Huldigung dargebracht und sich der allgemeinen Abstimmung als Freund unserer Institutionen vorgestellt hätte, so würde die Regierung mit Sympathie seinen Wiedereintritt in das öffentliche Leben begrüßt haben: von dem Augenblick aber, daß er sich dazu hergegeben, einer allein aus erklärten Gegnern des Kaiserreichs zusammengesetzten Versammlung der alten Parteien beizuwohnen, um sich zu deren Vorkämpfer aufzuwerfen, hat er selbst die Aufnahme unmöglich gemacht, welche die Regierung bereit gewesen wäre, dem berühmten Geschichtsschreiber des Consulats und des Kaiserreichs angedeihen zu lassen."

Dieses Schriftstück brachte eine den Wünschen des Ministers entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Candidatur Thiers gewann Anhänger auch in den demokratischen Kreisen und triumphirte im zweiten Wahlbezirk von Paris mit großer Majorität. Es blieb nun dem Gewählten, der schon bereit gewesen war, mit dem Staatsstreichler zu pactiren, nichts Anderes übrig, als sich der Opposition anzuschließen. Dadurch wurde er jedoch nicht etwa ein Liberaler. Das ist er sein ganzes Leben hindurch niemals gewesen. Er war immer nur ein Vertreter der specifischen Bourgeoisinteressen, des banausischen juste-milieu, das aber Alles eher denn juste ist; immer nur ein Anhänger der constitutionellen Monarchie, dieser unvernünftigsten und widerspruchvollsten Regierungsform, die es überhaupt giebt, dieses jämmerlichen Zwittergeschöpfs von Volkswillen und Vorrechten der Krone, dieses nutzlosen, zeitraubenden Schaukelspiels der parlamentarischen Parteien, Regierung auf der einen, Opposition auf der andern Seite, beide bemüht, sich gegenseitig das Leben schwer zu machen. Nur unklare politische Denker, nur Verkenner der Unmöglichkeit, principielle Gegensätze zu versöhnen, nur ehrgeizige Minister und Minister-Aspiranten, nur Monarchen, welche zur Kategorie der „rois fainéants" gehören, können Ge-

fallen finden an dem System. In konstitutionell regierten Ländern ist entweder die Stellung des Monarchen oder die der Volksvertreter eine unwürdige, je nachdem jener sich dazu hergiebt, die Rolle einer bloßen Repräsentationspuppe zu spielen, oder diese sich damit begnügen, im Parlament wirkungslose Reden zu halten und sich von der Regierung an die Wand drücken zu lassen, „daß sie quietschen." In diesem Punkte stimme ich völlig mit Auguste Comte überein, der in seiner geistreichen Parallele zwischen der zweiten der drei von ihm angenommenen Stufen in der geschichtlichen Organisation von Staat und Gesellschaft, der metaphysischen, und der constitutionellen Monarchie letztere als Scheinvereinigung von unvereinbaren Principien, Thatsachen und Mächten, die nur kurzen Bestand haben könne, verurtheilt.

Auch später, als in Frankreich die Republik wieder proklamirt und Thiers deren erster Präsident wurde, war er nicht einmal ein aufrichtiger Republikaner du lendemain; in seinem Herzen fuhr er, der 1839 das Schlagwort in die Massen geworfen hatte: „Le roi règne, mais ne gouverne pas", dem die Phrase: „der Herzog von Orleans ist die beste Republik" aus der Seele gesprochen war, er, der frühere, vielfache Minister der Julimonarchie, fort, für das constitutionelle Regime zu schwärmen. Für den vierten Stand besaß er weder Herz noch Verständniß. Er könnte die in Scheffels „Trompeter von Säckingen" vorkommenden Worte gesprochen haben:

„Denn der Große frißt den Kleinen,
Und der Größte frißt den Großen.
Also löst in der Natur sich
Einfach die sociale Frage."

So suchte er sie auch in der Gesellschaft zu lösen. Bei der Niederwerfung der Commune, wo auf seinen Befehl meistentheils Willkür und empörende Grausamkeit an die Stelle der strafenden Gerechtigkeit traten, hat er es bewiesen.

Anerkennung verdient seine Vielseitigkeit, seine concentrirte

Pflege verschiedenartiger Wissenschaften, wenngleich sie nicht immer mit Gründlichkeit Hand in Hand ging.

In unserer Zeit, wo im Vergleich zu der Kürze des Menschenlebens die ars immer mehr longa wird, so daß man schon zufrieden sein muß, auch nur einen kleinen Abschnitt derselben einigermaßen durchforscht zu haben, wo die Theilung der Arbeit auch auf geistigem Gebiete zu einer Zersplitterung in unzählige Fachstudien führt, verschwindet allmälig die Species der Universalgenies, der Polyhistors. Ein Crichton, mit dem Beinamen „der Bewunderungswürdige", wäre heutzutage nicht nur ein Anachronismus, er wäre eine Unmöglichkeit. Demungeachtet giebt es einige wenige, in dieser Hinsicht bevorzugte Menschen, welche die nicht leichte Kunst verstehen, sich in mannigfachen Fächern heimisch zu machen. Gleich der emsigen Biene saugen sie Honig aus Blumen aller Art und eignen sich einen Schatz an, welcher jeden, der nur vorübergehend mit ihnen verkehrt, in Staunen setzen muß.

Zu dieser Klasse von Menschen gehörte Adolphe Thiers. Er war im Stande, de omni re scibili stundenlang mit unerschöpflicher Suade, mit nie ermattender Verve zu sprechen. Wohl mußte man bisweilen zu seinen Auseinandersetzungen, obgleich sie in der Regel von echt gallischem bon sens eingegeben waren, bedenklich den Kopf schütteln; es gelang ihm jedoch fast immer, seine Zuhörer, wenn auch nicht zu überzeugen, so doch zu überreden oder wenigstens zu captiviren. Am Meisten war dies der Fall in der Kammer, wo sogar enragirte Imperialisten oft mühsam die Neigung zurückdrängten, seinen Reden, in welchen er gern die nationale Fiber vibriren machte, Beifall zu spenden.

Thiers besaß eine seltene Schnelligkeit der Auffassung, nebenbei auch das Talent, sich die Früchte fremder Arbeiten, Untersuchungen und Forschungen zu eigen zu machen und bis zu dem Grade zu assimiliren, daß man geneigt war, sie für Schöpfungen

seines eigenen Geistes zu halten. Daß sie es seien, daran zweifelte er selbst keinen Augenblick.

Diese einem Staatsmann unentbehrliche Vielseitigkeit, welcher übrigens eine ziemliche Dosis von Selbstgefälligkeit beigemischt war, verdankte er hauptsächlich dem Umstande, daß er seine ersten Sporen sich im Dienste des Journalismus verdient hatte. Als Mitarbeiter des „Constitutionnel" und Mitbegründer des „National" war er gezwungen gewesen, sich in vielen Sätteln zurecht zu setzen. So vermochte er denn mit Leichtigkeit sich über alle möglichen Themata, häufig ohne lange Vorbereitung, in stets wohlgefügter Rede, nur vielleicht etwas zu breit, zu ergehen und dabei fast immer den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ebenso war er im Stande, mit gleichem Geschick bald das Ministerium des Innern, bald das des Handels, bald das der öffentlichen Bauten, bald das der auswärtigen Angelegenheiten zu leiten. Finanzwesen, Nationalökonomie, Geschichte, nicht zu vergessen Strategie, auf deren Kenntniß er als Historiograph Napoléons I. sich besonders viel zu gut that, sowie Philosophie waren ihm vertraute Gegenstände. Nicht leicht war es ihm nachzuweisen, welchen Quellen er sein Wissen entnommen hatte, denn selbst wo er Informationen über diesen oder jenen ihm zufällig weniger bekannten Punkt heischte, sah sich der Befragte häufig genöthigt, dieselben von ihm entgegenzunehmen, anstatt sie ihm zu geben.

So erging es mir mit ihm.

Pünktlich zur vorher festgesetzten Stunde, Vormittags 10 Uhr, langte ich, von Jules Favre begleitet, in der Wohnung Thiers, auf dem Platz Saint George an. Ich sehe ihn noch vor mir, den kleinen, rundlichen alten Herrn, wie er in braunem, bis oben hinauf zugeknöpften Rock, trotz des weißen Haares, welches seinen Kopf bedeckte, voll jugendlicher Elasticität in seinen Bewegungen, uns einige Schritte entgegenkam und mich mit seinen klugen Eidechsenäuglein musterte, als wollte er mein tiefstes Innere durchdringen. Nachdem Favre mich ihm

mit wenigen Worten vorgestellt, reichte mir Thiers freundlich die Hand zum Gruß und begann dann sofort mit seiner etwas hohen, aber merkwürdig klaren und durchdringenden Stimme, die in parlamentarischen Verhandlungen die lautesten Zwischenrufe übertönte, die Unterhaltung.

In Voraussicht der Fragen, welche er an mich richten könnte, hatte ich mich genügend vorbereitet, um ihm in möglichst knapper Form möglichst viel Wissenswerthes über die damalige Situation Mexiko's zu berichten. Wie sehr erstaunte ich aber, als nach einigen allgemeinen Redensarten er die Beantwortung übernahm!

Wohl zwei Stunden lang sprach er mit nur kurzen Unterbrechungen über den Gegenstand, über welchen er von mir Aufklärung hatte erbitten wollen. Er kannte Alles, er wußte das Meiste, wenn auch nicht immer genau, und ohne auf Details einzugehen, entrollte er ein Bild der mexikanischen Zustände, wie sie sich 1864 in Folge der französischen Intervention und der Thronbesteigung des Erzherzogs Max entwickelt hatten, das der Wirklichkeit ziemlich nahe kam, seine Rede mit witzigen Aperçus, geistreichen Aphorismen, kühnen, doch den Stempel der Wahrscheinlichkeit tragenden Prophezeiungen würzend. Voller Verwunderung, ja ich kann füglich sagen, Bewunderung, lauschte ich seinen Worten, die wie mit einem klingenden Netz mich umspannten und meinen Geist gefangen nahmen.

Zwar versuchte ich ab und zu seine Behauptungen, wenn sie der Wahrheit nicht ganz entsprachen, richtig zu stellen, gegen die politischen Folgerungen, die er aus ihnen ableitete, Einwand zu erheben, aber ich kam nicht dazu. Unaufhaltsam rauschte der Strom seiner Rede fort, und dann that es mir auch leid, ihn zu unterbrechen; er sprach gar so schön. Ich konnte nicht müde werden, ihm zuzuhören. Ueberdies empfand ich einen gewissen Stolz, daß ein so großer Redner wie Thiers für die Bethätigung seiner eminenten rhetorischen Gabe sich als einzigen

Zuhörer mit mir begnügte — auf Favre schien er kaum Rücksicht zu nehmen, denn er richtete seine Worte und Augen ausschließlich an und auf mich. Mir war zu Muthe, als wenn ein berühmter Virtuose mir allein und zu meinem ausschließlichen Genuß seine herrlichsten Phantasien vorspielte. Oder glich vielleicht Thiers jenen koketten Frauen, die glücklich sind, faute de mieux, die entzückten Blicke eines einfachen Arbeiters auf sich zu lenken und nur vor ihm und für ihn pfauengleich ihr Rad zu schlagen?

Nachdem er geendigt, erhob er sich vom Sessel und — dankte mir auf das Verbindlichste für die Belehrung, welche ich ihm habe zu Theil werden lassen. Jules Favre lächelte. Auch mir wurde es schwer, ernst zu bleiben, hatte ich doch während des zweistündigen Besuches keine hundert Worte gesprochen. Das Eigenthümlichste aber war, daß Thiers der Dank von Herzen zu kommen schien. Vielleicht hatte er durch seinen improvisirten Speech sich selbst eine größere Klarheit über die in mancher Beziehung verwickelte und schwierige „mexikanische Frage" verschafft, wie ich nicht selten an mir eine ähnliche Erfahrung gemacht habe. Er vergaß nur, daß ich zu dieser größeren Klarheit wenig oder nichts beigetragen hatte, sondern nur die zufällige Veranlassung gewesen war, daß er sie gewonnen.

Im Gegensatz zu dem großen Schweiger Moltke sollte die Geschichte Thiers den Beinamen des großen Sprechers verleihen.

Die schönste Eigenschaft, die ihn auszeichnete, war seine Vaterlandsliebe. Daß die französische Nation die erste der Welt, war für ihn ein Glaubenssatz. Auch durch die Niederlagen, die Deutschlands Armee ihr beigebracht hatte, wurde Thiers in dieser Ueberzeugung nicht wankend gemacht. Er tröstete sich mit dem post nubila Phoebus und trug bis zu seinem Tode nach Kräften dazu bei, die Wiedergeburt seines Landes vorzubereiten, ebenso wie er gegen Ende des Feldzuges, ohne sich einer per-

sönlichen Gefahr auszusetzen, der er überhaupt thunlichst aus dem Wege ging, sich, freilich vergeblich, bemüht hatte, einen für Frankreich vortheilhaften Waffenstillstand zu erwirken. Den Cosmopolitismus begriff er nicht. Frankreich kam es zu, an der Spitze der Civilisation zu marschieren. Die anderen Völker hatten ihm zu folgen. Er unterschätzte deshalb ihre Vorzüge.

Durchaus ungeeignet war er, den Uebergang seines Landes in dessen neueste Entwicklungsphase zu vermitteln; er diente vielmehr als Hemmschuh. Nachdem er seine Arbeit gethan, die Milliarden-Anleihe abgeschlossen und die Räumung des französischen Gebiets bewerkstelligt hatte, konnte und mußte er gehen.

In der Rede, welche im September 1880 Jules Simon bei der Enthüllung der Thiers in Saint-Germain-en-Laye, seinem Todesorte, gesetzten Bildsäule hielt, pries er als großes Wort das von jenem Staatsmanne gesprochene und vielfach angeführte: „Die Republik wird konservativ sein, oder sie wird nicht sein." Gerade dieses Wort zeigt aber, daß Thiers die heraufkommende neue Zeit nicht mehr begriff. In Frankreich wie überall kann die Republik nur dann auf Fortbestand rechnen, wenn sie stets die Fahne des Fortschritts hoch hält, nie um eine Idee, nie um eine Reform zurückbleibt. Sie darf nicht altern, sie darf nicht ruhen, sie darf also nicht conservativ sein. Unaufhörlich muß man ihr zurufen, wenn sie sich zu ausschließlich dem Cultus der Vergangenheit hingeben will:

„Immer noch zehrst du vom Ruhme, den einst deine Väter erworben?
O, daß dein Lorbeerenbett wandle in Dornen sich dir!"

Mit Thiers ist ein für die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts brauchbarer Mann ins Grab gestiegen; für dessen letzte Hälfte paßte er nicht mehr. — — —

Es war eine bedrängte Zeit, die ich von 1864 bis 1865 durchzumachen hatte, zugleich jedoch eine ungemein interessante,

weil ich während derselben Gelegenheit hatte, mit hervorragenden Persönlichkeiten Umgang zu pflegen und manchen von ihnen freundschaftlich nahe zu treten. Von dem damals in Paris verbrachten Jahre darf ich nicht sagen, daß es für mich ein verlorenes gewesen sei.

„Wenn Herr Thiers", hieß es darin, „der Größe des neuen Kaiserreichs seine Huldigung dargebracht und sich der allgemeinen Abstimmung als Freund unserer Institutionen vorgestellt hätte, so würde die Regierung mit Sympathie seinen Wiedereintritt in das öffentliche Leben begrüßt haben; von dem Augenblick aber, daß er sich dazu hergegeben, einer allein aus erklärten Gegnern des Kaiserreichs zusammengesetzten Versammlung der alten Parteien beizuwohnen, um sich zu deren Vorkämpfer aufzuwerfen, hat er selbst die Aufnahme unmöglich gemacht, welche die Regierung bereit gewesen wäre, dem berühmten Geschichtsschreiber des Consulats und des Kaiserreichs angedeihen zu lassen."

Dieses Schriftstück brachte eine den Wünschen des Ministers entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Candidatur Thiers gewann Anhänger auch in den demokratischen Kreisen und triumphirte im zweiten Wahlbezirk von Paris mit großer Majorität. Es blieb nun dem Gewählten, der schon bereit gewesen war, mit dem Staatsstreichler zu pactiren, nichts Anderes übrig, als sich der Opposition anzuschließen. Dadurch wurde er jedoch nicht etwa ein Liberaler. Das ist er sein ganzes Leben hindurch niemals gewesen. Er war immer nur ein Vertreter der specifischen Bourgeoisinteressen, des banausischen juste-milieu, das aber Alles eher denn juste ist; immer nur ein Anhänger der constitutionellen Monarchie, dieser unvernünftigsten und widerspruchvollsten Regierungsform, die es überhaupt giebt, dieses jämmerlichen Zwittergeschöpfs von Volkswillen und Vorrechten der Krone, dieses nutzlosen, zeitraubenden Schaukelspiels der parlamentarischen Parteien, Regierung auf der einen, Opposition auf der andern Seite, beide bemüht, sich gegenseitig das Leben schwer zu machen. Nur unklare politische Denker, nur Verkenner der Unmöglichkeit, principielle Gegensätze zu versöhnen, nur ehrgeizige Minister und Minister-Aspiranten, nur Monarchen, welche zur Kategorie der „rois fainéants" gehören, können Ge-

fallen finden an dem System. In konstitutionell regierten Ländern ist entweder die Stellung des Monarchen oder die der Volksvertreter eine unwürdige, je nachdem jener sich dazu hergiebt, die Rolle einer bloßen Repräsentationspuppe zu spielen, oder diese sich damit begnügen, im Parlament wirkungslose Reden zu halten und sich von der Regierung an die Wand drücken zu lassen, „daß sie quietschen." In diesem Punkte stimme ich völlig mit Auguste Comte überein, der in seiner geistreichen Parallele zwischen der zweiten der drei von ihm angenommenen Stufen in der geschichtlichen Organisation von Staat und Gesellschaft, der metaphysischen, und der constitutionellen Monarchie letztere als Scheinvereinigung von unvereinbaren Principien, Thatsachen und Mächten, die nur kurzen Bestand haben könne, verurtheilt.

Auch später, als in Frankreich die Republik wieder proklamirt und Thiers deren erster Präsident wurde, war er nicht einmal ein aufrichtiger Republikaner du lendemain; in seinem Herzen fuhr er, der 1839 das Schlagwort in die Massen geworfen hatte: „Le roi règne, mais ne gouverne pas", dem die Phrase: „der Herzog von Orleans ist die beste Republik" aus der Seele gesprochen war, er, der frühere, vielfache Minister der Julimonarchie, fort, für das constitutionelle Regime zu schwärmen. Für den vierten Stand besaß er weder Herz noch Verständniß. Er könnte die in Scheffels „Trompeter von Säckingen" vorkommenden Worte gesprochen haben:

„Denn der Große frißt den Kleinen,
Und der Größte frißt den Großen.
Also löst in der Natur sich
Einfach die sociale Frage."

So suchte er sie auch in der Gesellschaft zu lösen. Bei der Niederwerfung der Commune, wo auf seinen Befehl meistentheils Willkür und empörende Grausamkeit an die Stelle der strafenden Gerechtigkeit traten, hat er es bewiesen.

Anerkennung verdient seine Vielseitigkeit, seine concentrirte

Pflege verschiedenartiger Wissenschaften, wenngleich sie nicht immer mit Gründlichkeit Hand in Hand ging.

In unserer Zeit, wo im Vergleich zu der Kürze des Menschenlebens die ars immer mehr longa wird, so daß man schon zufrieden sein muß, auch nur einen kleinen Abschnitt derselben einigermaßen durchforscht zu haben, wo die Theilung der Arbeit auch auf geistigem Gebiete zu einer Zersplitterung in unzählige Fachstudien führt, verschwindet allmälig die Species der Universalgenies, der Polyhistors. Ein Crichton, mit dem Beinamen „der Bewunderungswürdige", wäre heutzutage nicht nur ein Anachronismus, er wäre eine Unmöglichkeit. Demungeachtet giebt es einige wenige, in dieser Hinsicht bevorzugte Menschen, welche die nicht leichte Kunst verstehen, sich in mannigfachen Fächern heimisch zu machen. Gleich der emsigen Biene saugen sie Honig aus Blumen aller Art und eignen sich einen Schatz an, welcher jeden, der nur vorübergehend mit ihnen verkehrt, in Staunen setzen muß.

Zu dieser Klasse von Menschen gehörte Adolphe Thiers. Er war im Stande, de omni re scibili stundenlang mit unerschöpflicher Suade, mit nie ermattender Verve zu sprechen. Wohl mußte man bisweilen zu seinen Auseinandersetzungen, obgleich sie in der Regel von echt gallischem bon sens eingegeben waren, bedenklich den Kopf schütteln; es gelang ihm jedoch fast immer, seine Zuhörer, wenn auch nicht zu überzeugen, so doch zu überreden oder wenigstens zu captiviren. Am Meisten war dies der Fall in der Kammer, wo sogar enragirte Imperialisten oft mühsam die Neigung zurückdrängten, seinen Reden, in welchen er gern die nationale Fiber vibriren machte, Beifall zu spenden.

Thiers besaß eine seltene Schnelligkeit der Auffassung, nebenbei auch das Talent, sich die Früchte fremder Arbeiten, Untersuchungen und Forschungen zu eigen zu machen und bis zu dem Grade zu assimiliren, daß man geneigt war, sie für Schöpfungen

seines eigenen Geistes zu halten. Daß sie es seien, daran zweifelte er selbst keinen Augenblick.

Diese einem Staatsmann unentbehrliche Vielseitigkeit, welcher übrigens eine ziemliche Dosis von Selbstgefälligkeit beigemischt war, verdankte er hauptsächlich dem Umstande, daß er seine ersten Sporen sich im Dienste des Journalismus verdient hatte. Als Mitarbeiter des „Constitutionnel" und Mitbegründer des „National" war er gezwungen gewesen, sich in vielen Sätteln zurecht zu setzen. So vermochte er denn mit Leichtigkeit sich über alle möglichen Themata, häufig ohne lange Vorbereitung, in stets wohlgefügter Rede, nur vielleicht etwas zu breit, zu ergehen und dabei fast immer den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ebenso war er im Stande, mit gleichem Geschick bald das Ministerium des Innern, bald das des Handels, bald das der öffentlichen Bauten, bald das der auswärtigen Angelegenheiten zu leiten. Finanzwesen, Nationalökonomie, Geschichte, nicht zu vergessen Strategie, auf deren Kenntniß er als Historiograph Napoléons I. sich besonders viel zu gut that, sowie Philosophie waren ihm vertraute Gegenstände. Nicht leicht war es ihm nachzuweisen, welchen Quellen er sein Wissen entnommen hatte, denn selbst wo er Informationen über diesen oder jenen ihm zufällig weniger bekannten Punkt heischte, sah sich der Befragte häufig genöthigt, dieselben von ihm entgegenzunehmen, anstatt sie ihm zu geben.

So erging es mir mit ihm.

Pünktlich zur vorher festgesetzten Stunde, Vormittags 10 Uhr, langte ich, von Jules Favre begleitet, in der Wohnung Thiers, auf dem Platz Saint George an. Ich sehe ihn noch vor mir, den kleinen, rundlichen alten Herrn, wie er in braunem, bis oben hinauf zugeknöpften Rock, trotz des weißen Haares, welches seinen Kopf bedeckte, voll jugendlicher Elasticität in seinen Bewegungen, uns einige Schritte entgegenkam und mich mit seinen klugen Eidechsenäuglein musterte, als wollte er mein tiefstes Innere durchdringen. Nachdem Favre mich ihm

mit wenigen Worten vorgestellt, reichte mir Thiers freundlich die Hand zum Gruß und begann dann sofort mit seiner etwas hohen, aber merkwürdig klaren und durchdringenden Stimme, die in parlamentarischen Verhandlungen die lautesten Zwischenrufe übertönte, die Unterhaltung.

In Voraussicht der Fragen, welche er an mich richten könnte, hatte ich mich genügend vorbereitet, um ihm in möglichst knapper Form möglichst viel Wissenswerthes über die damalige Situation Mexiko's zu berichten. Wie sehr erstaunte ich aber, als nach einigen allgemeinen Redensarten er die Beantwortung übernahm!

Wohl zwei Stunden lang sprach er mit nur kurzen Unterbrechungen über den Gegenstand, über welchen er von mir Aufklärung hatte erbitten wollen. Er kannte Alles, er wußte das Meiste, wenn auch nicht immer genau, und ohne auf Details einzugehen, entrollte er ein Bild der mexikanischen Zustände, wie sie sich 1864 in Folge der französischen Intervention und der Thronbesteigung des Erzherzogs Max entwickelt hatten, das der Wirklichkeit ziemlich nahe kam, seine Rede mit witzigen Aperçus, geistreichen Aphorismen, kühnen, doch den Stempel der Wahrscheinlichkeit tragenden Prophezeiungen würzend. Voller Verwunderung, ja ich kann füglich sagen, Bewunderung, lauschte ich seinen Worten, die wie mit einem klingenden Netz mich umspannten und meinen Geist gefangen nahmen.

Zwar versuchte ich ab und zu seine Behauptungen, wenn sie der Wahrheit nicht ganz entsprachen, richtig zu stellen, gegen die politischen Folgerungen, die er aus ihnen ableitete, Einwand zu erheben, aber ich kam nicht dazu. Unaufhaltsam rauschte der Strom seiner Rede fort, und dann that es mir auch leid, ihn zu unterbrechen; er sprach gar so schön. Ich konnte nicht müde werden, ihm zuzuhören. Ueberdies empfand ich einen gewissen Stolz, daß ein so großer Redner wie Thiers für die Bethätigung seiner eminenten rhetorischen Gabe sich als einzigen

Zuhörer mit mir begnügte — auf Favre schien er kaum Rücksicht zu nehmen, denn er richtete seine Worte und Augen ausschließlich an und auf mich. Mir war zu Muthe, als wenn ein berühmter Virtuose mir allein und zu meinem ausschließlichen Genuß seine herrlichsten Phantasien vorspielte. Oder glich vielleicht Thiers jenen koketten Frauen, die glücklich sind, faute de mieux, die entzückten Blicke eines einfachen Arbeiters auf sich zu lenken und nur vor ihm und für ihn pfauengleich ihr Rad zu schlagen?

Nachdem er geendigt, erhob er sich vom Sessel und — dankte mir auf das Verbindlichste für die Belehrung, welche ich ihm habe zu Theil werden lassen. Jules Favre lächelte. Auch mir wurde es schwer, ernst zu bleiben, hatte ich doch während des zweistündigen Besuches keine hundert Worte gesprochen. Das Eigenthümlichste aber war, daß Thiers der Dank von Herzen zu kommen schien. Vielleicht hatte er durch seinen improvisirten Speech sich selbst eine größere Klarheit über die in mancher Beziehung verwickelte und schwierige „mexikanische Frage" verschafft, wie ich nicht selten an mir eine ähnliche Erfahrung gemacht habe. Er vergaß nur, daß ich zu dieser größeren Klarheit wenig oder nichts beigetragen hatte, sondern nur die zufällige Veranlassung gewesen war, daß er sie gewonnen.

Im Gegensatz zu dem großen Schweiger Moltke sollte die Geschichte Thiers den Beinamen des großen Sprechers verleihen.

Die schönste Eigenschaft, die ihn auszeichnete, war seine Vaterlandsliebe. Daß die französische Nation die erste der Welt, war für ihn ein Glaubenssatz. Auch durch die Niederlagen, die Deutschlands Armee ihr beigebracht hatte, wurde Thiers in dieser Ueberzeugung nicht wankend gemacht. Er tröstete sich mit dem post nubila Phoebus und trug bis zu seinem Tode nach Kräften dazu bei, die Wiedergeburt seines Landes vorzubereiten, ebenso wie er gegen Ende des Feldzuges, ohne sich einer per-

sönlichen Gefahr auszusetzen, der er überhaupt thunlichst aus dem Wege ging, sich, freilich vergeblich, bemüht hatte, einen für Frankreich vortheilhaften Waffenstillstand zu erwirken. Den Cosmopolitismus begriff er nicht. Frankreich kam es zu, an der Spitze der Civilisation zu marschieren. Die anderen Völker hatten ihm zu folgen. Er unterschätzte deshalb ihre Vorzüge.

Durchaus ungeeignet war er, den Uebergang seines Landes in dessen neueste Entwicklungsphase zu vermitteln; er diente vielmehr als Hemmschuh. Nachdem er seine Arbeit gethan, die Milliarden-Anleihe abgeschlossen und die Räumung des französischen Gebiets bewerkstelligt hatte, konnte und mußte er gehen.

In der Rede, welche im September 1880 Jules Simon bei der Enthüllung der Thiers in Saint-Germain-en-Laye, seinem Todesorte, gesetzten Bildsäule hielt, pries er als großes Wort das von jenem Staatsmanne gesprochene und vielfach angeführte: „Die Republik wird konservativ sein, oder sie wird nicht sein." Gerade dieses Wort zeigt aber, daß Thiers die heraufkommende neue Zeit nicht mehr begriff. In Frankreich wie überall kann die Republik nur dann auf Fortbestand rechnen, wenn sie stets die Fahne des Fortschritts hoch hält, nie um eine Idee, nie um eine Reform zurückbleibt. Sie darf nicht altern, sie darf nicht ruhen, sie darf also nicht conservativ sein. Unaufhörlich muß man ihr zurufen, wenn sie sich zu ausschließlich dem Cultus der Vergangenheit hingeben will:

„Immer noch zehrst du vom Ruhme, den einst deine Väter erworben?
O, daß dein Lorbeerenbett wandle in Dornen sich dir!"

Mit Thiers ist ein für die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts brauchbarer Mann ins Grab gestiegen; für dessen letzte Hälfte paßte er nicht mehr. — — —

Es war eine bedrängte Zeit, die ich von 1864 bis 1865 durchzumachen hatte, zugleich jedoch eine ungemein interessante,

weil ich während derselben Gelegenheit hatte, mit hervorragenden Persönlichkeiten Umgang zu pflegen und manchen von ihnen freundschaftlich nahe zu treten. Von dem damals in Paris verbrachten Jahre darf ich nicht sagen, daß es für mich ein verlorenes gewesen sei.

Karl Heinzen.

Endlich, im Sommer des Jahres 1865, war ich im Stande, Paris zu verlassen, um meinen Rückmarsch nach Mexiko anzutreten. Meine Mittel reichten jedoch nur so weit, die erste Etappe zurückzulegen, d. h. bis nach New-York zu gelangen.

Unvorsichtigerweise hatte ich mich durch einen Agenten bereden lassen, auf einem der von Liverpool abgehenden englischen Dampfer Passage zu nehmen. Während der ganzen Ueberfahrt sollte ich es zu bereuen haben. Jedem Reisenden, der sich nach den Vereinigten Staaten oder nach Westindien und Mexiko begiebt, rathe ich entschieden, den Schiffen der Hamburger Linie, den von Bremen abfahrenden des Lloyd oder den französischen der Compagnie transatlantique mit den Häfen Havre und Saint Nazaire als Ausgangspunkt, welche ich sämmtlich aus eigener Erfahrung kenne, den Vorzug zu geben. Alles auf ihnen ist besser und comfortabler, die Mannschaft vom Kapitain herab bis zum letzten Schiffsjungen gebildeter, höflicher und entgegenkommender.

Ich muß allerdings eingestehen, daß ich im Allgemeinen kein Freund der angelsächsischen Race bin, ohne indeß ihre vielfachen Vorzüge, namentlich ihre in der go ahead-Theorie wurzelnde unermüdliche Thatkraft zu verkennen. Es heißt wohl, man brauche selbst den vornehmen Russen nur zu kratzen, damit der Tatare zum Vorschein komme. Bei vielen Engländern und

Yankees genügt es, sie mit irgend welchen Spirituosen innerlich anzufeuchten, eine Operation, die sie mit besonderer Vorliebe an sich selbst vornehmen, und sofort wirst Du sie sich in ihrer ganzen angeborenen Brutalität entpuppen sehen. Häufig ist dazu nicht einmal eine solche Anfeuchtung nöthig. Ihr Mangel an Idealismus, ihr geringes künstlerisches Verständniß, ihre Unfähigkeit, zu singen oder auch nur sich wahrhaft für Musik zu begeistern — der von ihnen zur Schau getragene Enthusiasmus für berühmte Sänger, Sängerinnen und Virtuosen ist nichts als Modesache und gehört zum rein äußerlich guten Ton — machen sie mir antipathisch, nicht zu sprechen von ihrem steifen Wesen, ihren, namentlich was Religion anbetrifft, conservativen Ideen, ihrer maßlosen Selbstsucht und der verletzenden Ueberhebung über alle anderen Nationen, die sich charakteristisch auch darin kundgiebt, daß sie ihr liebes Ich stets mit großem Buchstaben schreiben, es gern an die Spitze des Satzes stellen und unnöthig oft wiederholen, so daß aus ihrer Rede unaufhörlich das breite Ai (J) hervorklingt. Ein betrunkener Russe, auch wenn er den niederen Ständen angehört, zeigt sich gemeiniglich gutmüthig, er geht sogar so weit, Dich zu umarmen und zu küssen, was freilich ebenfalls lästig fällt; ein betrunkener Goddammer hingegen, sei er selbst von der besten Gesellschaft, wird leicht ausfallend, schlägt gern Alles um sich her in Stücke und ist jeden Augenblick bereit, sich die Rockärmel aufzuschlagen und Dir in Boxerstellung herausfordernd gegenüberzutreten. Angenehmer sind mir die Engländerinnen und Amerikanerinnen, schon ihrer dem Ohre wohlthuenderen Aussprache des Englischen und ihrer feineren Manieren wegen; außerdem sind die letzteren im Allgemeinen entschieden gebildeter als die Männer, weil diese von Jugend an Geld machen müssen. Am Unerträglichsten zeigen die Angelsachsen sich auf Reisen; liebenswürdiger sind sie im eigenen Lande.

Die wenigen Lieder in englischer Sprache, einige irische und schottische ausgenommen, sind melodienlos, von hornpipe-artigem,

klapperndem Rythmus, während die Gesänge des russischen Volks mit ihren weichen, melancholischen Tönen sich Dir in's Herz hineinstehlen. Welch' ein Unterschied z. B. zwischen dem „rule Britannia, rule the waves, Britains never shall be slaves", oder gar dem niggerhaften Yankee-doodle und der ergreifenden russischen Nationalhymne und dem „rothen Sarafan"! Ebensowenig halten jene einen Vergleich aus mit den reizenden, pikanten mexikanischen Melodien, gar nicht zu reden von den herzigen deutschen Volksliedern.

Wenn die Verse:

„Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder" —

Wahrheit enthalten, so ist es nicht gerathen, unter Engländern und Yankees Platz zu nehmen. Dennoch mußte ich es an Bord zwei Wochen lang in ihrer um so ungemüthlicheren Gesellschaft aushalten, als wegen der Schwierigkeit, einander auszuweichen, es kaum möglich war, sich ihr zu entziehen.

Nun, Alles nimmt ein Ende; auch die Fahrt über den atlantischen Ocean ging vorüber. Ich aber war froh, als wir bei Sandy Hook vorbei zwischen den Forts Hamilton und Richmond in den prachtvollen Hafen der Empire City hineindampften, wo ich sicher war, Freunde und Landsleute anzutreffen.

Damals befand sich nämlich in New-York eine große Menge von Mexikanern. Aus dem einen oder dem anderen Grunde unfähig, persönlich die Waffen gegen die auf dem Vaterlande lastende Fremdherrschaft zu ergreifen, und doch nicht gewillt, sie über sich ergehen zu lassen, hatten sie, in der sichern Erwartung eines baldigen Umschwungs der Dinge, eine zeitweilige freiwillige Verbannung vorgezogen. Sie bildeten in jener Stadt eine förmliche mexikanische Colonie, gerade wie später und bis auf den heutigen Tag die aus ihrer Heimathsinsel ausgewanderten Cubaner New-York zu ihrem Hauptquartier ausersehen haben, um von dort aus für die von ihnen ange-

ſtrebte Unabhängigkeit der „Perle der Antillen“ zu wirken oder wenigſtens ſich vor dem unerträglichen Drucke des ſpaniſchen Colonialjochs zu retten. Auch die Familie unſeres Präſidenten lebte ſeit Mitte 1863 daſelbſt in beſcheidener Zurückgezogenheit, und ich hatte häufig Gelegenheit, deſſen ebenſo ſchöne wie liebenswürdige Gemahlin, Doña Margarita de Maza, in ihrem Hauſe zu beſuchen.

Die Union war der einzige Staat, der nach wie vor die Republik Mexiko und deren legitimen Präſidenten Benito Juarez anerkannte. In Waſhington reſidirte ein mexikaniſcher Geſandter, der begabte und geſchickte Matias Romero, gleich Juarez aus dem Staate Oaxaca gebürtig und früher Privatſekretär des Erſteren, der nämliche, welcher, nachdem er mehrere Male das Portefeuille der Finanzen inne gehabt, auch heute wieder als Vertreter der Republik bei der Regierung des „weißen Hauſes“ beglaubigt iſt. In New-York ſelbſt hatten wir einen Generalconſul, Juan N. Navarro, ebenfalls aus Oaxaca, der urſprünglich Militärarzt, ſich in ſeinem Berufe während der Belagerung von Puebla durch Forey rühmlichſt ausgezeichnet und wegen ſeiner profeſſionellen Tüchtigkeit ſogar beim Feinde die verdiente Würdigung gefunden hatte. Auch Navarro bekleidet immer noch den nämlichen Poſten. An dieſen beiden patriotiſchen Männern fanden wir Flüchtlinge einen, allerdings nur moraliſchen Halt, einen materiellen vermochten ſie uns zunächſt nicht zu gewähren, denn ſie ſelbſt ſahen ſich häufig, wie man in Mexiko ſagt, der cuarta pregunta gegenüber, wörtlich der vierten Frage, d. h. in übertragenem Sinne, der Geldfrage, der Frage, wie ſie ſich die erforderlichen Summen zu verſchaffen vermöchten, um die mit ihrer amtlichen Stellung verbundenen Ausgaben zu beſtreiten. Aus Chihuahua und Paſo del Norte konnte die ſich ſtets in finanzieller Bedrängniß befindende Regierung ihnen nur ſporadiſch ihre Gehälter zugehen laſſen.

Die in New-York weilenden Mexikaner, durchgehends An-

hänger der liberalen Partei, also Republikaner, hatten sich zu einem Club organisirt, dessen Hauptaufgabe darin bestand, zu Gunsten der vaterländischen Sache auch aus der Ferne nach Kräften zu arbeiten. Von diesem Club wurden wir aus Frankreich zurückgekehrte, unserer Fahne treu gebliebene, ehemalige Kriegsgefangene auf das Ehrenvollste empfangen und begrüßt. Außerdem händigte Jedem von uns der Sekretär des Clubs im Namen desselben ein unsere Dienste anerkennendes Dokument ein, das sich heute noch unter meinen Papieren befindet.

In deutscher Uebersetzung lautet es, wie folgt:

„Der mexikanische Club in New-York hat beschlossen, ein Dankvotum zu ertheilen den tapferen und loyalen Officieren des wohlverdienten Ostheeres, welche, nachdem sie mit den Waffen in der Hand in der Stadt Zaragoza" (Puebla) „die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes vertheidigt, die nöthige Festigkeit besaßen, dem unwürdigen moralischen Zwange des Kaisers der Franzosen zu widerstehen und lieber die Verbannung und das Elend mit allen seinen Schrecken erduldeten, als daß sie das Joch anerkannten, welches die fremden Bajonette Mexiko aufzuerlegen trachten.

„Indem wir diese Pflicht der Dankbarkeit und der Vaterlandsliebe erfüllen, haben wir die Ehre, Sie unserer Hochachtung und ganz besonderen Werthschätzung zu versichern.

„Unabhängigkeit und Freiheit. New-York im Sommer 1865.

Benito Quijano, Präsident.

Cipriano Robert, Sekretär.

An den Obersten, Bürger Carlos von Gagern."

Verhältnißmäßig klein ist die Anzahl derjenigen Officiere, welchen ein solches Schriftstück zugestellt wurde. Ich bin stolz, zu ihnen zu gehören. Auch darf man mir keinen Vorwurf daraus machen, daß ich dieser mir gewordenen Auszeichnung Erwähnung thue. Wer seine eigenen Fehler und Irrthümer offen

eingesteht, hat zweifellos das Recht, auch von den Anerkennungen zu sprechen, die ihm seitens seiner Mitbürger oder von anderen Personen im Laufe des Lebens zu Theil wurden. Ueberhaupt hasse ich die von der „guten Sitte" geforderte heuchlerische Bescheidenheit, auch eine der „conventionellen Lügen der Culturmenschheit", wie sie Max Nordau in seinem neuesten Werke mit kühner Rücksichtslosigkeit an den Pranger gestellt hat. Sie entstammt jener entsetzlichen Epoche, in welcher wenige Privilegirte über eine ungeheuere recht- und willenlose, in Demuth ersterbende Menschenheerde unbeschränkt verfügten, jener Epoche, die in Spanien die ganze Pflicht des Bürgers in der kurzen Vorschrift zusammenfaßte: „al rey y á la inquisicion — chiton!" — dem König und der Inquisition gegenüber sei still —, jener Epoche schmachvoller Selbsterniedrigung, die, mag immerhin der Dichter von „Männerstolz vor Königsthronen" singen, in vielen Ländern der Erde bis in die heutige Zeit hinein dauert. Wie herrlich, wie edel klingt dagegen die Rede der alten Griechen: εὔχομαι εἶναι — ich schmeichle mir, der zu sein, der ich bin!

Im April 1868 erschien in einer mexikanischen Zeitung, „El Boletin republicano", unter der Ueberschrift: „Eine ehrenvolle Seite" ein Leitartikel, in dem die Geschichte unserer Kriegsgefangenschaft ausführlich erzählt, die uns von der französischen Regierung vorgelegte Verpflichtungsformel abgedruckt, und die namentliche Liste derjenigen Officiere, welche ihre Unterschrift verweigert hatten, veröffentlicht wurde.

Jene Formel hatte in deutscher Uebersetzung folgenden Wortlaut:

„Ich, Endesunterzeichneter, früherer Officier der mexikanischen Armee, verpflichte mich auf meine Ehre, für den Fall, daß ich durch die Gnade Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen meine Freiheit erlangen sollte, niemals, durch kein Mittel, welch' immer es sei, die französische Intervention in Mexiko zu be-

kämpfen und mich von jedem politischen Versuch, die in jenem Lande aufgerichtete Regierung zu schädigen, fern zu halten."

In der erwähnten Liste figurirten 7 Generale, 15 Obersten, darunter ich, 12 Oberstlieutenants, 29 Majore, 21 Hauptleute, 19 Oberlieutenants, 3 Unterlieutenants und 4 Militärbeamte — 110 im Ganzen von über 500 gefangenen Officieren!

Nach der Anciennetät hatte General Epitacio Huerta die Vertretung der Treugebliebenen übernommen. In dieser Eigenschaft wandte er sich officiell schon von Frankreich aus an Matias Romero und erbat für uns, nachdem er die Sachlage auseinandergesetzt, die Anweisung von Geldmitteln. Er erzielte jedoch — faute de quoi — nicht den geringsten Erfolg. Diejenigen von uns, welche sich nach Spanien begeben und im Hafenplatz San Sebastian vorübergehend ihren Wohnsitz aufgeschlagen, hatten noch härtere Zeiten durchzumachen als ich persönlich. Erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten konnten sie die Ueberfahrt nach New-York bewerkstelligen. Es war somit nur ein Akt der Gerechtigkeit, daß unsere Landsleute uns dort in so ehrenvoller Weise empfingen.

Eines der würdigsten, thätigsten und hervorragendsten Mitglieder des „mexikanischen Clubs in New-York" war mein alter Freund Francisco Zarco. Da er den größten Theil seines Lebens am Schreibtisch zugebracht hatte, sowohl als Chefredakteur der ältesten Zeitung von Mexiko „Das neunzehnte Jahrhundert", wie als Verfasser mehrerer politischer Werke, unter anderen der 1857 erschienenen, zwei Bände starken, eingehenden „Geschichte des constituirenden Congresses von 1856 und 1857", aus dem unsere heutige liberale Verfassung hervorgegangen ist, und in welchem Zarco seinen Geburtsstaat Durango vertrat, vorübergehend auch als Minister des Aeußern, so war damals schon seine Gesundheit sehr geschwächt. Ich war glücklich, ihn wiederzusehen. Ebenso freundschaftlich, wie ich ihm entgegenkam, begrüßte er mich, und wir verkehrten viel miteinander. Einen Theil unserer

unfreiwilligen Muße verwendeten wir, indem ich ihm Unterricht in meiner Muttersprache ertheilte. Nach Mexiko heimgekehrt, übernahm er von Neuem die Leitung des „Siglo XIX.“, auch ich schrieb abermals Leitartikel für sein Blatt. Im Herbst des Jahres 1869 vertheidigte er als Abgeordneter in einer zweistündigen meisterhaften Rede vor dem Congreß die Giltigkeit meines, von der Regierung des Präsidenten Juarez unter dem Vorwand, daß ich mich damals, wie ich schon berichtet habe, in militärischer Haft befand, angefochtenen Mandats als Vertreter des Distrikts Chicontepec im Staate Veracruz. Das war seine letzte oratorische, seine letzte politische Leistung überhaupt. Bald darauf schloß er für immer die Augen. Ich hatte nur die traurige Genugthuung, ihm kurz vor seinem Tode noch einma herzlich die Hand zu drücken. Natürlich betheiligte ich mich als wahrhaft Leidtragender an dem prächtigen Begräbniß, das auf Staatskosten für ihn ausgerüstet war. Wie Zarco gelebt, so starb er, unverrückt bis zum letzten Moment festhaltend an seinen freisinnigen politischen Ansichten und ohne auch nur um einen Finger breit von seinen antireligiösen Grundsätzen abzuweichen. Hartnäckig weigerte er sich, den sogenannten „geistlichen Beistand“ und die „Wegzehrung“ zu empfangen. Kein Tonsurirter durfte seinem Sterbebette sich nahen. Auch auf dem Leichenzuge glänzte, auf des Verstorbenen ausdrücklichen Wunsch, der Clerus durch seine Abwesenheit.

Vielleicht ist es angezeigt, hier eine Bemerkung betreffs des soeben von mir gebrauchten Beiworts „antireligiös“ einzuschalten.

Für neue Begriffe pflegen anfänglich congruente Worte zu fehlen. Man sieht sich gezwungen, aus dem Schatze der bereits bestehenden möglichst analoge dafür zu wählen, obwohl man sehr gut weiß, daß sie jenen zu keinem genauen Ausdruck zu verhelfen vermögen. Hierdurch werden aber nicht selten Mißverständnisse erzeugt. Schlimm genug schon, daß wir bisweilen, durch die sprachliche Gewohnheit beherrscht, Redensarten gebrauchen,

welche mit unseren Ansichten in direktem Widerspruch stehen. Hören wir doch nicht selten aus dem Munde eines bewußten Atheisten Ausrufe wie: „Gott sei Dank", „Ach Herr Jesus" oder dergleichen! Jedermann ist jedoch überzeugt, daß in diesem Falle es sich eben nur um Redensarten handelt. Gefährlicher ist die oben erwähnte gewaltsame Anpassungsmethode. Aus Mangel an völlig entsprechenden neuen Bezeichnungen fahren wir fort, alte, weniger entsprechende anzuwenden. Gegner des Dualismus im Makrokosmos wie im Mikrokosmos sprechen z. B. noch häufig von Leib und Geist, als ob beide nicht ein untheilbares Ganze bildeten. Etwas Aehnliches geschieht mit dem Worte „Religion".

So unrichtig auch die bekannte Etymologie des Lactancius sein mag, der Religion von religare, verbinden, herleitet, anstatt der richtigen, von Cicero gegebenen Ableitung zu folgen, nämlich von religere, etwas wiederholt überlegen und in Betracht ziehen, der allgemeine Sprachgebrauch hat nun einmal die erstere angenommen. Religion ist demnach die Beziehung zwischen der sinnlichen und der sogenannten übersinnlichen Welt, das Band, welches den Menschen an Gott, die Erde an den Himmel knüpft. In den christlichen Katechismen wird die Frage: „Was ist Religion?" beantwortet: „Religion ist die Art und Weise, Gott zu erkennen und zu verehren."

Nach und nach haben aber Viele sich daran gewöhnt, dem Worte Religion einen anderen, weiteren und darum falschen Begriff unterzulegen, nach Schiller's Vorbild, der in dem bekannten Distichon sagt:

„Fragst Du mich, welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

In diesem Sinne nannten und nennen sich Gemeinden, welche jedem positiven Glauben den Rücken gewandt haben, irrthümlich „freireligiöse". Sie dürfen es nur, wenn man die etwas gezwungene Auslegung zulassen will: frei von jedweder

Religion. Ich halte es deshalb für passender, für jenen Begriff das Wort „antireligiös“ zu gebrauchen, wie ich es mit Bezug auf Zarco gethan habe.

Noch einen andern, viel älteren Freund traf ich 1865 in New-York, Dr. Adolf Douai, einen der wenigen Menschen, mit dem ich mich Du nenne. Ich bin stets sehr sparsam mit dieser Freundschaftsbezeugung gewesen, besitze überhaupt sogenannte „Freunde“ nur in geringer Anzahl, nach dem Spruche des Seneka: „amici satis sunt pauci, satis est unus, satis est nullus“ — wenige Freunde genügen, einer genügt, man kann selbst dieses entrathen. Leicht wird nämlich durch eine sich auf wenige oder eine Person erstreckende starke Zuneigung, die denn nothwendig etwas Ausschließliches annimmt, die allgemeine Menschenliebe beeinträchtigt.

Douai wirkte als Sprecher der freien Gemeinde in Altenburg zur nämlichen Zeit, als ich in gleicher Eigenschaft in Zeitz wohnte. Damals schlossen wir unseren auf Uebereinstimmung der Gesinnung und Ansichten gegründeten Freundschaftsbund, der trotz wiederholter und vieljähriger Trennungen auch heute noch in Kraft besteht. Bei den Verfolgungen, denen wir seitens unserer Regierungen ausgesetzt waren, flüchtete ich nicht selten zeitweise nach Altenburg, oder Douai kam zu mir herüber, um in meinem Hause eine provisorische Zufluchtsstätte zu suchen. Zum Glück lag die Grenze nahe. Auch war man zu Anfang der fünfziger Jahre als politischer Verbrecher im „fremden“ Lande wenigstens eine Zeit lang sicher vor der heiligen Hermandad des eigenen, und jeder thüringische Kleinstaat galt ja als solch' ein „fremdes“ Land. Die damalige Zersplitterung Deutschlands brachte uns Beiden also zum Mindesten diesen Vortheil.

Einige Monate früher als ich sah Douai sich zur Auswanderung nach der neuen Welt gezwungen; die Manteuffelei dehnte von Preußen aus ihren verderblichen Einfluß allmälig

auch auf die kleinen Nachbarländer aus. Er ging zunächst nach Texas, begleitet von seiner Frau, einer geborenen von Beust, nahen Verwandten des gleichnamigen Ministers. Nach manchen schlimmen Erfahrungen wurde er Direktor der deutsch-amerikanischen höheren Schule in Hoboken und, wie gesagt, Sprecher der ebenfalls von ihm daselbst geschaffenen freien Gemeinde. In dieser Doppelstellung befand er sich, als ich ihn 1865 wiedersah.

Man bemüht sich neuerdings in Deutschland, das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei denjenigen seiner Söhne wachzurufen, welche durch materielle oder geistige Noth gezwungen wurden, sich in der Fremde ein neues Heim zu gründen. Leider werden aber die Besten unter ihnen noch heute ignorirt, weil sie über der Machtstellung, zu der ihr Geburtsland sich aufgeschwungen, nicht vergessen können, daß ihm immer noch die ersehnte, seit 1813 mehrfach versprochene Freiheit fehlt. Zu ihnen gehört Adolf Douai. Der Denkspruch, welcher das Haus eines anderen bereits verstorbenen Deutsch-Amerikaners ziert: „cara patria, carior libertas, veritas carissima“ — ich liebe das Vaterland, mehr liebe ich die Freiheit, am meisten liebe ich die Wahrheit — er war und ist auch der seine. Solche Ansichten haben jedoch in Neu-Deutschland noch keinen Curs.

Von Wenigen ist drüben so sehr im Sinne des wahren Deutschthums gewirkt worden als von Douai. Unermüdlich hat er an der Hebung des Schulwesens gearbeitet, religiös-freisinnige Ideen verbreitet und die Einführung der Kindergärten in Nordamerika angeregt. Ihm verdanken wir eines der besten, nicht genug gewürdigten Bücher über die Union, welches 1864 erschien. Vorurtheilsfrei, durch die von den Amerikanern errungenen materiellen Erfolge nicht verblendet, schildert er „Land und Leute“, und wenn er auch, nachdem er die mannigfachen den Yankees anhaftenden Fehler klargelegt, ihren guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren läßt, in erster Linie beseelt ihn

TAYLOR INST. OXFORD

der Wunsch, seinen deutschen Landsleuten zu nützen. Den damals schon als unzweifelhaft vorauszusehenden Sieg der Nordstaaten über die Südstaaten pries er hauptsächlich deshalb, weil er hoffte, daß, nach Zertrümmerung der Institution der Sklaverei, „die Erwerbung eines anbaufähigen Gebietes von der mehr als vierfachen Größe Deutschlands für freie Menschen und demokratische Selbstregierung", auch „den darbenden Millionen deutscher Arbeiter des Erz- und Riesengebirges, des Hundsrück, Taunus, der Eifel und Vogesen, des Schwarz-, Franken- und Thüringerwaldes zu gute kommen werde." Er schließt: „Das sollten Hunderttausende anderer Deutscher mitgenießen, welche Kraft und Lust in sich spüren, die Aufgabe ihrer Nation, Kultur in die Welt zu tragen, auf dem zunächst dafür empfänglichen Boden zu lösen." Ebenso patriotisch erklärte er im Vorwort: „Die deutsche Wissenschaft ist und bleibt das Forum, vor welchem alle geschichtliche und thatsächliche Wahrheit am Ende sich erhärten und beglaubigen muß."

Giebt es einen Deutschen, der eine höhere Idee von der seiner Nation zugefallenen Mission hege?

Ich war recht glücklich, daß wir wieder in gemüthlicher Plauderei unsere Meinungen mit einander austauschen konnten, um so mehr als, trotzdem unser Leben, seit wir uns im Winter 1852 auf deutschem Boden Lebewohl gesagt, sich auf ganz verschiedenen Bahnen bewegt hatte, sie nur in wenigen Fragen von einander abwichen.

Durch Douai kam ich mit dem deutschen Element der Bevölkerung von New-York und den umliegenden Orten in nähere Verbindung. Im Großen und Ganzen gefiel es mir auch damals nicht viel besser als zur Zeit, wo ich es zum ersten Male kennen gelernt hatte. Das scharfe Urtheil, welches ich in dem Abschnitt „Santa-Anna" über dasselbe gefällt, mußte ich, von einzelnen rühmenswerthen Ausnahmen abgesehen, immer noch aufrecht halten. Das war erklärlich. In überwiegender

Mehrheit gehören die aus ihrem Heimathlande auswandernden Deutschen den weniger gebildeten, gerade heraus gesagt, den ungebildeten Klassen an. Materielles Elend treibt sie über den Ocean. Aus in jeder Hinsicht bedrängten Verhältnissen plötzlich, ohne Uebergang, in den Genuß schrankenloser Freiheit gesetzt, wissen sie sich in diese schwer zu finden und mißbrauchen sie häufig. Ihnen scheint das Wesen der Freiheit in rücksichtsloser Bethätigung äußerlicher, über alle gesellschaftlichen Formen sich hinwegsetzender Rohheit zu liegen. Als wenig nachahmenswerthes und doch nur zu oft nachgeahmtes Beispiel dienten ihnen, früher wenigstens, die Irländer, wie selten sie auch Umgang mit ihnen pflegen. Auf den Erwerb angewiesen, gehen sie in der Regel in diesem auf, hauptsächlich viele Deutsche semitischer Race, welche in Amerika ihr gelobtes Land finden, wo sie unbehindert dem Cultus des goldenen Kalbes fröhnen können. Den Yankees gegenüber, die in ihrem knownothinghaften Dünkel, als geschäftskundige, praktische Leute, sie von oben herab ansahen, weil sie, eben unpraktisch, noch an gewissen moralischen „Vorurtheilen" hafteten, und die sie darum mit dem Spottwort „green dutchmen" brandmarkten, bewiesen sie — seit Deutschland sich zu einem mächtigen Reiche entwickelt hat, ist es damit viel besser geworden — nicht selten eine unwürdige Unterwürfigkeit. Sie waren stolz, ihnen abzulernen, wie sie sich räusperten und wie sie spuckten, stolz, das ideale Streben, welches im deutschen Volke liegt, und durch das es sich von anderen Völkern so vortheilhaft unterscheidet, zuerst zu verleugnen, dann allmälig aufzugeben.

Auch viele derjenigen Emigrirten, welche aus politischen Gründen in die neue Welt geflüchtet waren, fanden sich dort nicht zurecht. Auch sie versimpelten und verrohten nach und nach.

Um so höher muß man Männer achten, die wie Douai die Deutschen drüben zu veredeln trachteten, indem sie sie unter der Fahne der religiösen Freiheit schaarten, welche von allen Freiheiten am Geringsten in den Vereinigten Staaten herrscht,

denn bis auf den heutigen Tag haben die Amerikaner den von den „Pilgrimvätern" eingeschleppten stumpfsinnigen Bibelglauben, gepaart mit einem Fanatismus, der dem des Katholicismus nichts nachgiebt, und mit pharisäerhafter Unduldsamkeit gegen die „infidels", die Freidenker, die Religionslosen, nicht überwunden, während andererseits die Irländer sich an ihren herübergebrachten Papismus, der ja auf ihrer Heimathsinsel ihr einziger Trost und Halt bei der unmenschlichen englischen Bedrückung gewesen war und noch ist, klammern.

Ein vortheilhafter Umschwung im Charakter sowohl wie in der Stellung der Deutsch-Amerikaner war wohl schon durch den Bürgerkrieg verursacht worden, in welchem Viele von ihnen tüchtig mitgestritten und sich rühmlichst ausgezeichnet hatten, begeistert von der Idee, dem Institut der in den Südstaaten herrschenden Negersklaverei ein Ende zu bereiten, obwohl dieser Zweck erst nach Ausbruch des Kampfes vom Präsidenten Abraham Lincoln und den Führern der Nordstaaten fast widerwillig in's Auge gefaßt und dann verfolgt wurde. Noch war aber der Umschwung nicht durchgreifend genug, um mir für die deutsche Gesammtbevölkerung der Union Sympathien einzuflößen. Am Widerwärtigsten erschien mir die heranwachsende Generation. An ihr machte ich, wie auch andernorts, die merkwürdige, weder psychologisch noch ethnologisch genügend erklärte Wahrnehmung, daß die ersten aus nationaler oder Racen-Vermischung hervorgegangenen Produkte in moralischer Hinsicht häufig nur die Fehler, nicht die Tugenden der beiden Nationen oder Racen in sich vereinigen, während in physischer Hinsicht dieses weit seltener geschieht, nicht selten sogar das Gegentheil der Fall ist.

Beinahe nur mit Douai und gleichgesinnten Freunden verkehrte ich deshalb, vorübergehend auch mit dem später in sein altes Vaterland zurückgekehrten Friedrich Kapp, sowie dem ehemaligen Kriegsminister der badischen Insurrectionsarmee, späteren amerikanischen General und schließlich Herausgeber des „Baltimore-

Wecker" Franz Sigel. Allein nur bei den Ersteren empfand ich bisweilen das anderwärts vergeblich bei den Deutschen gesuchte Behagen, mich unter Gesinnungsgenossen zu wissen.

In jenem Kreise lernte ich Fräulein Assing kennen, Nichte Varnhagen's van Ense und Schwester der 1880 als geschiedene Frau des Cavaliere Grimelli in Florenz verstorbenen Ludmilla, der geistreichen Freundin Alexanders von Humboldt, Herausgeberin des Nachlasses ihres Onkels und Biographin des Fürsten Pückler-Muskau. Jene war damals bereits eine in vorgerückten Jahren stehende Dame. Gleich ihrer Mutter, der Dichterin anmuthiger Lieder, hatte sie sich zur Erzieherin ausgebildet. Das einzige Altjüngferliche an ihr war ihre Vorliebe für Katzen, von denen sie mehrere Prachtexemplare besaß. Sonst war sie an Herz und Geist jung geblieben, begeisterte sich für den Fortschritt auf allen Gebieten, vornehmlich auf dem religiösen, hatte, um ihre Vorurtheilslosigkeit zu beweisen, ein inniges Freundschaftsbündniß mit einem Vollblut-Neger geschlossen, der, seit er der Sklaverei entflohen, sich durch eigenes Studium zum beredten Vertheidiger der auch nach dem siegreichen Bürgerkriege nur im Prinzip, nicht in der socialen Praxis anerkannten Gleichberechtigung seiner Race emporgearbeitet, und erfüllte mit unermüdlichem Eifer die Pflichten, die ihr als Vorstandsmitglied der „freien Gemeinde" in Hoboken oblagen. Ich habe kaum eine andere Frau gekannt, die in gleich hohem Grade sich durch tiefes Gefühl und werkthätige Menschenliebe wie durch logisches Denken, das nicht zurückschreckte, aus einmal als wahr erkannten Prämissen die letzten Consequenzen zu ziehen, auszeichnete.

Während des Schreibens geht mir die betrübende Nachricht zu, daß Fräulein Ottilie Assing ihrem Leben ein freiwilliges Ende gemacht hat, indem sie sich mit Cyankali vergiftete. Ein von ihr als unheilbar angesehenes Brustleiden bewog sie, die Pforte zu erschließen, welche in das ewige Nichts führt. Sie befand sich, von Florenz kommend, wo sie seit einigen Jahren,

schriftstellerischen und journalistischen Beschäftigungen hingegeben, lebte, auf einer Reise nach Spanien und vollzog am 21. August 1884 den Selbstmord im Bois de Boulogne in Paris. Eine edle Frau weniger in der Welt!

Douai war es, der meine Bekanntschaft mit Karl Heinzen vermittelte, dessen Mitarbeiter am „Pionier" er eine Zeit lang gewesen war, von dem er sich aber, weil Letzterer, wie er mir sagte, eine allzu unverträgliche Natur sei, später getrennt hatte. Heinzen lebte damals in der Nähe von Boston, dem amerikanischen Athen, im Orte Roxbury, beinahe ausschließlich mit der Redaktion seines radikalen Wochenblattes und der Veröffentlichung von anderen, gleichen Radikalismus predigenden Schriften beschäftigt.

Im Herbst 1865 war er zufällig nach New-York gekommen, um vor einem dortigen deutschen Verein zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit trafen wir uns. Nachdem Douai kurz unsere beiden Namen genannt, den meinigen unter Hinzufügung meines militärischen Grades, richtete Heinzen, anstatt der von der Gesellschaft verlangten, banalen Phrase: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen", in einem Tone, bestimmt, jeden Widerspruch abzuschneiden und mit weithin schallender Stimme, als ob er auf einer Tribüne stände und eine nach Hunderten zählende Volksmenge zu haranguiren hätte, folgende Ansprache an mich:

„Sie sind Oberst und behaupten, freisinnig zu sein? Das ist unmöglich! Kein Militär ist freisinnig."

Erst später erfuhr ich, daß ein ausnahmsloser Haß gegen das „Soldatenthum" eine seiner Lieblingsschrullen war. Im Jahre 1872 gab er ein Buch heraus, das dazumal unter den Deutsch-Amerikanern vielen Staub aufwirbelte, und auf das ich noch zurückkommen werde, betitelt: „Der teutsche" — bei Leibe dicht „deutsche" mit einem d, das wäre seiner Ansicht nach nicht nur ein orthographischer Fehler, sondern fast ein politisches Verbrechen gewesen — „Editoren-Congreß zu Cincinnati oder das

gebrochene Herz", in welchem sich in einer vor einer Versammlung „teutscher" Turner gehaltenen Rede folgender Passus findet:

„Wenn es etwas auf der Welt giebt, das Sie mehr zu hassen haben als das Pfaffenthum, so ist es das Soldatenthum, denn es vereinigt mit der geistigen Brutalität die physische und würdigt seine Diener zu Bestien herab, die den Zweck haben, das Regiment der Bestialität der Menschheit aufzuzwingen. Werden Sie Soldaten der Revolution, aber hassen Sie das Soldatenthum, hassen Sie die Uniform, die Sie tragen, hassen Sie die Waffe, die Sie führen, hassen Sie das Commando, dem Sie gehorchen werden. Und ist der Sieg errungen, so zerreißen Sie die Uniform, so zerbrechen Sie die Waffe, so vernichten Sie das Commando."

Es hatte nämlich Heinzen's Zorn erregt, die deutsch-amerikanischen Turner bisweilen, wie er sagte, „Soldat spielen" zu sehen, und er erblickte darin die Gefahr, daß sie sich schließlich zu Werkzeugen „eines ehrgeizigen Meisters des Mordhandwerks" herabwürdigen lassen würden.

Ein Korn Wahrheit liegt in dieser Auffassung, das ist unleugbar; nur wird sie durch ihren Exklusivismus ungerecht. Mir war aber, wie erwähnt, diese Idiosynkrasie Heinzen's, als ich ihn zum ersten Male sah, noch unbekannt. Ich hatte deshalb wohl Grund, über jene mir zugeschleuderten Worte erstaunt zu sein. Alle Anwesenden, die eine scharfe Erwiderung meinerseits voraussetzten, umdrängten uns, wie um einen Conflikt zu vermeiden, der für die Gesellschaft leicht hätte peinlich werden können. Zum Glück fiel mir eine Epoche aus Heinzen's Vergangenheit ein, und ohne irgend welchen Aerger zu zeigen, erwiderte ich:

„Nun, dann ist auch ein gewisser Karl Heinzen, der sich freiwillig bei der holländischen Armee anwerben und als Unterofficier nach Batavia schicken ließ, kein freisinniger Mann."

In der That hatte er, nachdem er von der Universität Bonn, wo er Medizin studirte, relegirt worden war, in seiner Verzweiflung und der Noth gehorchend, jenen Schritt gethan, war aber, da er das Soldatenleben auf Java nicht aushalten konnte, bald nach Deutschland zurückgekehrt, um kurze Zeit hindurch eine Anstellung im preußischen Steuerfach zu bekleiden.

Mein grober Keil auf jenen groben Klotz erzielte eine unvorhergesehene Wirkung. Erst schwieg Heinzen eine Weile, dann streckte er mir die Hand entgegen, und als ich sie erfaßte, sagte er:

„Mit Ihnen binde ich nicht wieder an."

Wir verblieben denn auch in ziemlich gutem Einvernehmen. Mehrere Jahre später geriethen wir jedoch abermals hart an einander.

Heinzen war 1865 ein Mann von sechsundfünfzig Jahren, sah indeß jünger aus. Von hünenhafter, plumper Gestalt, gewöhnlichen, doch ausdrucksvollen Zügen, mit breitem Mund, lebhaften Augen und auffallend großen, unschönen Händen und Füßen, trug seine ganze Erscheinung den Stempel bäuerischer Rohheit. Auch seine Manieren waren Alles eher denn fein, seine Sprechweise polternd. Was seinen Anzug betrifft, so sah man, daß er die Gebote der Mode der persönlichen Bequemlichkeit unterordnete. Einigermaßen erinnerte er mich in seinem Aeußern an den alten Jahn. Gleich diesem schien er mir mit seiner Rusticität zu kokettiren, wie Antisthenes mit seinem durchlöcherten Mantel. Eine nicht zu übertreffende Virtuosität besaß er im Schimpfen. Am Großartigsten trat sie in seinem „Pionier" zu Tage, wenn er, was beinahe in jeder Nummer geschah, mit diesem oder jenem Gegner — und wer war in seinen Augen nicht sein Gegner! — in Polemik gerieth. Auch aus vielen seiner Bücher läßt sich eine Blumenlese von groben Redensarten zusammenstellen. Vermuthlich hielt er diese pöbelhafte Sprache für „urteutsch".

Dabei war er eine ehrliche Haut, fest überzeugt von der Richtigkeit seiner ultra-radikalen politischen und religiösen Grundsätze, und durchaus unfähig, sie schnöden Vortheils halber abzuschwören. Nie hat er sie verleugnet, nicht einmal aus Klugheitsgründen verschwiegen. Das Wort „Opportunismus" existirte nicht in seinem Wörterbuche. Ihm galt es, und vielleicht mit Recht, als gleichbedeutend mit Gesinnungslosigkeit. Die staatsmännische Ader fehlte ihm also vollständig.

Nächst den Soldaten haßte er die Fürsten. Seit seine 1844 erschienene, aus eigener Erfahrung geschöpfte und einzelne treffende Bemerkungen enthaltende Schrift: „Die preußische Bureaukratie" ihm eine gerichtliche Verfolgung zugezogen und ihn gezwungen hatte, auf flüchtigen Sohlen sein Vaterland zu verlassen, das er erst vier Jahre später auf wenige Monate wieder erblickte, um sich Hecker's Aufstand, der so kläglich scheitern sollte, als Führer einer Freischaar anzuschließen — seit jener Zeit erfüllte seine Brust ein unversöhnlicher Haß gegen alle Wesen, die auf einem Throne oder in dessen unmittelbarer Nähe geboren waren. Mit geradezu verblüffender Ungenirtheit vertheidigte er, nachdem er zum zweiten Male ein Asyl in Nordamerika gefunden, in seinem 1854 in Louisville gegründeten, seit 1859 nach Boston verlegten Leibblatt, dem schon erwähnten „Pionier", sowie in anderen Brochuren die Theorie des Fürstenmordes. Uebrigens wußten seine Anhänger wie seine Gegner, daß Heinzen sich persönlich niemals entschließen würde, jene Lehre in die Praxis zu übertragen. Es handelte sich vielmehr um eine bis auf die Spitze getriebene Renommage, denn so gescheut war er doch, um einzusehen, daß mit dem bloßen Abschlagen gekrönter Häupter der Sache der Freiheit und der Republik nicht gedient ist. Es schien ihm aber zu schmeicheln, sich mit dem, ursprünglich wohl ironisch gemeinten Beinamen „Ferschtekiller" begrüßen zu hören.

Eine interessante Diskussion hatte ich mit Heinzen über die Frage der Einführung der Republik im monarchischen Europa.

Bei dieser Gelegenheit kam er sofort wieder mit seinen „terroristischen" Ideen vorgefahren und schlug sein, natürlich nicht ernstgemeintes Radikalmittel à la Dr. Eisenbart vor. Selbstverständlich erklärte ich mich gegen dasselbe, nicht allein, weil es unmoralisch, sondern auch weil es unpraktisch, nicht allein, weil es ein Verbrechen, sondern auch weil es ein Fehler sei. Dagegen suchte ich seinen Einwand abzuschwächen, daß die Sache aus dem Grunde auf große Schwierigkeiten stoßen möchte, weil es in Europa verhältnißmäßig noch wenige Republikaner gäbe.

Ich äußerte mich ungefähr, wie folgt:

Die Zahl der prinzipiellen Gegner der republikanischen Staatsform vermindert sich auch in Europa von Tag zu Tag. Man leugnet nur, daß die Völker schon jetzt reif dafür seien. Häufig hört man die Behauptung, die Republik sei eine Staatsform für nahezu vollkommene Menschen, sie könne nicht bestehen ohne Republikaner, und wahre Republikaner seien nur in geringer Anzahl anzutreffen.

Bis zu einem gewissen Grade ist der Vordersatz wahr, falsch jedoch der daraus gezogene Schluß.

Bildung und Sittlichkeit sind allerdings die beiden Grundpfeiler, auf denen das Gebäude der politischen Freiheit aufgebaut werden muß. Nur wenn diese Vorbedingungen erfüllt sind, vermag die Herrschaft der Freiheit eine durchgreifende und wohlthätige zu sein. Umgekehrt ist jedoch auch als nothwendige Vorbedingung zum klaren Denken und zum sittlichen Handeln die Freiheit anzusehen. Aus diesem scheinbaren circulus vitiosus kommt man aber allein dadurch heraus, daß man mit der Einführung der letzteren nicht wartet, bis die Menschen die beiden ersteren vollständig erlangt haben.

Die drei Begriffe: Freiheit, Bildung, Sittlichkeit stehen in fortwährender Wechselwirkung; sie bedingen sich gegenseitig. Ein Früher oder Später darf es in Bezug auf sie nicht geben, sondern eine Gleichzeitigkeit. Man kann aus dieser Dreiheit

kein Glied herausreißen, ohne ihre übrigen Bestandtheile zu schädigen.

Die absolute Monarchie ist prinzipiell eine Gegnerin der Volksbildung, weil ein dummes Volk leichter zu beherrschen ist als ein geistig höher entwickeltes. Auch die Priester jedweder Religion bedürfen einer dummen Heerde, um sich als deren Hirten aufzuspielen. Sie verlangen vor allen Dingen einen blinden Glauben; mit den schärfsten Bannflüchen belegen sie das Selbstdenken. Bezeichnend ist, daß, nach der biblischen Legende, die verbotene Frucht im Paradiese vom „Baume der Erkenntniß" gepflückt, daß durch ihren Genuß die Augen der ersten Menschen aufgethan wurden.

Wo darum in absoluten Monarchien und in Theokratien Bildungsbestrebungen sich zeigen, geschieht es in Widerspruch mit dem innersten Wesen jener. Dem Wesen der Republik entspricht es hingegen, als ihre Hauptaufgabe die Volkserziehung zu betrachten. Die constitutionelle Monarchie wie die rationalistische Religionsauffassung, obwohl beide eine contradictio in adjecto enthalten, vermitteln, allerdings ungenügend, den Uebergang zur Republik und zum wissenschaftlichen, vom Dogma unabhängigen Denken.

In gleicher Weise entspricht es dem Wesen der Republik, die Sittlichkeit zu fördern. Ein absolut unfreier Mensch kann nicht schlecht, er kann aber auch nicht gut handeln. Sklaven sind unzurechnungsfähig. Wo unbedingter Gehorsam verlangt wird, hört die Selbstbestimmung und mit ihr die persönliche Verantwortlichkeit auf. Allein gebildete und sittenreine Menschen können wahre Republikaner sein, allein durch die Freiheit können die Menschen zur wahren Bildung und Sittenreinheit gelangen.

Mit diesen theoretisch unbestreitbaren Wahrheiten stimmen nun freilich die Thatsachen nicht überein. Die amerikanische Union ist weit entfernt davon, den Namen einer Musterrepublik, welchen sie sich gern beilegen läßt, zu verdienen. Geistig wie

sittlich steht sie auf einem keineswegs hohen Niveau. Der Druck, welchen drüben eine ungebildete Menge durch das allgemeine, oft von politischen „Drahtziehern" gefälschte und irregeleitete Stimmrecht ausübt, ist kaum weniger schlimm als der eines Despoten. Die Majorität wird leicht zur Ochlokratie. Auch die öffentliche Corruption hat dort eine erschreckende Ausdehnung angenommen. Von dem nie völlig zu stillenden Heißhunger nach Gold ist die ganze Gesellschaft erpackt. Diese beklagenswerthen Zustände treten indessen auf, nicht weil, sondern obgleich die republikanischen Institutionen herrschen. Heutzutage existirt nämlich noch keine Republik, wie sie sein soll. Alle haben monarchische Gebrechen als Erbschaft übernommen und leiden darunter. Richtig durchgeführt muß sie einen bessernden Einfluß auf das Leben der Bürger ausüben.

Da nun aber Bildung und Sittlichkeit auf dem europäischen Continent sicher nicht tiefer stehen als auf der westlichen Hemisphäre, so braucht man ihnen nur die volle Möglichkeit zu geben, sich zu entfalten, und sie werden schöne Blüthen und Früchte tragen. Diese volle Möglichkeit gewährt aber allein die republikanische Staatsform. Nimmermehr kann die Monarchie, auch nicht die constitutionelle, als ausreichende Vorschule dienen für die Republik. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie Präsident Grant es in seiner Botschaft vom 4. März 1873 sagte, die republikanischen Einrichtungen berufen sind, den Erdkreis zu erobern. Zuerst natürlich das verhältnißmäßig hochgebildete Europa.

Mögen auch anfänglich die sich dort bildenden Republiken nur Minoritäten von wahren Republikanern in ihrem Schooße zählen, nach und nach werden diese mit Nothwendigkeit sich in Majoritäten umwandeln. Um schwimmen zu lernen, muß man vorerst in's Wasser gehen. Nur durch die Freiheit können Menschen wie Völker zur Freiheit erzogen werden.

Hauptsächlich mit einem Satze meiner Ausführungen war Heinzen einverstanden; mit der Bemerkung, daß, wo in Re-

publiken sich Mißstände zeigen, sie auf die allen ohne Ausnahme im Blute steckende monarchische Erbsünde zurückzuführen seien. Darum verwarf er vernünftigerweise wegen ihres monarchischen Beigeschmacks die Institution der Präsidentschaft. Mit stets neuen Argumenten und — Schimpfwörtern zog er gegen den „König im Frack" — ich glaube, dieser sprichwörtlich gewordene Ausdruck ist Heinzen's Erfindung — zu Felde, namentlich in einer auch in's Englische übersetzten Brochure: „Was ist wahre Demokratie?"

Die Methode, auch den höchsten Würdenträger der Republik aus der direkten oder indirekten Volkswahl hervorgehen zu lassen, ihm also einen gleichen Ursprung zu verleihen wie dem Congreß, ist absolut unstatthaft. Leicht wird hierdurch zwischen der legislativen und der exekutiven Gewalt ein verderblicher Antagonismus geschaffen. Es darf nur eine Volksvertretung geben. Aus dieser muß dann die jeden Augenblick widerrufliche, von jener ihre Befehle empfangende, ihr für deren Ausführung verantwortliche, aus mehreren, für je einen der verschiedenen Verwaltungszweige geeigneten Personen zusammengesetzte Vollziehungsbehörde hervorgehen. Das System des Convents ist trotz mancher ihm anhaftenden und nicht leicht zu beseitigenden Unzukömmlichkeiten das einzig wahrhaft republikanische. Auch ein Präsident ist ja eine Art von Monarch, von Alleinherrscher, der vielfach nach seinem eigenen Willen Bestimmungen trifft, über öffentliche Gelder verfügt, Beamte anstellt u. s. w.; darum fort mit ihm!

Ebenso halte ich jede zu weit geführte staatliche Centralisation für gefährlich. Je größer die Fractionirung in Gruppen, die sich selbst regieren, desto unbeschränkter vermag der Einzelne seine Freiheit auszuüben. In dieser Beziehung hatten die zum Föderalismus neigenden Girondisten das Wesen der Republik richtiger erfaßt als die Jacobiner mit ihrer „république une et indivisible" und der bevorzugten Stellung, welche sie der Hauptstadt Paris einräumten; in dieser Beziehung kommt in

Amerika die demokratische Partei, welche für die Rechte der Einzelstaaten — states' rights — gegen die centralistische Uebermacht — die state's rights — eintritt, der republikanischen Idee näher als die republikanische.

Wiederholt habe ich während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und später in Mexiko in Wort und Schrift die Abschaffung der Präsidentschaft befürwortet. Will man diese Theorie utopisch nennen, nun so erinnere ich an das ebenso schöne wie wahre Wort Victor Hugo's: „chaque utopie est un berceau" — jede Utopie ist eine Wiege.

Sehr schlecht kamen bei Heinzen die Geistlichen aller Religionen und Confessionen weg. Ausnahmslos betrachtete er sie als Betrüger, nicht etwa als betrogene, sondern als bewußte. In jedem roch er den Jesuiten. Daß wir Beide auf diesem Felde nicht carambolirten, ist überflüssig zu versichern. Mit einigen Einschränkungen — Heinzen war in Allem extrem — theilte ich seine Ansichten.

Später las ich einmal, leider nur in englischer Uebersetzung, einen von einer japanischen, in Tokio erscheinenden Zeitung, „Tschoya Schimbun", veröffentlichten Leitartikel, in welchem eine Untersuchung angestellt war, ob die Religion im Allgemeinen dem Menschengeschlechte Vortheile oder Nachtheile gebracht habe? Nach einer höchst originellen, auf historische Thatsachen gestützten Auseinandersetzung, in welcher der Verfasser verschiedene Religionen, so den Schintoismus, den Buddhismus, das Judenthum und das Christenthum Revue passiren läßt, kommt er zu folgendem Schlusse: „Aus dem Obigen erhellt nun, daß die Religion die Menschen nicht in der Civilisation fördert, denn wenn diese Fortschritte macht, schwächt jene sich ab. Die Religion ist somit nur ein trügerisches Aushängeschild der Civilisation."

Von den zur Erhärtung dieser kühnen Behauptung beigebrachten Argumenten will ich nur eines anführen: „Während des Mittelalters", wird im Artikel gesagt, „befanden sich die

Nationen Europas noch in einem äußerst uncivilisirten Zustande. Kaum einen Tag erfreute sich damals jener Continent des Friedens; stets wurde er durch Kriege, welche großentheils ihren Ursprung in der Religion hatten, zerrüttet. Entsetzlich waren die Barbareien der Kreuzzüge. Die Leichen derjenigen, welche in denselben fielen, würden, aufgethürmt, einen Berg gebildet haben. Zu jener Zeit waren die Völker sehr eifrig in der Religion, und gerade darum führten sie jene Kriege.

„Aber nach vielen Jahrhunderten voll Blutvergießens begannen sie betreffs der Zweckmäßigkeit und solcher Art des Vorgehens Zweifel zu hegen. Der religiöse Eifer erkaltete; das Denkvermögen erstarkte, und die Civilisation machte allmälig Fortschritte bis zu dem Punkte, auf welchem wir sie jetzt erblicken. Wenn wir den religiösen Eifer des Mittelalters mit dem der Gegenwart vergleichen, so werden wir finden, daß er damals hundertmal stärker war, als er es jetzt ist, während die Kenntnisse der heutigen Zeit hundertmal größer sind, als sie es damals waren. Dies beweist, daß Civilisation und Religion ihre Plätze wechseln. Wenn jene auftritt, verschwindet langsam diese. Haben wir demnach Unrecht, zu behaupten, daß die Religion keine gute Wirkung ausübt?"

Die praktische Anwendung dieser Beweisführung lautete: „Von der Ansicht ausgehend, daß die Religion sehr schädliche Wirkungen hervorbringt, meinen wir, sie verdiene es kaum, daß die Regierung sich um sie kümmere. Der Glaube des Volkes kann nur in seinem Herzen gebildet werden. Es scheint darum unangemessen, daß die Regierung vorschreibe, welche Form des Glaubens die richtige, welche die falsche sei, was in dieser Hinsicht gethan, was unterlassen werden soll. Es wäre besser, die Regierung gestattete dem Volke, Gott nach eigenem Belieben zu verehren" — wer erinnert sich hierbei nicht der bekannten Worte Friedrichs des Großen: Jeder mag nach seiner Façon selig werden? — „unter der Voraussetzung, daß dadurch nicht die Landes-

gesetze verletzt werden. Wir fürchten, daß, wenn die Regierung sich in Religionsangelegenheiten einmengt, wir von eben solchen Unruhen werden heimgesucht werden, wie diejenigen waren, unter welchen Europa im Mittelalter litt, oder daß wir wenigstens gegen viele Gesetzverächter werden einschreiten müssen."

Das Merkwürdigste bei der Sache war, daß die Regierung des Mikado jene Rathschläge eines oppositionellen Blattes berücksichtigte und — das Kultusministerium abschaffte.

Auf einem ähnlichen Standpunkt standen Heinzen und ich. In den Vereinigten Staaten verurtheilten wir die trotz der dort gesetzlich eingeführten Trennung von Staat und Kirche beliebte Einschmuggelung des Gottglaubens in Politik und Gerichtswesen. Ich namentlich bemühte mich während meines damaligen gezwungenen Aufenthalts in New-York durch in jener Stadt und anderen, wie Brooklyn, Hoboken, Newark, gehaltene Vorträge, welche immer eine zahlreiche deutsche Zuhörerschaft herbeizogen, jeden Aberglauben, also, was ich als damit gleichbedeutend erachte, jeden Glauben zu zerstören.

Wie es überhaupt meine Gewohnheit ist, sprach ich immer frei. Weder schrieb ich meine Reden nieder, noch memorirte ich sie. Nur eine Art von Skelett pflegte ich mir vorher zu entwerfen, um im Großen und Ganzen den Gedankengang festzustellen. Solche Skelette besitze ich noch in Menge.

Besonderes Aufsehen machte meine Erklärung der Ringfabel in Lessing's „Nathan dem Weisen", deren Bedeutung ich in den Worten erkannte:

„Der rechte Ring vermuthlich ging verloren."

Ich sagte darin unter Anderm: „Der Deismus unterscheidet sich nur scheinbar vom Atheismus. Nicht auf einen Glauben an einen Gott überhaupt kommt es den Religionen an, sondern auf den Glauben an einen bestimmt formulirten Gott. Nicht das Ob?, sondern das Wie? bildet deren Basis. Wenn man befugt ist, Gott sich nach seinem individuellen Belieben vor-

zustellen; wenn man mit Faust das Wort, das im Anfang war, bald mit „Sinn", bald mit „Kraft", bald mit „That" übersetzen darf, so verwässert sich der Gottbegriff in dem Maße, daß schließlich nichts mehr von ihm übrig bleibt. Auch ein Atheist wird nicht so unvernünftig sein, eine Urkraft zu leugnen, aus welcher Alles, was ist, hervorgegangen und noch hervorgeht. Eine Wirkung ist ja undenkbar ohne eine Ursache. Das Gesetz der Causalität beherrscht das Weltall. Der Deismus ist demnach nur eine Fiction, bei den meisten sich bona fide für Deisten haltenden oder als solche ausgebenden Menschen eine Selbsttäuschung.

„Aber auch seiner bedürfen wir nicht, um ganz und voll zu sein, was wir sein sollen: Menschen. Mag immerhin der echte Ring von den dreien, von den vielen andern, deren jeder eine verschiedene Religion bezeichnet, verloren gegangen sein: es darf uns nicht anfechten. Im „Nathan" zeigt uns Lessing der Menschheit Beruf, und dieser Beruf ist so edel, so schön, so erhaben, daß sie um nichts Weiteres sich zu kümmern braucht. Des wahren Ringes geheimnißvolle Kraft erweist sich in allgemeiner religionsloser Menschenliebe."

Ich sprach auch über „Alte und neue Weltanschauung", über „Gut und Böse", über das „Opfer", über das „Gebet" nnd ähnliche Themata. Dem letzten Vortrag wohnte Heinzen zufällig bei. Als ich meine Auseinandersetzung in den Versen resumirte:

„Warum streckst Du in Noth gekettete Hände gen Himmel,
Spannst das schleppende Wort vor die beflügelte That?
Mensch, der droben ist taub für alle Gebete des Schwachen.
Nur wer stark, wird erhört, denn bist Du stark, hilfst Dir selbst" —

da kam er auf mich zu, drückte mir herzlich die Hände und sprach mir seine Zustimmung aus. Im Allgemeinen war er sehr sparsam mit Beifallsbezeugungen auch Gesinnungsgenossen gegenüber; darum mußte ich die von ihm gespendete mir hoch anrechnen.

Mit der Wiederaufnahme meiner Thätigkeit als Redner vor freien Gemeinden glich ich ein wenig jenen mittelalterlichen Bischöfen, die halb Geistliche, halb Krieger waren. Auch ich habe von Zeit zu Zeit das Schwert niedergelegt, um das Wort zu ergreifen und Religionslosigkeit zu predigen, oder umgekehrt.

Ein eigenthümlicher Zufall wollte, daß ich sogar thatsächlich, obwohl nur für eine Stunde, die Rolle eines Geistlichen übernehmen mußte.

Während meines ersten Aufenthalts in New-York pflog ich mit dem Prediger Heinrich Toelke, der an einer deutschen protestantischen Kirche angestellt war, Umgang. 1852 schon dem Rationalismus huldigend, hatte er sich allmälig zum Unglauben durchgerungen und deßhalb seine Stellung aufgegeben. Aufrichtig wünschte ich ihm Glück zu dieser Selbstbefreiung. Toelke, Wittwer geworden, wollte sich nun zum zweiten Male verheirathen. Da er aber mit Recht Anstand nahm, sich von einem gläubigen Pfarrer mit seiner Braut zusammengeben zu lassen, und Dr. Douai zufällig auf einige Wochen abwesend war, so bat er mich, die Trauung zu vollziehen. Zuerst faßte ich die Sache als einen Scherz seinerseits auf. Als Toelke jedoch darauf bestand und mir aus den amerikanischen Gesetzen nachwies, daß ich, wegen meiner früheren Eigenschaft als Sprecher der freien Gemeinde zu Zeitz, die Befugniß dazu hätte, so daß jede von mir eingesegnete Ehe volle Rechtsgiltigkeit besäße, gab ich nach. Die einzige Concession, die ich dem von mir vorzunehmenden feierlichen Akte machte, welchem außer den direkt dabei Betheiligten und ihren Trauzeugen nur wenige Bekannte beiwohnten, war, daß ich mich schwarz ankleidete. Alles verlief in den üblichen Formen. Auf meine doppelte Frage wurde von Beiden das bindende Ja gesprochen, daraufhin fügte ich ihre Hände zusammen und richtete an die Neuvermählten eine Ansprache, die sich von den bei ähnlichen Gelegenheiten von Talar- oder Stola-Trägern gehaltenen in sofern unterschied, als

der liebe Gott dabei aus dem Spiele blieb, da ich, in völliger Unkenntniß desselben, seinen Namen nicht unnützlich anrufen wollte, außerdem wohl auch dadurch, daß sie mehr aus dem Herzen kam und nicht allein ein Herplappern sakramentaler Worte war.

Es dürfte schwerlich jemals vorgekommen sein, daß ein früherer protestantischer Pastor von einem noch im aktiven Dienste stehenden Genieobersten copulirt und zwar, wie die Amerikaner sagen, „duly married" worden sei. Ebensowenig ist es wahrscheinlich, daß ich selbst noch einmal in die Lage komme, als legaler Eheстifter zu fungiren. Der Gedanke gewährt mir aber Genugthuung, auf diese für mich müheloſe Weise zum Glück zweier Menschen beigetragen zu haben.

Nicht günstiger als die Pfaffen beurtheilte und behandelte Heinzen die Geldmänner. Nichtsdestoweniger war er, vielleicht aus persönlicher Feindschaft gegen Karl Marx, ein Gegner der „Internationale".

Von Mitte 1871 bis zum Frühling 1872 befand ich mich wiederum in New-York. Ich habe schon im ersten Theile erzählt, daß mein damals gemachter Versuch, nach Mexiko zurückzukehren, scheiterte, weil Benito Juarez, der mein politischer Gegner geworden war, noch das Staatsruder in der Hand hielt, und meine Freunde mir dringend abriethen, mich nochmals für unsere Sache nutzloſen Verfolgungen auszusetzen.

Seit dem September 1869 bestand in New-York eine 1872 wieder eingegangene sehr freisinnige Wochenschrift: „Die neue Zeit", für die auch Douai, Carl Vogt, der jüngstverstorbene Culturhistoriker Kolb, Ludwig Büchner, Herwegh und andere berühmte liberale Schriftsteller Beiträge lieferten. Ich trat in die Redaktion ein.

Damit verscherzte ich mir jedoch die Freundschaft Heinzen's, den ich mit Freuden wiedergesehen hatte. „Die neue Zeit" machte nämlich seinem „Pionier" Concurrenz, und darum richtete er unabläſſig seine schärfsten Pfeile gegen unser Blatt.

Bei dieser Gelegenheit kam er sofort wieder mit seinen „ferschtenkilleriſchen" Ideen vorgefahren und ſchlug ſein, natürlich nicht ernſtgemeintes Radikalmittel à la Dr. Eiſenbart vor. Selbſtverſtändlich erklärte ich mich gegen daſſelbe, nicht allein, weil es unmoraliſch, ſondern auch weil es unpraktiſch, nicht allein, weil es ein Verbrechen, ſondern auch weil es ein Fehler ſei. Dagegen ſuchte ich ſeinen Einwand abzuſchwächen, daß die Sache aus dem Grunde auf große Schwierigkeiten ſtoßen möchte, weil es in Europa verhältnißmäßig noch wenige Republikaner gäbe.

Ich äußerte mich ungefähr, wie folgt:

Die Zahl der prinzipiellen Gegner der republikaniſchen Staatsform vermindert ſich auch in Europa von Tag zu Tag. Man leugnet nur, daß die Völker ſchon jetzt reif dafür ſeien. Häufig hört man die Behauptung, die Republik ſei eine Staatsform für nahezu vollkommene Menſchen, ſie könne nicht beſtehen ohne Republikaner, und wahre Republikaner ſeien nur in geringer Anzahl anzutreffen.

Bis zu einem gewiſſen Grade iſt der Vorderſatz wahr, falſch jedoch der daraus gezogene Schluß.

Bildung und Sittlichkeit ſind allerdings die beiden Grundpfeiler, auf denen das Gebäude der politiſchen Freiheit aufgebaut werden muß. Nur wenn dieſe Vorbedingungen erfüllt ſind, vermag die Herrſchaft der Freiheit eine durchgreifende und wohlthätige zu ſein. Umgekehrt iſt jedoch auch als nothwendige Vorbedingung zum klaren Denken und zum ſittlichen Handeln die Freiheit anzuſehen. Aus dieſem ſcheinbaren circulus vitiosus kommt man aber allein dadurch heraus, daß man mit der Einführung der letzteren nicht wartet, bis die Menſchen die beiden erſteren vollſtändig erlangt haben.

Die drei Begriffe: Freiheit, Bildung, Sittlichkeit ſtehen in fortwährender Wechſelwirkung; ſie bedingen ſich gegenſeitig. Ein Früher oder Später darf es in Bezug auf ſie nicht geben, ſondern eine Gleichzeitigkeit. Man kann aus dieſer Dreiheit

kein Glied herausreißen, ohne ihre übrigen Bestandtheile zu schädigen.

Die absolute Monarchie ist prinzipiell eine Gegnerin der Volksbildung, weil ein dummes Volk leichter zu beherrschen ist als ein geistig höher entwickeltes. Auch die Priester jedweder Religion bedürfen einer dummen Heerde, um sich als deren Hirten aufzuspielen. Sie verlangen vor allen Dingen einen blinden Glauben; mit den schärfsten Bannflüchen belegen sie das Selbstdenken. Bezeichnend ist, daß, nach der biblischen Legende, die verbotene Frucht im Paradiese vom „Baume der Erkenntniß" gepflückt, daß durch ihren Genuß die Augen der ersten Menschen aufgethan wurden.

Wo darum in absoluten Monarchien und in Theokratien Bildungsbestrebungen sich zeigen, geschieht es in Widerspruch mit dem innersten Wesen jener. Dem Wesen der Republik entspricht es hingegen, als ihre Hauptaufgabe die Volkserziehung zu betrachten. Die constitutionelle Monarchie wie die rationalistische Religionsauffassung, obwohl beide eine contradictio in adjecto enthalten, vermitteln, allerdings ungenügend, den Uebergang zur Republik und zum wissenschaftlichen, vom Dogma unabhängigen Denken.

In gleicher Weise entspricht es dem Wesen der Republik, die Sittlichkeit zu fördern. Ein absolut unfreier Mensch kann nicht schlecht, er kann aber auch nicht gut handeln. Sklaven sind unzurechnungsfähig. Wo unbedingter Gehorsam verlangt wird, hört die Selbstbestimmung und mit ihr die persönliche Verantwortlichkeit auf. Allein gebildete und sittenreine Menschen können wahre Republikaner sein, allein durch die Freiheit können die Menschen zur wahren Bildung und Sittenreinheit gelangen.

Mit diesen theoretisch unbestreitbaren Wahrheiten stimmen nun freilich die Thatsachen nicht überein. Die amerikanische Union ist weit entfernt davon, den Namen einer Musterrepublik, welchen sie sich gern beilegen läßt, zu verdienen. Geistig wie

sittlich steht sie auf einem keineswegs hohen Niveau. Der Druck, welchen drüben eine ungebildete Menge durch das allgemeine, oft von politischen „Drahtziehern" gefälschte und irregeleitete Stimmrecht ausübt, ist kaum weniger schlimm als der eines Despoten. Die Majorität wird leicht zur Ochlokratie. Auch die öffentliche Corruption hat dort eine erschreckende Ausdehnung angenommen. Von dem nie völlig zu stillenden Heißhunger nach Gold ist die ganze Gesellschaft erpackt. Diese beklagenswerthen Zustände treten indessen auf, nicht weil, sondern obgleich die republikanischen Institutionen herrschen. Heutzutage existirt nämlich noch keine Republik, wie sie sein soll. Alle haben monarchische Gebrechen als Erbschaft übernommen und leiden darunter. Richtig durchgeführt muß sie einen bessernden Einfluß auf das Leben der Bürger ausüben.

Da nun aber Bildung und Sittlichkeit auf dem europäischen Continent sicher nicht tiefer stehen als auf der westlichen Hemisphäre, so braucht man ihnen nur die volle Möglichkeit zu geben, sich zu entfalten, und sie werden schöne Blüthen und Früchte tragen. Diese volle Möglichkeit gewährt aber allein die republikanische Staatsform. Nimmermehr kann die Monarchie, auch nicht die constitutionelle, als ausreichende Vorschule dienen für die Republik. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie Präsident Grant es in seiner Botschaft vom 4. März 1873 sagte, die republikanischen Einrichtungen berufen sind, den Erdkreis zu erobern. Zuerst natürlich das verhältnißmäßig hochgebildete Europa.

Mögen auch anfänglich die sich dort bildenden Republiken nur Minoritäten von wahren Republikanern in ihrem Schooße zählen, nach und nach werden diese mit Nothwendigkeit sich in Majoritäten umwandeln. Um schwimmen zu lernen, muß man vorerst in's Wasser gehen. Nur durch die Freiheit können Menschen wie Völker zur Freiheit erzogen werden.

Hauptsächlich mit einem Satze meiner Ausführungen war Heinzen einverstanden; mit der Bemerkung, daß, wo in Re-

publiken sich Mißstände zeigen, sie auf die allen ohne Ausnahme im Blute steckende monarchische Erbsünde zurückzuführen seien. Darum verwarf er vernünftigerweise wegen ihres monarchischen Beigeschmacks die Institution der Präsidentschaft. Mit stets neuen Argumenten und — Schimpfwörtern zog er gegen den „König im Frack" — ich glaube, dieser sprichwörtlich gewordene Ausdruck ist Heinzen's Erfindung — zu Felde, namentlich in einer auch in's Englische übersetzten Brochure: „Was ist wahre Demokratie?"

Die Methode, auch den höchsten Würdenträger der Republik aus der direkten oder indirekten Volkswahl hervorgehen zu lassen, ihm also einen gleichen Ursprung zu verleihen wie dem Congreß, ist absolut unstatthaft. Leicht wird hierdurch zwischen der legislativen und der exekutiven Gewalt ein verderblicher Antagonismus geschaffen. Es darf nur eine Volksvertretung geben. Aus dieser muß dann die jeden Augenblick widerrufliche, von jener ihre Befehle empfangende, ihr für deren Ausführung verantwortliche, aus mehreren, für je einen der verschiedenen Verwaltungszweige geeigneten Personen zusammengesetzte Vollziehungsbehörde hervorgehen. Das System des Convents ist trotz mancher ihm anhaftenden und nicht leicht zu beseitigenden Unzukömmlichkeiten das einzig wahrhaft republikanische. Auch ein Präsident ist ja eine Art von Monarch, von Alleinherrscher, der vielfach nach seinem eigenen Willen Bestimmungen trifft, über öffentliche Gelder verfügt, Beamte anstellt u. s. w.; darum fort mit ihm!

Ebenso halte ich jede zu weit geführte staatliche Centralisation für gefährlich. Je größer die Fractionirung in Gruppen, die sich selbst regieren, desto unbeschränkter vermag der Einzelne seine Freiheit auszuüben. In dieser Beziehung hatten die zum Föderalismus neigenden Girondisten das Wesen der Republik richtiger erfaßt als die Jacobiner mit ihrer „république une et indivisible" und der bevorzugten Stellung, welche sie der Hauptstadt Paris einräumten; in dieser Beziehung kommt in

Amerika die demokratische Partei, welche für die Rechte der Einzelstaaten — states' rights — gegen die centralistische Uebermacht — die state's rights — eintritt, der republikanischen Idee näher als die republikanische.

Wiederholt habe ich während meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und später in Mexiko in Wort und Schrift die Abschaffung der Präsidentschaft befürwortet. Will man diese Theorie utopisch nennen, nun so erinnere ich an das ebenso schöne wie wahre Wort Victor Hugo's: „chaque utopie est un berceau" — jede Utopie ist eine Wiege.

Sehr schlecht kamen bei Heinzen die Geistlichen aller Religionen und Confessionen weg. Ausnahmslos betrachtete er sie als Betrüger, nicht etwa als betrogene, sondern als bewußte. In jedem roch er den Jesuiten. Daß wir Beide auf diesem Felde nicht carambolirten, ist überflüssig zu versichern. Mit einigen Einschränkungen — Heinzen war in Allem extrem — theilte ich seine Ansichten.

Später las ich einmal, leider nur in englischer Uebersetzung, einen von einer japanischen, in Tokio erscheinenden Zeitung, „Tschoya Schimbun", veröffentlichten Leitartikel, in welchem eine Untersuchung angestellt war, ob die Religion im Allgemeinen dem Menschengeschlechte Vortheile oder Nachtheile gebracht habe? Nach einer höchst originellen, auf historische Thatsachen gestützten Auseinandersetzung, in welcher der Verfasser verschiedene Religionen, so den Schintoismus, den Buddhismus, das Judenthum und das Christenthum Revue passiren läßt, kommt er zu folgendem Schlusse: „Aus dem Obigen erhellt nun, daß die Religion die Menschen nicht in der Civilisation fördert, denn wenn diese Fortschritte macht, schwächt jene sich ab. Die Religion ist somit nur ein trügerisches Aushängeschild der Civilisation."

Von den zur Erhärtung dieser kühnen Behauptung beigebrachten Argumenten will ich nur eines anführen: „Während des Mittelalters", wird im Artikel gesagt, „befanden sich die

Nationen Europas noch in einem äußerst uncivilisirten Zustande. Kaum einen Tag erfreute sich damals jener Continent des Friedens; stets wurde er durch Kriege, welche großentheils ihren Ursprung in der Religion hatten, zerrüttet. Entsetzlich waren die Barbareien der Kreuzzüge. Die Leichen derjenigen, welche in denselben fielen, würden, aufgethürmt, einen Berg gebildet haben. Zu jener Zeit waren die Völker sehr eifrig in der Religion, und gerade darum führten sie jene Kriege.

„Aber nach vielen Jahrhunderten voll Blutvergießens begannen sie betreffs der Zweckmäßigkeit und solcher Art des Vorgehens Zweifel zu hegen. Der religiöse Eifer erkaltete; das Denkvermögen erstarkte, und die Civilisation machte allmälig Fortschritte bis zu dem Punkte, auf welchem wir sie jetzt erblicken. Wenn wir den religiösen Eifer des Mittelalters mit dem der Gegenwart vergleichen, so werden wir finden, daß er damals hundertmal stärker war, als er es jetzt ist, während die Kenntnisse der heutigen Zeit hundertmal größer sind, als sie es damals waren. Dies beweist, daß Civilisation und Religion ihre Plätze wechseln. Wenn jene auftritt, verschwindet langsam diese. Haben wir demnach Unrecht, zu behaupten, daß die Religion keine gute Wirkung ausübt?"

Die praktische Anwendung dieser Beweisführung lautete: „Von der Ansicht ausgehend, daß die Religion sehr schädliche Wirkungen hervorbringt, meinen wir, sie verdiene es kaum, daß die Regierung sich um sie kümmere. Der Glaube des Volkes kann nur in seinem Herzen gebildet werden. Es scheint darum unangemessen, daß die Regierung vorschreibe, welche Form des Glaubens die richtige, welche die falsche sei, was in dieser Hinsicht gethan, was unterlassen werden soll. Es wäre besser, die Regierung gestattete dem Volke, Gott nach eigenem Belieben zu verehren" — wer erinnert sich hierbei nicht der bekannten Worte Friedrichs des Großen: Jeder mag nach seiner Façon selig werden? — „unter der Voraussetzung, daß dadurch nicht die Landes-

geſetze verletzt werden. Wir fürchten, daß, wenn die Regierung ſich in Religionsangelegenheiten einmengt, wir von eben ſolchen Unruhen werden heimgeſucht werden, wie diejenigen waren, unter welchen Europa im Mittelalter litt, oder daß wir wenigſtens gegen viele Geſetzverächter werden einſchreiten müſſen."

Das Merkwürdigſte bei der Sache war, daß die Regierung des Mikado jene Rathſchläge eines oppoſitionellen Blattes berückſichtigte und — das Kultusminiſterium abſchaffte.

Auf einem ähnlichen Standpunkt ſtanden Heinzen und ich. In den Vereinigten Staaten verurtheilten wir die trotz der dort geſetzlich eingeführten Trennung von Staat und Kirche beliebte Einſchmuggelung des Gottglaubens in Politik und Gerichtsweſen. Ich namentlich bemühte mich während meines damaligen gezwungenen Aufenthalts in New-York durch in jener Stadt und anderen, wie Brooklyn, Hoboken, Newark, gehaltene Vorträge, welche immer eine zahlreiche deutſche Zuhörerſchaft herbeizogen, jeden Aberglauben, alſo, was ich als damit gleichbedeutend erachte, jeden Glauben zu zerſtören.

Wie es überhaupt meine Gewohnheit iſt, ſprach ich immer frei. Weder ſchrieb ich meine Reden nieder, noch memorirte ich ſie. Nur eine Art von Skelett pflegte ich mir vorher zu entwerfen, um im Großen und Ganzen den Gedankengang feſtzuzuſtellen. Solche Skelette beſitze ich noch in Menge.

Beſonderes Aufſehen machte meine Erklärung der Ringfabel in Leſſing's „Nathan dem Weiſen", deren Bedeutung ich in den Worten erkannte:

„Der rechte Ring vermuthlich ging verloren."

Ich ſagte darin unter Anderm: „Der Deismus unterſcheidet ſich nur ſcheinbar vom Atheismus. Nicht auf einen Glauben an einen Gott überhaupt kommt es den Religionen an, ſondern auf den Glauben an einen beſtimmt formulirten Gott. Nicht das Ob?, ſondern das Wie? bildet deren Baſis. Wenn man befugt iſt, Gott ſich nach ſeinem individuellen Belieben vor-

zustellen; wenn man mit Faust das Wort, das im Anfang war, bald mit „Sinn", bald mit „Kraft", bald mit „That" übersetzen darf, so verwässert sich der Gottbegriff in dem Maße, daß schließlich nichts mehr von ihm übrig bleibt. Auch ein Atheist wird nicht so unvernünftig sein, eine Urkraft zu leugnen, aus welcher Alles, was ist, hervorgegangen und noch hervorgeht. Eine Wirkung ist ja undenkbar ohne eine Ursache. Das Gesetz der Causalität beherrscht das Weltall. Der Deismus ist demnach nur eine Fiction, bei den meisten sich bona fide für Deisten haltenden oder als solche ausgebenden Menschen eine Selbsttäuschung.

„Aber auch seiner bedürfen wir nicht, um ganz und voll zu sein, was wir sein sollen: Menschen. Mag immerhin der echte Ring von den dreien, von den vielen andern, deren jeder eine verschiedene Religion bezeichnet, verloren gegangen sein: es darf uns nicht anfechten. Im „Nathan" zeigt uns Lessing der Menschheit Beruf, und dieser Beruf ist so edel, so schön, so erhaben, daß sie um nichts Weiteres sich zu kümmern braucht. Des wahren Ringes geheimnißvolle Kraft erweist sich in allgemeiner religionsloser Menschenliebe."

Ich sprach auch über „Alte und neue Weltanschauung", über „Gut und Böse", über das „Opfer", über das „Gebet" nnd ähnliche Themata. Dem letzten Vortrag wohnte Heinzen zufällig bei. Als ich meine Auseinandersetzung in den Versen resumirte:

„Warum streckst Du in Noth gekettete Hände gen Himmel,
Spannst das schleppende Wort vor die beflügelte That?
Mensch, der droben ist taub für alle Gebete des Schwachen.
Nur wer stark, wird erhört, denn bist Du stark, hilfst Dir selbst" —

da kam er auf mich zu, drückte mir herzlich die Hände und sprach mir seine Zustimmung aus. Im Allgemeinen war er sehr sparsam mit Beifallsbezeugungen auch Gesinnungsgenossen gegenüber; darum mußte ich die von ihm gespendete mir hoch anrechnen.

Mit der Wiederaufnahme meiner Thätigkeit als Redner vor freien Gemeinden glich ich ein wenig jenen mittelalterlichen Bischöfen, die halb Geistliche, halb Krieger waren. Auch ich habe von Zeit zu Zeit das Schwert niedergelegt, um das Wort zu ergreifen und Religionslosigkeit zu predigen, oder umgekehrt.

Ein eigenthümlicher Zufall wollte, daß ich sogar thatsächlich, obwohl nur für eine Stunde, die Rolle eines Geistlichen übernehmen mußte.

Während meines ersten Aufenthalts in New-York pflog ich mit dem Prediger Heinrich Toelke, der an einer deutschen protestantischen Kirche angestellt war, Umgang. 1852 schon dem Rationalismus huldigend, hatte er sich allmälig zum Unglauben durchgerungen und deßhalb seine Stellung aufgegeben. Aufrichtig wünschte ich ihm Glück zu dieser Selbstbefreiung. Toelke, Wittwer geworden, wollte sich nun zum zweiten Male verheirathen. Da er aber mit Recht Anstand nahm, sich von einem gläubigen Pfarrer mit seiner Braut zusammengeben zu lassen, und Dr. Douai zufällig auf einige Wochen abwesend war, so bat er mich, die Trauung zu vollziehen. Zuerst faßte ich die Sache als einen Scherz seinerseits auf. Als Toelke jedoch darauf bestand und mir aus den amerikanischen Gesetzen nachwies, daß ich, wegen meiner früheren Eigenschaft als Sprecher der freien Gemeinde zu Zeitz, die Befugniß dazu hätte, so daß jede von mir eingesegnete Ehe volle Rechtsgiltigkeit besäße, gab ich nach. Die einzige Concession, die ich dem von mir vorzunehmenden feierlichen Akte machte, welchem außer den direkt dabei Betheiligten und ihren Trauzeugen nur wenige Bekannte beiwohnten, war, daß ich mich schwarz ankleidete. Alles verlief in den üblichen Formen. Auf meine doppelte Frage wurde von Beiden das bindende Ja gesprochen, daraufhin fügte ich ihre Hände zusammen und richtete an die Neuvermählten eine Ansprache, die sich von den bei ähnlichen Gelegenheiten von Talar- oder Stola-Trägern gehaltenen in sofern unterschied, als

der liebe Gott dabei aus dem Spiele blieb, da ich, in völliger Unkenntniß desselben, seinen Namen nicht unnützlich anrufen wollte, außerdem wohl auch dadurch, daß sie mehr aus dem Herzen kam und nicht allein ein Herplappern sakramentaler Worte war.

Es dürfte schwerlich jemals vorgekommen sein, daß ein früherer protestantischer Pastor von einem noch im aktiven Dienste stehenden Genieoberſten copulirt und zwar, wie die Amerikaner sagen, „duly married“ worden sei. Ebensowenig ist es wahrscheinlich, daß ich selbst noch einmal in die Lage komme, als legaler Ehestifter zu fungiren. Der Gedanke gewährt mir aber Genugthuung, auf diese für mich müheloſe Weise zum Glück zweier Menschen beigetragen zu haben.

Nicht günstiger als die Pfaffen beurtheilte und behandelte Heinzen die Geldmänner. Nichtsdestoweniger war er, vielleicht aus persönlicher Feindschaft gegen Karl Marx, ein Gegner der „Internationale“.

Von Mitte 1871 bis zum Frühling 1872 befand ich mich wiederum in New-York. Ich habe schon im ersten Theile erzählt, daß mein damals gemachter Versuch, nach Mexiko zurückzukehren, scheiterte, weil Benito Juarez, der mein politischer Gegner geworden war, noch das Staatsruder in der Hand hielt, und meine Freunde mir dringend abriethen, mich nochmals für unsere Sache nutzloſen Verfolgungen auszusetzen.

Seit dem September 1869 bestand in New-York eine 1872 wieder eingegangene sehr freisinnige Wochenschrift: „Die neue Zeit“, für die auch Douai, Carl Vogt, der jüngstverstorbene Culturhistoriker Kolb, Ludwig Büchner, Herwegh und andere berühmte liberale Schriftsteller Beiträge lieferten. Ich trat in die Redaktion ein.

Damit verscherzte ich mir jedoch die Freundschaft Heinzen's, den ich mit Freuden wiedergesehen hatte. „Die neue Zeit“ machte nämlich seinem „Pionier“ Concurrenz, und darum richtete er unabläſſig seine schärfſten Pfeile gegen unser Blatt.

Endlich wurde es mir zu arg. Ich beschloß, meinerseits eine Polemik gegen ihn zu eröffnen.

„Bringen Sie nicht Zwietracht in die leider noch so kleine Schaar wahrer Radikalen" — sagte mir ein Bekannter, um mich von jenem Vorhaben abzubringen.

Als Antwort citirte ich das „amicus Plato, sed magis amica veritas." Heinzen ist mein Freund, doch größere Freundinnen sind mir Wahrheit und Gerechtigkeit. Warum auch sollten wir ihm immer die Rolle des Hammers überlassen und uns mit der des Amboßes begnügen? War er es nicht, welcher fortwährend auf die rücksichtsloseste, ungerechteste Weise gegen hervorragende Radikale loszog? Jede Nummer des „Pionier" gab Zeugniß davon. Es schien beinahe, als ob er mit Vorliebe seine Angriffe gegen Männer richtete, die auf seinem eigenen Standpunkt standen und nur in unwesentlichen Fragen von ihm abwichen. Vielleicht lag der Grund hiervon in seiner Furcht, daß sie ihn in den Schatten stellen möchten.

Gern erkenne ich die Berechtigung eines jeden Ichs an, selbst wo dieses sich in etwas zu entschiedener Weise vordrängt. Aber das darf nicht so weit gehen, den übrigen Ichs die gleiche Berechtigung zu verweigern. Von jeher bin ich ein Gegner jedweden Autoritätsglaubens gewesen. Niemals habe ich mich vor einem αὐτὸς ἔφα gebeugt, und sei dieser αὐτὸς auch ein — Heinzen. Wo immer ich einen neuen Götzen aufrichten sehe, da greift instinctiv meine Hand nach einem Steine, um ihn gegen das Bild zu schleudern. Aus Gefühl wie aus Ueberzeugung bin ich in solchen Fällen Ikonoklast.

Das Schlimme war, daß um Heinzen als Hohenprieſter sich eine allerdings wenig zahlreiche Gemeinde gebildet hatte, die auf seine Worte als auf die eines untrüglichen Meisters schwur und jeder der Abschlachtungen zujauchzte, welche er periodisch an Rivalen, sie auf dem Altar seiner maßlosen Eitelkeit opfernd, vorzunehmen pflegte.

Hörte ich doch einmal aus dem Munde eines Heinzen-Gläubigen die eines jeden Denkenden, vornehmlich eines freisinnigen Menschen unwürdige Aeußerung:

„Alles, was Heinzen schreibt, unterschreibe ich blindlings, ohne es auch nur gelesen zu haben."

Einen derartigen Personencultus hielt ich für gefährlich. Ich erachtete es als meine Pflicht, energisch dagegen zu protestiren. Es schien mir die höchste Zeit, dem aggressiven Gebahren Heinzen's entgegenzutreten; am Ende war es doch kein Verbrechen, nicht überall gleicher Meinung mit „dem Weisen von Roxbury", wie seine Freunde ihn getauft hatten, zu sein.

Man rieth mir auch aus dem Grunde ab, mit Heinzen anzubinden, weil er sicher sehr grob werden und mir recht unästhetische Beiwörter an den Kopf werfen würde. Desto schlimmer — für ihn, entgegnete ich. Wer keine Gründe hat, nimmt seine Zuflucht zum Schimpfen und ist dadurch allein schon gerichtet. Der Riese Goliath war gewohnt, die Kinder Israels mit Keulenschlägen zu traktiren, und doch brach jener Philister zusammen, schwer am Kopfe getroffen von einem Stein aus der Schleuder des kleinen David.

Heinzen hatte sich in eine förmliche Erbitterung hineingeschrieben. So lange sie ihr Gift gegen unsere gemeinsamen Feinde spritzte, wollte ich es dulden, obgleich ich auch dann dem suaviter in modo neben dem fortiter in re huldige; die Gleichdenkenden durften aber nicht länger darunter leiden. Damit hätte man seinem biliösen Temperament zu viel Rechnung getragen. Außerdem steckte er ja selbst voller Vorurtheile, wenn auch negativer Art. Weil viele Militärs einer, seiner Ansicht nach, schlechten Sache dienen, galt ihm, wie ich schon weiter oben bemerkt habe, eine Ausnahme unter ihnen als Unmöglichkeit. Ebenso verdammte er alle Adeligen, allein des vor ihrem Namen stehenden Wörtchens „von" wegen, also auch mich, in Bausch und Bogen, und wenn er nicht Victor Hugo und

Rochefort nach seiner Manier verarbeitet hat, so geschah es vermuthlich nur deshalb nicht, weil er vergessen hatte, daß auch diese Beiden von adeliger Geburt sind.

Also en avant!

In einem Leitartikel: „Ein neuer Gegner der Internationale" wendete ich mich zunächst gegen Rudolph Lexow, den zum Millionär gewordenen Herausgeber des „Belletristischen Journals", das aus der „Criminalzeitung" hervorgegangen war, für welche ich 1852 und Anfangs 53 viel geschrieben, und in dem ich noch 1865 meine historisch-politische Arbeit über „Mexiko und die mexikanische Frage" veröffentlicht hatte. In Lexow's vielgelesenem und einflußreichem Blatte war eine gehässige Philippika gegen die Arbeiterbewegung im Allgemeinen und speziell gegen die „Internationale" erschienen, voller Irrthümer, voller Lügen, voller Verleumdungen, voller persönlicher Verdächtigungen ihres damaligen Führers Karl Marx. Ich trat für diesen wie für jene in die Schranken und führte gegen die Behauptung, „in Deutschland verhindere die Besorgniß vor der Internationalen die Rückkehr auf den Friedensfuß", die bekannte Thatsache an, daß gerade sie eine Gegnerin des letzten deutsch-französischen Krieges gewesen war, wie sie überhaupt eine Gegnerin jedes Krieges zwischen Nation und Nation ist. Heinzen's Namen erwähnte ich nur beiläufig; ich sprach mein Bedauern aus, daß er in diesem Falle mit Lexow an demselben Strange ziehe, und die Hoffnung, daß er auch in der Arbeiterfrage sich zu unseren Ansichten bekehren werde. Diese Bemerkung sowie die Vertheidigung des von ihm ingrimmig gehaßten Marx machte ihn wild. Heinzen wurde ausfallend. Mir blieb wirklich nichts übrig, als ihn zurechtzuweisen. Ich schrieb unter Anderm:

„Ebenso wie Luft und Wasser — so lautet eine der Forderungen der Internationalen — muß der Erdboden ein Gemeingut der Menschheit sein. Ist diese Forderung etwa eine

so gar unberechtigte? Was würde geschehen, was müßte mit logischer Nothwendigkeit geschehen, wenn das heutige System des auch auf Grund und Boden ausgedehnten Besitzrechtes noch einige Jahrhunderte fortbestehen sollte? Die meisten unserer Epigonen würden dann schon bei ihrer Geburt nirgends einen Flecken Erde finden, wohin ihre Wiege zu stellen wäre, ohne den früheren Geschlechtern, die die ganze Erde im voraus als persönliches Eigenthum unter sich getheilt, Zoll und Abgaben dafür zu zahlen. Schon jetzt muß man den Proletarierkindern, sobald sie das Licht der Welt erblicken, die trostlosen Worte zurufen:

„Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit Dir geboren,
Von dem ist leider nie die Frage."

„Findet Herr Heinzen einen derartigen Zustand gerecht? Und wenn die Internationale ihn zu ändern und zu verbessern strebt, muß sie dafür, wie Herr Heinzen es wünscht, „strangulirt" werden?"

Bezüglich Marx' sagte Heinzen, daß er ihn seit dreißig Jahren und zwar ganz genau persönlich kenne, und leitete aus diesem Umstande seine Befugniß ab, endgiltig über ihn abzuurtheilen, während er mir dieselbe, weil ich in keinen persönlichen Beziehungen zu Marx gestanden, nicht zugestehen wollte. Ich erwiderte:

„Sollte es eine unerläßliche Vorbedingung sein, um über einen öffentlichen Charakter ein Urtheil abgeben zu dürfen, mit ihm vorher einen Scheffel Salz verzehrt zu haben? Ich meine, ein Fernerstehen giebt uns bisweilen ein richtigeres Bild von einem Menschen als ein allzu nahes. Es ist überdies nicht unmöglich — wir sind ja alle Menschen — daß Herr Heinzen sich durch Gründe rein privater Natur hat beeinflussen lassen, um ein so strenges Verdikt über Karl Marx zu fällen. Sei dem, wie ihm wolle, in meinen Augen haben Personen eine verhältniß-

mäßig geringe Wichtigkeit, wo es sich um Prinzipien handelt. Die der Internationalen sind nicht vollkommen; ich glaube aber, daß durch sie, gewisser Maßlosigkeiten entkleidet, die Heilung der gegenwärtigen, durch und durch kranken Gesellschaft herbeigeführt werden kann.

„Heinzen scheint es mir übelgenommen zu haben, daß ich die Hoffnung ausgesprochen, er werde sich auch in dieser Frage zu unseren Ansichten bekehren. Ich habe dabei keineswegs die Absicht gehabt, ihm zu nahe zu treten. Oder glaubt etwa Herr Heinzen fertig zu sein mit seinen Ansichten? „Strebend nur bist Du Mensch!" So ist es also nicht ausgeschlossen, daß auch er noch im Laufe der Jahre diesen oder jenen Irrthum ablege, diese oder jene Wahrheit besser erkennen lerne und sich auf einen höheren, klareren und vorurtheilsfreieren Standpunkt aufschwinge, als der ist, welchen er in diesem speziellen Falle noch einnimmt. Ich würde meinen, ihm eine Beleidigung zuzufügen, wenn ich annehmen wollte, er halte sich für unfehlbar."

Das war gerade die Sprache, um Heinzen außer dem Häuschen zu bringen, und er unterließ es denn auch nicht, gegen mich loszuwettern.

Wie befugt ich aber war, von mir zu sagen, daß ich die Ansichten der Internationalen nicht für vollkommen halte, geht aus einem anderen Leitartikel hervor, betitelt: „Die geistige Arbeit". Nachdem ich mich darin offen als Materialisten bekannt — „Alles ohne Ausnahme", schrieb ich, „läßt sich auf die Materie zurückführen. Was wir Geist nennen, ist nichts weiter als das Resultat verschiedener Combinationen des Stoffes" — und das Recht der materiellen Arbeit anerkannt hatte, fuhr ich fort:

„Aber wir dürfen nicht in die Charybdis fallen, um der Scylla zu entgehen. Wir dürfen namentlich nicht die geistige Arbeit tiefer stellen als die materielle. Wir wollen keine Aristokratie des Kopfes, aber ebensowenig eine Aristokratie der Hand. Wir wollen eine Gleichberechtigung beider; ja noch mehr,

wir streben dahin, daß alle Handarbeit, so zu sagen, durchgeistigt werde, und daß der Theil derselben, welcher einer Durchgeistigung nicht fähig ist, statt von denkenden Menschen, mehr und mehr von bewußtlosen Maschinen vollbracht werde.

„Kopf und Hand sollen stets zusammengehen. Wird denn aber, kann etwas gethan werden ohne den Geist? Ist die geistige Arbeit nicht immer die Quelle, aus der die Handarbeit entspringt? Ehe eine Maschine mit ihren tausenden von Rädern, Gewichten und Schrauben wirken kann, muß sie doch eine geistige Präexistenz im Kopfe ihres Erfinders gehabt haben. Ehe ein Haus durch die Arbeit der Maurer aus Stein und Mörtel sich erhebt, muß der Plan dazu — eine geistige Arbeit — vom Baumeister entworfen sein. Weil man früher die Handarbeit so gering geachtet hat, ist es falsch, in der Reaktion dagegen so weit zu gehen, jetzt ein Gleiches mit der geistigen Arbeit zu thun. Ein bloß materieller Fortschritt hat niemals lange Zeit hindurch ein Volk an der Spitze der Civilisation erhalten.

„Gerade in diesem Punkte könnte und sollte der deutsche Einfluß in Amerika zu einem günstigen und segensreichen werden. Man nennt die Deutschen ein Volk von Denkern, die Amerikaner ein praktisches Volk. Jedes von ihnen repräsentirt eine Halbheit. Amalgamire man sie, und das Ergebniß wird sein: ein Volk von praktischen Denkern oder von denkenden Praktikern.

„Das ist es, was wir wollen. Keine Ueberhebung der geistigen Arbeit über die Handarbeit, aber auch keine Tieferstellung jener. Eine enge Verschwisterung beider ist erforderlich, um eine Nation wie ein jedes ihrer Mitglieder frei, groß und glücklich zu machen."

Ich fand und finde es darum nicht in der Ordnung, aber wohl begreiflich, daß die Arbeiter, welche als Klasse unterdrückt sind, ihren Kampf als solche führen. Das Feldgeschrei der Zukunft muß jedoch auch für sie sein: Nieder mit allen die Menschen

trennenden Schranken, also auch nieder mit denjenigen, welche die heutige Gesellschaft in Klassen scheiden.

Da ich gerade von der socialen Frage spreche, will ich beiläufig bemerken, daß in einem am 21. Oktober 1871 in der „Neuen Zeit" von mir veröffentlichten Artikel: „Bismarck und die Internationale" sich folgende Stellen befanden:

„Bismarck weiß sehr wohl, daß hinter den socialistischen Führern Zehntausende stehen, die nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen haben, daß hinter diesen Zehntausenden bewußter Socialisten die ganze Masse des hart arbeitenden, entbehrenden, bedrückten Volkes steht, ein unerschöpfliches Meer gährender Elemente, das seiner Kraft und der Mittel und Wege noch unbewußt, sich hier und da in großartigen, fast immer erfolglosen Strikes, in einzelnen gewaltsamen Eruptionen bemerklich macht, das aber nur der Klarheit des Zieles, der Organisation und der Führer bedarf, um eine gewaltige Macht darzustellen. Es ist daher völlig kindisch und zeugt von gänzlicher Unkenntniß des Charakters jenes Staatsmannes, wenn man mit der Miene der Ueberlegenheit die Ansicht belächelt, als könne ein Bismarck sich mit so untergeordneten Dingen befassen. Man möge sich darauf verlassen, daß die Bildung jedes neuen socialistischen Vereins in Deutschland Bismarck mehr Kopfschmerzen verursacht, als vierundzwanzig Reden der Oppositionsschwätzer. Offenbar ist er sich aber über seinen Operationsplan gegen diesen furchtbarsten aller seiner Gegner noch nicht ganz klar. Wird er Gewalt-, Unterdrückungs-Maßregeln anwenden? Einiges scheint dafür zu sprechen: die strengere Censur socialistischer Zeitungen, die Verfolgung und Einkerkerung der Führer. Dergleichen fördert aber nur die Bewegung. Das weiß Bismarck selbst. Wir glauben daher, daß er auch zu anderen Mitteln greifen wird, zu einschläfernden, besänftigenden, wie Schiedsgerichte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, karge Unterstützungen, staatliche Organisationen à la Schultze-Delitzsch

u. s. w. Damit wird er vorübergehende Erfolge erzielen. Alle derartige Versuche aber, die mächtig anschwellende sociale Bewegung auch nur für einen nennenswerthen Zeitraum zu hemmen, werden scheitern."

So geschrieben vor dreizehn Jahren in New-York! Darf ich mich da, Angesichts der neuesten staatssocialistischen oder, wie Bennigsen sie treffender nennt, polizeisocialistischen Maßregeln des großen Kanzlers, nicht rühmen, ein ziemlich guter Prophet gewesen zu sein?

Eine wahre Wuth hatte Heinzen gegen die Mehrzahl der dmaaligen deutsch-amerikanischen Journalisten. Sammt und sonders reihte er sie unter der Rubrik: „feile Lohnschreiber" ein. Ihnen galten seine sublimirtesten Kraftausdrücke. Er übersprudelte förmlich von Phrasen des Ekels und der Verachtung. Die scharfe Geißelung, welche er ihnen fast in jeder Nummer seines Wochenblattes, das durch die Beiträge einer kleinen, opferwilligen Schaar unbedingter Anhänger erhalten wurde, angedeihen ließ, war meistentheils eine gerechte. Nur wußte er auch hier nicht Maß zu halten. In Heinzen's Augen war der „Pionier" die einzig würdige Zeitung. An ihrem Kopfe hätte sie die der Formel des alttestamentlichen Jahwe ähnliche tragen können: „Du sollst keine anderen Blätter lesen neben mir!" Jene anderen Zeitungen befanden sich freilich nicht in der angenehmen Lage wie die Heinzen'sche, kein Blatt vor den Mund nehmen und um Einkünfte aus Abonnements und Anzeigen sich nicht kümmern zu brauchen. Sie mußten, wollten sie fortbestehen, gewisse Rücksichten nehmen auf ihr ausgedehnteres Leserpublikum. Nur daß sie diesen Rücksichten häufig ihre Meinungen unterordneten, ist nimmermehr zu billigen.

Die Presse ist das stets wachende Auge, das stets lauschende Ohr, der stets redende Mund des Jahrhunderts — ihr Wort das einflußreichste des Tages. Leider machen von diesem Auge, Ohr und Mund nicht immer die Berufensten Gebrauch. Die

Macht der Presse wird geschwächt, ihr Werth beeinträchtigt, die ihr schuldige Anerkennung vermindert, weil sie häufig schlechte Vertreter hat. Soll sie ein Priesterthum sein, so muß man die Wechsler aus ihrem Tempel jagen. Bis heute wimmelt es aber darin von solchen. Ich begriff deshalb Heinzen's Widerwillen gegen die deutsch-amerikanischen Durchschnittsjournalisten. Er hatte nicht ganz Unrecht mit seiner Behauptung, in Amerika mache das Handwerk des Journalisten, für die Meisten in der That ein bloßes Handwerk, aus jedem durstigen Bummler oder verunglückten Commis, der früher in seinem ganzen Leben nicht an Schriftstellerei gedacht habe, sofort einen vollendeten „Editor".

Daß er außer in dem „Pionier" mit einem dicken Buche, dem schon angeführten „Editorencongreß", gegen jene Leute zu Felde zog, mißfiel mir jedoch um so mehr, als jener satyrisch sein sollende Roman, wenn er auch manche treffliche Gedanken enthielt, ein schwächliches Machwerk war.

Heinzen selbst sandte mir ein Exemplar desselben, mit der Bitte, ihn in der „Neuen Zeit" zu besprechen. Wollte er dadurch mich zu einer günstigen Beurtheilung bestimmen? Dann hatte er sich in mir geirrt. Ich besprach das Buch gewissenhaft, tadelte, was zu tadeln war, d. h. die ganze Anlage und den größeren Theil des Inhalts, und machte mir dadurch den Verfasser zum unversöhnlichen Feinde.

„Wohl ist es wahr", schrieb ich, „daß mit einzelnen Ausnahmen die deutsch-amerikanische Presse auf einer schmachvoll tiefen Stufe steht, daß sie nicht selten auf die deutsche Bevölkerung der Union einen verderblichen Einfluß ausübt, daß sie häufig mehr verdummt als erleuchtet, mehr zur Gemeinheit herabzieht als erhebt, mehr irre leitet als richtige Wege weist: solche Karrikaturen jedoch, wie Heinzen sie aus den von ihm geschilderten Journalisten macht, sind denn doch nicht in den Vereinigten Staaten zu finden. Augenscheinlich hält er sich für den einzig vernünftigen und ehrenwerthen unter ihnen, alle übrigen

für Dummköpfe, Lumpen und Schurken. Außerdem ist es ein Widersinn, die „Editoren", um sie zu charakterisiren, richtiger gesagt, zu karrikiren, so albern aus der Schule schwatzen zu lassen, wie sie es in ihren vor dem Congreß in Cincinnati gehaltenen Reden thun, und sich selbst damit gleichsam an den Pranger zu stellen. Der Verfasser wirft ihnen Mangel an Wahrheitsliebe vor, und doch läßt er sie sich mit einer Offenheit über ihre innersten und geheimsten Triebfedern und Absichten aussprechen, die völlig undenkbar ist, selbst wenn man voraussetzen wollte, daß in ihnen allen die Frechheit bis zur höchsten Potenz ausgebildet wäre. Niemand zieht sich nackt vor der Menge aus, wenn er weiß, daß er mißgeformt ist, am Wenigsten vor Leuten, in denen Jeder doch Konkurrenten sehen muß, die die enthüllten Mängel und Fehler gegen ihn benützen und ausbeuten würden. Richtiger, feiner, witziger wäre es gewesen, wenn Einer immer des Andern schwache Seiten blosgelegt hätte. Freilich wäre hierzu ein größeres Darstellungstalent erforderlich gewesen, als es dem Verfasser eigen zu sein scheint."

Nie hat mir Heinzen diese abfällige Kritik verziehen. In seinem „Pionier" versuchte er unter der Ueberschrift: pro domo et justitia eine spaltenlange, mit Anzüglichkeiten aller Art gespickte Widerlegung derselben, d. h. eine Vertheidigung aller von mir bemängelten schwachen Stellen jenes Buches. Am Meisten schien ihn geärgert zu haben, daß ich gesagt hatte, er „male mit einem Strauchbesen anstatt mit einem Pinsel."

Heinzen schloß: „Herr von Gagern glaubt augenscheinlich, durch seine kleinliche Jagd nach selbstgeschaffenen Dummheiten, durch seine Meisterschaft in geistlosen Auslegungen und durch sein forcirtes Umgehen der wahren Pointen eine vernichtende Kritik vollbracht zu haben. Es würde sicher jeder Eckensteher eine Stellung in der Litteratur einnehmen, wenn man um so wohlfeilen Preis ein Schriftsteller werden könnte, wie Herr von Gagern zum Kritiker wurde."

Diese pikirte Entgegnung bewies, daß meine Hiebe gesessen hatten. Er war sehr überrascht, daß Jemand es gewagt, ihn, Heinzen, in ähnlicher Weise zu behandeln, wie er gewohnt war, alle Welt zu behandeln. Uebrigens war die mir zu Theil gewordene „Abfertigung", nach seiner sonstigen Schreibweise zu urtheilen, eine äußerst höfliche. Ich nahm sie ihm darum auch nicht weiter übel.

Als ich bei unserer nächsten Begegnung ihn darauf aufmerksam machte, daß ich ja auch manche Stellen seines Romans gelobt hätte, citirte er erbost meine eigenen, auf ihn angewandten Worte: „Es ist nicht Jedermanns Sache, unter vielem Stroh sich mühsam einzelne Körner herauszulesen." „Ein Lob aus Ihrer Feder", so schloß er unsere kurze Unterhaltung, „ärgert mich mehr als ein Tadel aus irgend einer anderen."

Einige Citate aus dem in Europa wohl kaum bekannt gewordenen „Editorencongreß" mögen folgen und gleichzeitig als Heinzen'sche Stylproben dienen.

Den deutsch-amerikanischen Liedertafeln machte er den Vorwurf, „nichts weiter zu thun als zu — singen, mit Gesang, Parademachen und Biersaufen die Zeit todt zu schlagen, um ihre innere Leerheit zu verdecken." „Die Teutschen in Amerika haben freie Bewegung, aber sie haben keine allgemeine, ihnen eigenthümliche Idee, welche ihnen Volksfeste möglich macht. Ihre Feste sind daher weiter nichts als Tummelplätze für einen Vergnügungstaumel, in dem Jeder sich anarchisch umhertreibt, ohne bestimmten Anhalt und eine allgemeine Inspiration. Das Bier ist die einzige nationale Idee dabei." Und das Bier haßte er, während er ein, obwohl mäßiger Verehrer des Weines war. „Gambrinus", meinte er, „läßt sich so wenig an der Spitze eines Volksfestes denken — von diesem Begriff ist der Wein unzertrennlich — wie die Venus vulgivaga als Vertreterin der Liebe." Er erfand das parodistische deutsche Nationallied:

„O wenn ich doch ein Wallfisch wär',
Und lauter Lagerbier das Meer,
Und der Häring schwämm' als Salat umher,
Begleitet von duftendem Limburger,
Dann gäb's für mich halt kein Begehr
Und keinen Katzenjammer mehr."

Der Schluß einer barocken, an die deutschen Biertrinker gerichteten, natürlich nur erfundenen Rede lautete: „Sauft, bis Ihr in der Schlempe umherschwimmt wie die Sau in der Gosse! Sauft, bis Ihr aufschwellt zu Ballons und als Planeten Euch von der Erde erhebt in die unendlichen Regionen der Unsterblichkeit. Dort oben aber, wo die irdischen Verdienste erst ihren ganzen Lohn finden, werdet Ihr die Entdeckung machen, daß die Milchstraße nur eine Schaumstraße ist, unter welcher der Ocean des kosmischen Lagerbiers fließt, der niagaramäßig daher donnert aus den Felsenkellern der Unendlichkeit. Dort, theure Brüder, wird unser Elysium sein."

Die Gesammtauferstehung der Menschen schildert Heinzen wie folgt: „Ich hörte ein Blasen, als käme es aus meilenlangen Posaunen, und als sollten seine Töne die Sterne vom Himmel herabschmettern. Es war die Weckmusik des jüngsten Tages. Wohin man blickte, spaltete sich die Erde, ein allgemeines Geklapper ertönte, die zerstreuten Gebeine fügten sich eilig zusammen, und ganze Processionen von Gerippen traten den Marsch nach dem großen Appell- und Richtplatz an. Eine unübersehbare Menge bedeckte den Plan. Auf einem erhabenen Throne saß Gott, der Herr, mit drohendem Bart und gebieterischen Augen, welche das lautlose Heer der Erstandenen musterten. Plötzlich rief der Herr mit Donnerstimme: „Wo bleiben denn die Teutschen? Die ganze Menschheit ist versammelt, nur die Teutschen fehlen. Wollen diese Siebenschläfer, die immer schliefen, wo andere Völker aufstanden, sogar den jüngsten Tag verschlafen?"

„Ein teutscher Radikaler nahte sich nun demüthig dem

Thron und sprach: „Herr, ich weiß ein einfaches Mittel, meine Landsleute zu versammeln. Verkünde ihnen, daß Du Bier verzapfest."

„Darauf rief der Herr: „Petrus, ein frisches Fäßle angestochen!"

„Kaum hatte er das Wort gesprochen, als sich in der Ferne ein Gebraus wie von der stürmenden See vernehmen ließ, und in kürzester Zeit stürzten achtzig Millionen Teutsche auf den Versammlungsplatz und schrieen einstimmig: „Wo ist das Fäßle?"

Wie das Biertrinken verabscheute Heinzen das Tabakrauchen. Er stellte den Satz auf: „So lange die Menschen Tabak rauchen, sind sie nicht frei und werden sie nicht frei", und begründete ihn folgendermaßen in seiner eigenthümlich drastischen Weise: „Ich komme eben aus einer Versammlung teutscher Radikalen. Es ist mir zu Muth, als wäre ich im Paroxismus der Seekrankheit. Meine gebeizten Augen thränen, der Athem ist mir versetzt, ein Erbrechen droht mir, wie ich mich bewege, meine Kleider stinken bis auf die Haut von dem scheußlichen Kraute, dessen Gebrauch man von den trostlosen, bestialischen Wilden gelernt hat, und alle weibliche Gesellschaft flieht mich wie ein Ungeheuer. Und warum das Alles? Weil ich, meiner Principien wegen, einer Gesellschaft beiwohnen muß, die sich frei und radikal nennt, aber weder für sich so frei ist, daß sie auch nur auf eine Stunde das qualmende Stinkkraut entbehren kann, noch für Andere so frei denkt, daß sie denselben die Nothwendigkeit erspart, im Interesse der — Freiheit dieser unausstehlichen, ekelerregenden Tortur sich auszusetzen. O wie oft habe ich mir schon gewünscht, Menschen den Mund zupflastern zu können, wenn sie ihn benutzten, um Unsinn zu schwatzen! Aber noch weit öfter, wenn sie ihn als Krater für diesen erstickenden, augenzerstörenden und verpestenden Qualm benutzten."

Nach dieser Expectoration, die sich dem Tractate Königs

Jakob's I. von England gegen die Nicotiana würdig an die Seite reiht, fährt Heinzen fort: „Die Tabakraucher sind Sklaven für sich und Tyrannen für Andere. Ist Der nicht ein Sklave, der nicht leben, nicht einmal über die Freiheit deliberiren kann ohne einen „Genuß", welcher durch keine Naturnothwendigkeit bedingt ist und nur durch die Gewohnheit erträglich wird? Und ist Der nicht ein Tyrann, der bei diesem „Genuß" nicht die mindeste Rücksicht nimmt auf Andere, denen derselbe vollständig unerträglich wird, die aber durch Rücksichten und Umstände an seine Gesellschaft gebunden sind? Wenn der bloße Umstand, daß einem Menschen Dies oder Jenes einen „Genuß" verschafft oder ein „Bedürfniß" geworden, ihn berechtigt, sich demselben ohne Rücksicht auf Andere hinzugeben, so hört alle Sitte und aller Anstand auf, und jede Sünde gegen die Aesthetik ist legitimirt".

Eigenthümliche Worte im Munde Heinzen's!

Heinzen war in seinem Herzen ein guter Deutscher geblieben und nebenbei etwas antisemitisch angehaucht. Die kosmopolitische Ader fand sich nur schwach in ihm entwickelt. Mit täglich sich erneuerndem Schmerze empfand er die Verbannung. Er erging sich darüber in ergreifenden Klagen und wilden Zornesausbrüchen, die Einem die von Frau von Staël ausgestoßenen in's Gedächtniß zurückrufen, als sie durch Napoléon I. verbannt und verfolgt war.

„Die Gefangenen und die Exilirten", schrieb er, „welche für die Freiheit thätig waren, sind die ersten Reklamanten, die die Welt zur Rechenschaft zu ziehen haben für ihre unerfüllten Wünsche. Sich um sein Streben und seine Wünsche, kurz um sein Leben betrogen sehen durch Gewalt, durch Tyrannei — das ist der empörendste Gedanke, der einen Menschen zum Haß gegen den andren entflammen kann. Je mehr Selbstgefühl und Selbstachtung ein Mensch besitzt, desto weniger kann ihn der Raub gleichgiltig lassen, den Andere an seinem Glück und Leben be-

gehen. Für jeden Exilirten eine Hekatombe von Tyrannen und Tyrannenknechten — es wäre nur ein geringer Tribut."

Jenen abgebrauchten deutschen Revolutionshelden, die in Amerika zum größeren Theil zu Maulhelden wurden, es auch früher wohl schon waren, und dort fortwährend sich auf die problematischen Lorbeeren beriefen, welche sie durch einige verlorene Scharmützel und einige Monate Gefangenschaft in den „Kerkern der Tyrannen" errungen zu haben wähnten, rückte Heinzen gehörig zu Leibe. Am Meisten ärgerte ihn, daß diese Leute die Verbannung aus dem „teutschen" Vaterlande verhältnißmäßig leicht ertrugen. Dies bierblütige Volk läßt sich mit derselben Ergebenheit um sein Leben betrügen, womit der Patient sich einen Zahn ausziehen läßt. Sie nehmen das Exil wie eine Mission oder eine Bestimmung, statt es zu nehmen als eine Geißel, die sie Tag vor Tag zur Empörung treiben sollte. Sie haben Dünkel im Uebermaß, aber sie haben keinen Begriff von Selbstachtung; sie haben Antipathien genug, aber sie haben keinen Haß. Die teutschen Exilirten haben ihr Vaterland aufgegeben, ihr Leben abgetreten an hängenswerthe Räuber und — finden Ersatz im Geschäftchen machen, im Biertrinken und im Singen."

Vieles Wahre enthalten die obigen Zeilen.

Würdig, ernst, bisweilen eine tiefe Empfindung verrathend und eine große Zartheit bekundend, wurde seine Sprache eigentlich nur dann, wenn er für die Rechte der Frauen eintrat. Diese besaßen an ihm einen beredten Vertheidiger, dessen Argumente, ein wahres Meisterwerk von logischem Denken und scharf zugespitzter Dialektik, noch nirgends widerlegt worden sind.

In der Frauenfrage ging ich vollständig Hand in Hand mit ihm. Er war wie ich überzeugt von ihrem Siege, obgleich der Tag desselben im Kalender nicht bezeichnet, der Zeitpunkt nicht nach Monaten, Wochen, Tagen bestimmt werden könne. Aber ein Mann des Princips, ein Freund des Rechts, ein Kämpfer der Freiheit, ein Vertreter der Wahrheit, ein Förderer der Humanität,

dem es Ernst sei mit seiner Sache um der Sache willen, dürfe nicht verzweifeln; er müsse Geduld und Ausdauer haben. Nun seit 1871 hat diese Sache, vornehmlich in Amerika, nicht zu verachtende Fortschritte gemacht; ihr endlicher Triumph ist unabwendbar.

Ich hoffe, später noch Gelegenheit zu finden, von meiner eigenen Thätigkeit auf diesem Gebiete zu sprechen.

In Heinzen's mehrfach citirtem „Editorencongreß" bildet eine deutsche Frauenconvention gleichsam die Einleitung des Buches; als Anhang desselben sind aus früheren Jahrgängen des „Pionier" — 1855 und 1856 — Briefe abgedruckt, welche an Arnold Ruge in London, einen Gegner der Frauenemancipation, geschrieben wurden. Sowohl diese Briefe wie die auf jener Convention von den verschiedenen derselben anwohnenden Frauen zur Vertheidigung ihrer Rechte gehaltenen Reden sind schlagend, überzeugend, hinreißend, und immer wieder liest man sie mit wahrem Genuß. Nur verstand Heinzen absolut nicht zu individualisiren. Bei sämmtlichen Frauen, die er auftreten läßt, findet man nicht nur die gleichen Ansichten wieder, sondern diese sind fast immer in gleicher Form wiedergegeben. Sogar eine Mulattin äußert sich nicht anders, wie die übrigen.

Abgesehen von dem in dieser einen Frage angewandten Styl glich seine Rede- und Schreibweise seiner äußeren Erscheinung: sie war meistentheils roh und plump, traf dabei aber den Nagel auf den Kopf. Gern bewegte sie sich in Uebertreibungen. Seine Charakteristiken waren Verzerrungen, seine Satyre eine Zusammenhäufung von Insulten; anstatt mit Nadeln zu stechen, schlug er mit Keulen drauf los.

Unzweifelhaft war Karl Heinzen von der Natur mit scharfem Verstande und großer geistiger Energie begabt. Auch besaß er nicht gewöhnliche Kenntnisse, wenn auch auf keinem Felde der Wissenschaft besonders gründliche. Ferner war er, wie ich es schon lobend hervorgehoben habe, von unerschütterlicher Ueberzeugungstreue. Niemals hat er sich auf Com-

promisse eingelassen. Von keiner Seite kann ihm der Vorwurf gemacht werden, daß er aus selbstsüchtigen Rücksichten oder aus moralischer Feigheit das, was er als wahr und recht erkannt, verschwiegen hätte. Diesen guten Eigenschaften standen aber gegenüber die Maßlosigkeit seiner Ansichten, die Rücksichtslosigkeit, mit der er sie aussprach, und die Unleidlichkeit seines persönlichen und schrifflichen Verkehrs, entsprungen aus der überhohen Meinung, die er von seiner eigenen geistigen Größe hatte. Während er seine Gegner mit Koth bewarf, wurde er wüthend wie ein vom Picador gestochener Stier bei der leisesten an ihm selbst geübten Kritik. Trotz häufiger Rencontres konnte ich ihn eigentlich gut leiden; für einen andauernden freundschaftlichen Umgang taugte er aber nicht.

Seit fast vier Jahren ist Heinzen todt; er starb am 12. November 1880 im Alter von 72 Jahren. Eine unleugbare Kraft ist mit ihm zu Grunde gegangen, die, gehörig gezügelt, viel Gutes für den Fortschritt hätte leisten können. So aber hat er den von ihm vertheidigten Theorien eigentlich geringen Nutzen gebracht. Wie viel er sich auch auf seine Freisinnigkeit zu gut that, im Grunde genommen war er ein vollkommener Autokrat, und, sich für unfehlbar haltend, in logischem Widerspruch ein unduldsamer Papst des Radikalismus.

Erzherzog Ferdinand Max.

Es ist ein liebenswürdiger Zug in der Culturmenschheit, dem die Vorschrift de mortuis nil nisi bene ihren Ursprung verdankt. Ich stehe auch nicht an, deren Befolgung zu befürworten, doch allein am Rande des Grabes, in das man eben erst einen für immer aus unserer Mitte Geschiedenen versenkt hat; da ziemt es sich, den Schleier zu breiten über die Fehler, welche Jenen verunziert haben mögen. Personen, die der Geschichte angehören, gebührt aber unter allen Umständen eine rücksichtslosere Behandlung. Die Geschichte darf nicht gefälscht werden.

Und doch geschieht es nur allzuhäufig. Wie oft schwanken auf ihren Seiten Charakterbilder, „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt!“ Hauptsächlich wenn den Tod solcher Personen besonders tragische Umstände begleiteten, empfinden Viele eine fast unwiderstehliche Neigung, deren Andenken mit ungerechtfertigter Verklärung zu umgeben. Karl I. von England, Ludwig XVI. von Frankreich würden sicher weniger günstig von der Nachwelt beurtheilt worden sein, wäre ihr Kopf nicht auf dem Schaffot gefallen. Keine kleine Mühe hat es unparteiischen Geschichtsforschern gekostet, den Wust von Legenden zu zerstören, welche ein falsch verstandenes Mitleid um ihre Erscheinungen gewoben hatte. Durchschlagenden Erfolg erzielten sie damit erst, als bereits eine geraume Zeit seit der Hinrichtung derselben verflossen war.

Es ist deßhalb eine wenig dankbare Aufgabe, den österreichischen Erzherzog, der den mißlungenen Versuch, monarchische Institutionen im republikanischen Amerika einzubürgern, mit dem Leben büßen mußte, kaum anderthalb Decennien, nachdem in der Frühe des 19. Juni 1867 die ergreifende Katastrophe am Fuße des cerro de las campanas bei Querétaro sich abgespielt hat, ohne jedwede Schönfärberei zu schildern.

In tief empfundenen Versen besang sie der Dichter Gerok:

„Noch einen Blick siegfreudig himmelwärts
Gen Osten, in der Morgenröthe Flammen —
Die Salve kracht; sechs Kugeln in sein Herz —
Und zuckend sinkt sein Leib im Sand zusammen;
Zwei treue Herzen noch zerreißt das Blei,
Dann sinkt das Bahrtuch auf die blut'gen Glieder,
Das bange Trauerspiel, es ist vorbei,
Und langsam rauscht der Vorhang nieder."

Noch immer, namentlich an dem Tage, an welchem vor Jahren der kriegsgerichtliche Spruch an dem Erzherzoge Ferdinand Max vollstreckt wurde, lüften Verwandte, Freunde, Anhänger und Bewunderer diesseits wie jenseits des atlantischen Oceans mit pietätvoller Hand diesen Vorhang, um den Manen des Kaisers den Tribut ihrer Liebe und Dankbarkeit darzubringen. Auch ich will, obwohl mir vor, während und nach der kurzen Episode des mexikanischen Kaiserreiches als langjährigem Adoptivbürger der Republik Mexiko durch die gebotene Anhänglichkeit, durch den Fahneneid und durch politische Ueberzeugung mein Platz in den Reihen der Gegner Maximilian's angewiesen war, mich Jenen anschließen, um gleichfalls ein Gedenkblatt auf seinen Sarg niederzulegen. Ich werde mich aber bemühen, daß es voll und ganz der Wirklichkeit entspreche. Gern will ich vergessen, daß mit dem Schwert und mit der Feder ich ihn bekämpft habe. Doch neben seinen Vorzügen werde ich auch seine Schwächen nicht verschweigen.

Als ich im Herbst 1875 das herrliche Schloß Miramar besuchte, sah ich im sogenannten Thronsaal ein Wandgemälde, das Maximilian's Apotheose darstellt. Während er, von dem Purpurmantel umwallt, mit emporgestreckter Linken sich selbst gleichsam den Weg zum Himmel weist, knien zu seinen Füßen ihm tropische Früchte darreichende Indianerinnen, umschweben ihn Blumen streuende Genien, und ein Engel verzeichnet mit goldenem Griffel auf einer Pergamentrolle die Ruhmesthaten des Kaisers.

In diesem Sinne ist beinahe Alles, was über ihn geschrieben wurde, verfaßt. Angesichts seines heldenmüthigen Todes war es leicht, „ihn den Herzen menschlich näher zu bringen", um so leichter, als schon zu seinen Lebzeiten Wenige sich dem bestrickenden Zauber seiner sympathischen Persönlichkeit zu entziehen vermochten.

Der republikanische Oberst Miguel Palacio, dem die Bewachung Maximilian's während seiner Gefangenschaft im früheren Kloster der Kapucinerinnen in Querétaro anvertraut gewesen war, reichte, von der Hinrichtungsstätte zurückkehrend, wie Dr. Basch, des Kaisers Leibarzt, in seinen „Erinnerungen aus Mexiko" erzählt, diesem, indem er nur mühsam die Erschütterung, die sich seiner bemächtigt hatte, unterdrückte, die Hand und sagte mit gepreßter Stimme:

„Era una alma grande" — es war eine große Seele.

Wie ich Palacio, der eine Zeit lang unter meinem Commando stand, kenne, glaube ich, daß er damals so gesprochen hat, denn diese Worte sind das treue Echo der inneren Herzensmeinung sämmtlicher edlen Republikaner Mexikos. Dieselben tragen dem Fürsten, der von Osten her über das weite Meer gekommen war, um die von ihnen unter furchtbaren Anstrengungen, Kämpfen und Leiden gegründete freisinnige Verfassung ihres Vaterlandes zu vernichten, über das Grab hinaus keinen Groll nach; aber wir wollen und dürfen nicht gestatten, daß die Mo-

narchisten aller Länder das Opfer vom „Glockenberge" reiner hinstellen, als es war, um auf diese Weise das angebliche „Blutconto" der Republik zu beschweren.

Sehr anders wird Maximilian in dieser Beschreibung erscheinen als in den meisten der bisher über ihn veröffentlichten. Ich kann mich dabei auf Thatsachen stützen, deren Augenzeuge ich zum großen Theil gewesen bin, sowie auf authentische, in Europa wenig oder gar nicht gekannte Dokumente, die mir zur Verfügung stehen. Ich glaube demnach im Stande zu sein, die vorwiegend der Phantasie entsprungenen Skizzen, welche bis jetzt von ihm entworfen wurden, durch eine weniger schmeichelhafte, dafür aber wahrheitstreuere zu ersetzen.

Vorerst muß ich jedoch, um wenigstens einigermaßen in diesen Aufzeichnungen die chronologische Ordnung inne zu halten, da ich im vorigen Abschnitt gezwungen war, in der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse um mehrere Jahre vorauszueilen, weil ich die Charakteristik Karl Heinzen's zum Abschluß bringen wollte zum Sommer 1865 zurückkehren.

Wenige Tage vor meiner Ankunft in New-York war dort Manuel Doblado im Exil gestorben. Sein Name ist in der Geschichte zu eng mit der französischen Expedition gegen Mexiko verknüpft, als daß ich ihm hier nicht einen kurzen Nachruf widmen sollte. Im Laufe dieser „Erinnerungen" habe ich seiner schon an verschiedenen Stellen gedacht und sowohl von dem Conflikt gesprochen, den ich 1862 mit ihm hatte, wie von dem diplomatischen Siege, welchen er als Minister des Aeußern des Präsidenten Juarez über die Vertreter Spaniens, Englands und Frankreichs durch die Friedenspräliminarien von La Soledad davontrug. 1818 von armen Eltern in Guanajuato geboren und früh verwaist, mußte er fast ohne jede fremde Unterstützung sich seinen Weg durch das Leben bahnen. Er war jedoch mit großer Energie begabt, und so gelang es ihm, hohe Stellungen zu erklimmen. Erst wurde er Advokat, dann Richter am obersten Gerichtshof

seines Staates, mehrmals Gouverneur desselben, eine Zeit lang Mitglied des Föderalcongresses und schließlich Minister. Als nach dem Falle von Puebla und der Einnahme der Hauptstadt der Krieg, weil die Regierung über keine organisirten Truppen mehr verfügte, mexikanischerseits zunächst nur von oft wenig disciplinirten Guerrillas weiter geführt wurde, wollte Doblado die bei dieser Kampfweise unvermeidlichen Ausschreitungen nicht mit seiner Autorität decken und verließ das Land, um sich nach New-York zurückzuziehen. Wahrscheinlich hatte ihn in diesem Entschluß der Umstand bestärkt, daß der Einfluß, welchen er früher auf Juarez ausübte, allmälig geschwunden war. Doblado sah sich nämlich von dem jesuitisch schlauen Sebastian Lerdo de Tejada verdrängt, dessen glatte Umgangsformen und geschmeidiges Benehmen einen äußerlich wohlthuenden Contrast bildeten zu seinem eigenen selbstbewußten, rücksichtslosen, befehlshaberischen Auftreten. Unleugbar war er ein geschickter Staatsmann, doch ein schlechter Republikaner, denn sein Wille, bisweilen sogar seine Laune, galt ihm höher als jedes Gesetz. Doblado starb gerade zwei Jahre früher als Maximilian, am 19. Juni 1865.

Ein Unglück für Mexiko war es, daß der amerikanische Secessionskrieg so kolossale Summen verschlungen und der Union eine Schuldenlast von drei Milliarden Dollars aufgebürdet hatte. Andernfalls wäre es uns wohl leichter geworden, in der reichen Nachbarrepublik eine Anleihe abzuschließen, deren Ertrag es unserer Regierung ermöglicht hätte, wirksamer und erfolgreicher den Feldzug gegen die Franzosen, Oesterreicher, Belgier und Verräther fortzusetzen. So aber blieb man in Washington taub gegen unsere wiederholt ausgesprochenen Wünsche, uns mit Geld zu Hilfe zu kommen; den Amerikanern war natürlich das eigne Hemd näher als der fremde Rock. Auch die Kassen der Privatcapitalisten waren durch die vielfachen an sie seitens der Unionsregierung ergangenen Forderungen zu sehr in Anspruch genommen worden, als daß sie für uns größere Summen hätten flüssig

machen können. Dem Vorschlag, welchen General José Maria Carvajal dem Präsidenten Juarez gemacht hatte, solche in New-York aufzutreiben, mußte deßhalb von Anfang an ein Fiasco vorausgesagt werden, um so mehr als der Unterhändler eine für derartige Geschäfte wenig geeignete Persönlichkeit war. Carvajal, in Texas geboren, aber nach dem durch Santa Anna's ungeschickte und unglückliche Kriegführung bewirkten Verluste jenes Staates mexikanischer Bürger geblieben, bildete sich zwar große Stücke auf sein financielles Talent ein; in diesem Falle hat er es jedoch nicht bewährt. Seine Bemühungen, die von ihm ausgestellten und seinen Namen tragenden Bons in der Höhe von 30 Millionen Dollars zu placiren, erzielten einen nur sehr geringen Erfolg, und auch dieser wurde mit unverhältnißmäßig großen Opfern erkauft, deren Last die Republik noch heute zu tragen hat, da sie sich verpflichtet sieht, jene ursprünglich ziemlich werthlosen Bons zu einem weit höheren Curse einzulösen. Die Anleihe wurde lancirt und dieses Ereigniß durch einen splendiden Lunch mit den obligaten patriotischen, in englischer und spanischer Sprache ausgebrachten Toasts gefeiert. Die Sache war aber mehr show als Wirklichkeit, da Carvajal sich von Spekulanten, wie Woodhouse, Corlies und Anderen hatte umgarnen lassen, denen selbst keine Mittel zur Verfügung standen, und welchen es einzig und allein um das Einstreichen fetter Provisionen zu thun war.

Auch ein Deutsch-Amerikaner, ein früherer Oberst Sturm, gewährte dem Geschäft seine Mitwirkung, indem er die Mitglieder des Congresses, ich glaube, durch das Versprechen pekuniärer Vortheile, für den Plan günstig zu stimmen und außerdem die Ueberlassung von Waffen zu vermitteln suchte. In beider Hinsicht war er trotz aller von ihm gethanen Schritte ziemlich unglücklich.

Wie begreiflich, interessirte ich selbst mich lebhaft für diese Geldangelegenheit. Auf die Aufforderung Carvajal's half ich ihm bei seinen Vorarbeiten. Außerdem schrieb ich in einer

viel gelesenen New-Yorker deutschen Zeitung im Januar 1866 Folgendes:

„Bereits am 25. September 1861, also mehr als einen Monat vor Abschluß der Londoner Convention, hatte der die Würde seines Landes stets mit ebenso großer Energie wie Intelligenz vertretende und vertheidigende amerikanische Gesandte in London, Mr. Adams, welcher von den Pourparlers zu einer mexikanischen Expedition gehört hatte, dem englischen Minister des Aeußern, Lord John Russell, einen Vorschlag unterbreitet, welchen die Vereinigten Staaten England und Frankreich zu machen beabsichtigten, um eine europäische Intervention in Mexiko zu verhindern. Dieser Vorschlag bestand darin, die von den Unterthanen der erwähnten Mächte — von Spanien war nicht die Rede — reklamirten Summen zu kapitalisiren und hieraus eine Schuld zu bilden, deren Interessen die Vereinigten Staaten sich verpflichten würden zu zahlen, bis Mexiko selbst seinen Verbindlichkeiten nachzukommen vermöchte. Lord Russell antwortete mit dem Gegenvorschlage, die Vereinigten Staaten sollten den gegen Mexiko zu combinirenden Maßregeln beitreten. Da jedoch auf diese Weise der Zweck der Regierung von Washington, irgend welcher Einmischung europäischer Mächte in die Angelegenheiten des westlichen Welttheils vorzubeugen, nicht erreicht worden wäre, so hatte Mr. Adams' Eröffnung keine weiteren Folgen.

„Also schon im September 1861 war das Cabinet des „weißen Hauses" von der Absicht beseelt, Mexiko mit einer Geldsumme zu unterstützen, ihm hierdurch die Schrecken eines Krieges, sowie die mögliche Schmach einer fremden Eroberung zu ersparen und dabei gleichzeitig die Grundprincipien seiner eigenen internationalen Politik zu wahren. Wenn es dazumal ihm nicht vergönnt war, diese Absicht auszuführen, so hindert nichts dasselbe, es heute noch und auf eine weit leichtere, bequemere und weniger kostspielige Weise zu thun.

TAYLOR INST. OXFORD.

„Nach den unzweideutigen Erklärungen des Congresses, nach dem Inhalt des jüngst veröffentlichten diplomatischen, auf die mexikanische Frage Bezug habenden Notenwechsels zwischen den Vereinigten Staaten und Frankreich, endlich nach den von neun Zehnteln der amerikanischen Tagespresse ausgesprochenen und unzweifelhaft die Gesinnung von neun Zehnteln der amerikanischen Bevölkerung repräsentirenden Ansichten ist man hier über zwei Punkte völlig einig:

„Erstens: unbedingte Aufrechthaltung der Monroedoktrin und der feste Entschluß, nie und nimmermehr Maximilian's auf den Trümmern einer Republik gegründetes Kaiserreich anzuerkennen;

„Zweitens: der natürliche Wunsch, nach dem vierjährigen verheerenden Bürgerkriege sich nicht von Neuem in einen Krieg zu stürzen, dessen Tragweite, Ende und Folgen kein politischer Prophet vorauszubestimmen im Stande ist.

„Wie nun diese beiden einander entgegengesetzten Punkte durchführen, ohne daß weder der erste noch der zweite abgeschwächt werde?

„Es giebt nur ein Mittel, die Gegensätze zu vereinen, und dieses besteht darin, der Regierung der mexikanischen Republik pekuniären Beistand zu leihen.

„Nach dem bekannten Satze Montecuculi's gehören zur Kriegführung drei Dinge: Geld, Geld und Geld. Wir disponiren augenblicklich über keine regelmäßigen Staatseinkünfte; wir können aus diesem Grunde den Krieg nicht anders als in irregulärer Weise und darum mit keinen durchschlagenden Resultaten führen.

„Gebt uns Geld, und wir können uns Waffen kaufen. Für jedes in Mexiko eingeführte Gewehr haben wir sofort einen wackern Kämpfer, um es zu tragen und auf die fremden Eroberer und einheimischen Verräther loszuschießen.

„Gebt uns Geld, und unsere Soldaten werden ihren Sold

ausgezahlt erhalten und nicht, wie es jetzt der Fall ist, sich vorzugsweise mit der gegenwärtig oft schwer zu lösenden Magenfrage zu beschäftigen haben, hiermit nicht selten die beste Gelegenheit verlierend, den Feind zu schlagen.

„Gebt uns Geld, und die republikanischen Truppen werden nicht mehr genöthigt sein, vom Lande selbst zu leben, sich Nahrungsmittel zu verschaffen, wo und wie sie solche bekommen können, und sich hierdurch natürlich die Sympathien der besitzenden Klassen zu entfremden, die, wenn auch zum Theil von Herzen gut republikanisch, jetzt dem Kaiserreiche unterworfen erscheinen.

„Wir bedürfen nicht einmal eines direkten Vorschusses. Unsere Regierung hat hier eine für die Bonskäufer höchst vortheilhafte Anleihe auf den Markt gebracht. Der Congreß hat nur der Regierung vorzuschreiben, die Garantie dafür zu übernehmen — eine jedenfalls weit geringere, als die von Mr. Adams im September 1861 vorgeschlagene war — und in drei Tagen sind unsere sämmtlichen Bons verkauft, und wir befinden uns in der Lage, uns ganz allein alle unsere Feinde vom Halse zu schaffen.

„Keineswegs würde durch diese Garantiegewährung das Neutralitätsprincip verletzt werden. Hat nicht die französische Regierung in mehr oder weniger direkter Weise die beiden von Maximilian in Paris placirten Anleihen, welche sich auf den Nominalwerth von 80 Millionen belaufen, und von denen kaum 8 Millionen in seine Kassen geflossen sind, garantirt? Die Union ahmt, wenn sie für die vom General José Maria Carvajal im Namen unserer Regierung ausgegebenen das Nämliche thut, lediglich Frankreichs Beispiel nach. Erkennt jenes Maximilian an, so existirt für diese nur Präsident Juarez. Drouyn de l'Huys hat ja selbst kürzlich spöttisch dem amerikanischen Gesandten Bigelow geantwortet, die Vereinigten Staaten sollten doch Mexiko gegenüber ebenso handeln, wie Frankreich es gethan. Gut, so folge man diesem Rathe, so gebe man uns in Washington

die gewünschte Garantie für die 30 Millionen, und die Republik Mexiko wird gerettet werden, die Monroedoktrin in Kraft erhalten bleiben."

Niemals zuvor war in Amerika soviel über diese Doktrin gesprochen und geschrieben worden als während des kurzen Bestandes des mexikanischen Kaiserthums. In öffentlichen Sympathiemeetings für die „oppressed sister republic" wurde sie vertheidigt, so in einem im Cooper-Institut in New-York am 18. Juli 1865 abgehaltenen, wo auch mehrere mexikanische Verbannte, unter ihnen Zarco, der Journalist und Ex-Minister, dessen Charakteristik ich bereits im vorigen Abschnitt gegeben habe, das Wort ergriffen, und von hervorragenden Juristen und Politikern analysirt und commentirt. Wenn nun auch dieselbe in Europa ihrer allgemeinen Tendenz nach bekannt ist, so dürfte dies doch weniger hinsichtlich ihrer Entstehungsgeschichte der Fall sein, und da scheint es mir gerade an dieser Stelle angezeigt, einige Worte darüber zu sagen.

Die Monroedoktrin ist historisch auf einen — englischen Staatsmann zurückzuführen. Canning war es, der Minister des Aeußern, welcher gegenüber der heiligen Allianz und in der Furcht, sie trachte darnach, die von Spanien auf dem westlichen Continente verlorenen Colonien, deren Unabhängigkeitsbestrebungen England mit Rücksicht auf seine Handelsinteressen unterstützt hatte, zurückzuerobern, dem damaligen amerikanischen Gesandten in London, Mr. Rush, im August 1823 den Vorschlag machte, die beiden Regierungen möchten eine gemeinsame Erklärung veröffentlichen, worin sie sich gegen diesen Plan aussprechen sollten. In der von Canning entworfenen Erklärung hieß es, daß der Versuch zur Wiedergewinnung der Colonien hoffnungslos, daß ihre Anerkennung als unabhängige Staaten nur eine Frage der Zeit sei, daß die beiden Mächte nicht beabsichtigten, etwaigen freundschaftlichen Arrangements zwischen Spanien und seinen früheren Colonien Hindernisse in den Weg zu legen, daß sie aber

gegen eine Uebertragung derselben an eine dritte Macht nicht gleichgiltig sein könnten. Mr. Rush antwortete dem britischen Minister, daß er die Verantwortlichkeit einer solchen Erklärung gern übernehmen wolle, vorausgesetzt, England erkenne vorher die Selbstständigkeit jener Colonien an, was seitens der Vereinigten Staaten bereits geschehen war. Zu jener Zeit war Canning jedoch noch nicht Willens, diesen entscheidenden Schritt zu thun, und die gemeinsame Erklärung unterblieb. Der amerikanische Gesandte aber berichtete über die Sache an den damaligen Staatssekretär John Quincy Adams nach Washington, und Präsident James Monroe, nachdem er sich beim Expräsidenten Jefferson Raths erholt hatte, flocht in seine Jahresbotschaft vom 12. Dezember 1823 folgenden Passus ein:

„Es ist ein Princip, welches die Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten involvirt, daß der amerikanische Continent vermöge der freien und unabhängigen Lage, die er errungen hat, in Zukunft nicht mehr als Gegenstand für zukünftige Colonisation durch irgend eine europäische Macht angesehen werden darf. Wir sind es daher der Aufrichtigkeit und den zwischen den Vereinigten Staaten und den europäischen Mächten bestehenden freundschaftlichen Beziehungen schuldig, zu erklären, daß wir jeden Versuch ihrerseits, ihr System über irgend einen Theil dieser Hemisphäre auszudehnen, als für unsern Frieden und unsere Sicherheit gefährlich betrachten müßten."

Dies der Wortlaut der Monroedoktrin.

Allerdings ist dieselbe niemals ausdrücklich durch einen internationalen Vertrag bestätigt worden. Thatsächlich bildet sie aber die Grundlage der amerikanischen Politik gegenüber der alten Welt.

Keine europäisch-monarchische Intervention also in amerikanische Angelegenheiten! Amerika für die Amerikaner! Und, was eng damit zusammenhängt, für die republikanische Staatsform!

Auch die Regierung des „weißen Hauses" rief in ihren

1865 und 1866 mit dem Kabinet der Tuilerien gewechselten Noten diese Doktrin an, und ich verkenne nicht, daß durch den vom Staatssekretär Seward darin angeschlagenen Ton, der sich bisweilen zu förmlichen Drohungen verstieg, uns insofern indirekt bedeutend genützt wurde, als sich Louis Napoléon, der für einen eventuellen Conflikt mit Preußen möglichst gut gerüstet sein wollte, in seinem Entschluß, die französischen Truppen aus Mexiko zurückzuziehen, bestärkt sah. Bei dieser Gelegenheit benahm sich die französische Regierung geradezu memmenhaft. Nachdem sie die Conföderirten als Kriegführende anerkannt hatte, ohne ihnen indeß, von ihrem Standpunkte aus unklugerweise, materiellen Beistand angedeihen zu lassen, gab sie nach dem Siege des Nordens allen, noch so peremtorisch von Washington aus an sie gestellten Forderungen in demüthigster Weise nach und beeilte, ja überstürzte die Einschiffung des Expeditionscorps, ohne Rücksicht zu nehmen auf die exponirte Lage, in der Maximilian zurückblieb, nur um Weiterungen mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden.

Von anderweitiger den mexikanischen Republikanern gewährter Unterstützung war jedoch wenig zu merken. Nur mit schönen Worten und Reden zeigte man sich freigebig gegen uns.

Präsident Lincoln soll einmal an Juarez geschrieben haben: „Wir befinden uns nicht in offenem Kriege mit Frankreich; aber rechnen Sie auf Geld, auf Kanonen und auf Freiwillige, deren Absendung wir begünstigen werden.“ Ebenso sollen in dem Gepäcke, welches General Comonfort nach seiner Niederlage am 8. Mai 1863 bei San Lorenzo hatte im Stiche lassen müssen, Dokumente aufgefunden worden sein, welche die thätige Mitwirkung der Vereinigten Staaten bestätigt hätten.

Ich bin nicht in der Lage, die Wahrheit dieser beiden vom Grafen Kératry in seinem Buche: „Kaiser Maximilian's Erhebung und Fall“ gemachten Behauptungen zu controliren. Entschieden unrichtig ist aber, daß wir Waffen anders als für unser Geld von unseren Nachbarn erhalten haben, und auch dann nur

mit großer Mühe; unrichtig ferner, daß „die siegreichen Yankees in Menge die Grenzen von Texas überschritten und sich zu raublustigen juaristischen Guerrillas bildeten."

Die Zahl solcher Freiwilligen war eine so verschwindend kleine, daß sie gar nicht in's Gewicht fällt. Niemand kann dies besser wissen als ich, weil ich damals, wie ich gleich erzählen werde, mich Monate lang in einer militärischen Stellung an jener Grenze aufgehalten habe.

Von Geldvorschüssen seitens der Regierung von Washington war vollends keine Rede.

Nichtsdestoweniger kam eine kleine Summe zusammen, und wir aus der französischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrte Officiere wurden endlich in den Stand gesetzt, die Weiterreise nach unserem Vaterlande anzutreten.

Bevor ich New-York Anfangs Juni 1866 verließ, um mich über Chicago, Saint Louis, New-Orleans und Galveston nach Matamoros am Rio Grande zu begeben, wurde ich durch unsern Gesandten Romero dem General Ulysses Sidney Grant vorgestellt.

Ich habe nie besonders viel von diesem eine Zeit lang in Amerika überschwänglich gefeierten Manne gehalten, weder als Menschen, noch als Politiker, noch selbst als Militär. Er war und — ist in hohem Grade selbstsüchtig. Während seiner zweifachen Präsidentschaft zog er den noch gegenwärtig einen großen Theil der republikanischen Partei durchfressenden Krebsschaden einer beispiellosen Corruption groß, betheiligte sich auch wohl persönlich oder durch seine Angehörigen an manchen unsaubern Spekulationen, und obgleich er bei seinen kriegerischen Unternehmungen bisweilen persönlichen Muth zeigte und richtige Dispositionen zu treffen verstand, wurde er doch in den meisten Fällen durch ein seltenes, nicht immer verdientes Glück begünstigt. Daß er den Oberbefehlshaber der südstaatlichen Truppen, General Lee, bei Richmond, Virginien, zur Capitulation zwang und damit den

Bürgerkrieg zu einem für die Union günstigen Ende brachte, verdankte er einmal der großen numerischen Ueberlegenheit der Nordarmee, dann der Rücksichtslosigkeit, mit welcher er seine Leute in den wiederholten Stürmen, häufig ohne zwingenden Grund, hinopferte. Die strategische Lehre, möglichst große Erfolge mit möglichst geringen Opfern zu erringen, schien er nicht zu kennen. Die Soldaten waren für ihn lediglich Kanonenfutter. Freiherr von der Goltz stellt in seiner Brochüre „das Volk in Waffen" mit besonderer Beziehung auf das Kriegswesen die nicht unrichtige Behauptung auf, die Fehler, welche in der Herzensgüte ihren Ursprung haben, seien die gefährlichsten. Nun, in einen derartigen Fehler ist Grant gewiß niemals verfallen!

Seine äußere Erscheinung war unsympathisch, der Ausdruck seines mit einem kurzen, dichten Vollbart bedeckten Gesichts ein finstrer, in den Augen lag kühle Gleichgültigkeit, seine Umgangsformen entbehrten jedes gesellschaftlichen Schliffes — wenigstens damals. Im dreiundvierzigsten Jahre stehend, machte er den Eindruck eines weit älteren Mannes.

Grant empfing mich, seiner Gewohnheit gemäß, mit der Cigarre im Munde, schüttelte mir die Hand, murmelte in Erwiderung auf meine Ansprache einige halbverständliche Worte und entließ mich mit einer steifen Kopfbewegung.

Merkwürdigerweise sind die drei Generale, welche auf Seite des Nordens die Hauptrolle im amerikanischeu Bürgerkriege gespielt haben, Grant, Sherman und Sheridan, von denen ich die beiden letzteren ebenfalls später kennen lernte, zugleich die drei größten Raucher in der Union. Sie unterscheiden sich aber erheblich in der Art, wie sie ihrer Lieblings-Leidenschaft fröhnen. Auf der tiefsten Stufe steht in dieser Hinsicht Sherman. Ihm ist jede Cigarre recht, was nicht ausschließt, daß er eine gute zu würdigen weiß. Er raucht, als ob er eine Pflicht zu absolviren hätte und so schnell als möglich damit fertig zu werden wünschte. Sein Rauchen ist ein theilweises Kauen; mindestens

die halbe Cigarre zerbeißt er, während die andere Hälfte in Dampf aufgeht. So lange er sie im Munde hat, spricht er nicht; muß er auf eine Frage antworten, so legt er in der Regel die Cigarre fort, vergißt aber, wo er sie gelassen, und zündet sich sofort eine andere an. In Folge dieser Gewohnheit pflegen in den von ihm bewohnten Räumen alle Möbel mit Cigarrenstummeln bedeckt zu sein. Seine Officiere nannten diese: „die Invaliden aus Sherman's Armee." Bei seiner Zerstreutheit kommt es ihm häufig vor, daß, wenn er von Jemand die brennende Cigarre erbeten hat, um die seine daran anzuzünden, er erstere auf den Boden wirft, anstatt sie ihrem Eigenthümer zurückzugeben. Grant verdampft besseres Kraut, nimmt aber die Cigarre auch während des Sprechens nicht einen Augenblick aus dem Munde, so daß es Mühe kostet, ihn zu verstehen. Vielleicht erklärt sich hieraus seine Unlust, sich in eine längere Unterhaltung einzulassen oder gar Reden zu halten. Er betrachtet das Rauchen als eine natürliche Function des Menschen und erfüllt sie, wie jede andere, ohne sonderlichen Genuß. Eine ausgegangene Cigarre brennt er niemals wieder an, sie gilt ihm wie eine verlorene Schlacht, an die er sich nicht mehr erinnert. Fünfzig Stück pro Tag ist sein normales Quantum! Sheridan ist ein Gourmand im Rauchen. Er hat stets die besten Cigarren zur Verfügung. Mit wahrer Wollust zieht er den Rauch durch die Nase; die Spanier nennen das: „dar el golpe." Er kann aber durchaus nichts Anderes daneben thun. Trotzdem unterbricht er sich fortwährend, läßt die Cigarre ausgehen und muß sie von Neuem anzünden. Er sagte von sich selbst, daß es in der Welt keinen größeren Vertilger von Streichhölzern gebe als ihn; auf je eine Cigarre komme eine halbe Schachtel; das sei aber auch seine einzige Verschwendung. „Hätte ich so viele Dollars, meinte er, als ich in meinem Leben Streichhölzer consumirt habe, ich wäre reicher als Vanderbilt." Halbverkohlte Holzstückchen liegen deßhalb in Masse auf dem Boden seines

Zimmers umher und tragen nicht gerade zu dessen Sauberkeit bei, wie ich Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen, als ich ihm auf der Durchreise in New-Orleans meine Aufwartung machte, um ihm für seine Bereitwilligkeit zu danken, mich und einige Kameraden auf einem Regierungsdampfer nach Matamoros befördern zu lassen.

Mit General William Tecumseh Sherman war ich schon vorher in Saint Louis, Missouri, zusammengetroffen. Ich mußte mich dort einige Tage aufhalten und folgte gern der vom General Brown, dem militärischen Befehlshaber in jener Stadt, an mich ergangenen freundlichen Einladung, an einer Vergnügungsfahrt Theil zu nehmen, die zu Ehren des Tags zuvor zufällig dort angelangten Generals Sherman von theils „ausgemusterten" theils noch im Dienst stehenden Officieren der Bundesarmee veranstaltet worden war und sich mit einem Dampfer stromaufwärts bewegen sollte.

Ich hatte von Sherman als Militär eine weit bessere Meinung als von dem Sieger bei Vicksburg, Chattanooga und Richmond. Sein kühner Zug durch Georgien nach Savannah steht unübertroffen in der Kriegsgeschichte da. Grant, unter dessen Oberbefehl er sich damals befand, billigte anfänglich nicht dieses Unternehmen. Sherman mußte wiederholt vergeblich um die Erlaubniß nachsuchen, es ausführen zu dürfen. Am 1. Oktober 1864 schrieb er ihm: „Warum sollte es nicht angehen, daß ich Atlanta zerstöre und dann durch Georgien nach Savannah und Charleston marschiere, Bahnen aufreißend und unersetzlichen Schaden anrichtend?" Er erkannte die strategische Nothwendigkeit, „die Dinge nach dem Meere zu verlegen", wie er sich ausdrückte, die Küste zu erreichen und sich in Verbindung mit der Flotte zu setzen. Endlich am 2. November erlangte er Grant's Zustimmung. Am 12. November brach er auf, am 21. December hatte die geniale Expedition mit auffallend geringen Verlusten — 567 an Todten, Verwundeten und Vermißten von

einer 66,000 Mann starken Armee — nachdem man 300 englische Meilen in 27 Tagen zurückgelegt, ihr Ziel erreicht. Sherman verstand es besser als Grant, seine Leute zu schonen. Der von ihm erreichte Erfolg war in erster Linie die Frucht seiner geschickten Combinationen.

Ich empfand eine aufrichtige Genugthuung, als General Brown mich ihm an Bord des Dampfers vorstellte.

Dem Aeußern nach glich er einigermaßen Grant: dieselbe hohe, doch ungraciöse Gestalt, dieselbe Form des Bartes, dazu die gleiche, unschöne blaue Uniform mit den senkrechten Knopfreihen und den schwerfälligen tuchenen Achselklappen, wie eine ähnliche seit einigen Jahren auch die mexikanischen Officiere, nachdem die Epaulettes abgeschafft sind, tragen müssen. Der Ausdruck seines Gesichts war jedoch, wenn auch immer ein etwas schroffer, doch ein liebenswürdigerer, ebenso sein Benehmen ein höflicheres als bei seinem Vorgesetzten.

Bald fanden wir uns in eine lebhafte Unterhaltung verwickelt. Augenscheinlich interessirte sich Sherman für Mexiko. Er wurde nicht müde, mich über die Zustände meines Adoptivvaterlandes, sowie über die Hoffnungen, die ich für den weiteren Verlauf des Krieges hegte, auszufragen.

Plötzlich unterbrach er meine Schilderung der wenig günstigen Lage Mexicos mit der Frage:

„Was meinen Sie, Oberst, wenn ich Ihnen mit 50,000 meiner blauen Jungen — „blue boys“ — zu Hilfe zöge?“

Und als ich nicht sogleich antwortete, fuhr er fort:

„Oder glauben Sie, daß sie nicht ausreichen würden, um die Franzosen aus dem Lande zu jagen?“

„Ich zweifle nicht“, erwiderte ich, „daß sie ausreichen würden. Aber, General, wenn Sie die Franzosen davongejagt haben, wie stellen wir es dann an, um Sie mit ihren 50,000 „blauen Jungen“ wieder los zu werden?“

Sherman lachte.

„Vielleicht haben Sie Recht," meinte er nach einer kurzen Pause. „Das würde voraussichtlich Schwierigkeiten machen. Besser immerhin, Sie suchen das Werk der Befreiung allein durchzuführen."

Und wir haben es durchgeführt.

Ich hatte bei meiner Erwiderung auf Sherman's Vorschlag der Prophezeiung gedacht, welche Alexander von Humboldt kurz vor seinem Tode über das zukünftige Schicksal Mexikos gemacht haben soll: „Die Vereinigten Staaten werden es an sich reißen und dann selbst zerfallen." Heute hoffe ich mehr denn je, daß der erste Theil schon darum nicht in Erfüllung gehen wird, weil unsere Nachbarn die des zweiten fürchten müssen. In der That würden durch eine Annexion der mexikanischen Republik vorzugsweise die Südstaaten der Union gestärkt werden und könnten dann leicht auf die Idee kommen, den Versuch einer Secession mit besserer Aussicht auf ein Gelingen zu erneuen. Ebensowenig glaube ich an die Richtigkeit der Vorhersagung, zu welcher vor dreißig Jahren der mexikanische Geschichtsschreiber Lucas Alaman sich verstieg: „Mexiko wird unstreitig dereinst ein Land der Prosperität sein; dahin drängen es die Elemente des Reichthums, die es in seiner Natur birgt; aber diese Prosperität wird nicht eintreten für die Racen, die es heute bewohnen." Nun, schon seit sieben Jahren sind wir in diese Aera der Prosperität eingetreten, und wie bereitwillig wir auch alle Fremden, die sich in unserer Mitte niederlassen wollen, daran Theil nehmen lassen, zunächst kommt sie doch den Eingeborenen zu gut, und es hat keinen Anschein, daß andere Racen sie dieses Genusses berauben werden.

Wenig fehlte übrigens, daß General Sherman seinen Wunsch, auch in Mexiko eine militärische Rolle zu spielen, einige Monate später doch noch verwirklicht gesehen hätte.

Am 22. Oktober 1866 beschloß Präsident Johnson, in Voraussicht des nahen Abzuges der Franzosen aus Mexiko, eine

Gesandtschaft an den Präsidenten Juarez zu senden, vertreten durch Campbell und durch Sherman. In den von Seward Ersterem ertheilten Instructionen, worin von dem noch im Lande weilenden und von allen europäischen Mächten anerkannten Kaiser verächtlich als vom „Prinzen Maximilian, welcher vorgiebt, Kaiser von Mexiko zu sein," gesprochen wird, war Campbell aufgetragen worden, die Pläne des Präsidenten Juarez zur Wiederherstellung der Autorität der Republik in keiner Weise zu durchkreuzen, im Gegentheil sie eventuell wirksam zu unterstützen. Sherman, der nach Ablehnung des Generallieutenants Grant, Campbell als militärischer alter ego begleitete, hatte die Vollmacht erhalten, über die an den Grenzen Mexikos postirten Streitkräfte der Union selbstständig zu verfügen. Ein Einmarsch derselben gehörte demnach keineswegs zu den Unmöglichkeiten.

Zu unserem Glücke kam es nicht dazu.

Am 11. November verließ die amerikanische Kriegsfregatte „Susquehannah" mit den beiden Gesandten an Bord den Hafen von New-York und begab sich zuerst nach Tampico, dann nach Veracruz. Dort am 29. November angelangt, erfuhren die Gesandten zu ihrer Ueberraschung, daß Maximilian, den sie bereits auf dem Wege nach Europa vermutheten, plötzlich seinen Entschluß geändert hatte und bereit war, auch ohne Hilfe der Franzosen den Kampf gegen die Republikaner fortzusetzen. So vermochten Campbell und Sherman nicht mit Juarez in Verbindung zu treten und gaben den Befehl, die Rückreise nach den Vereinigten Staaten anzutreten.

Ich nannte soeben das Scheitern dieser Mission, wodurch vielleicht ein Einmarsch amerikanischer Truppen in Mexiko vermieden wurde, ein Glück für uns. Mit vollem Rechte, denn bald sollte sich zeigen, daß man im „weißen Hause" nicht frei war von Gelüsten, die französische Intervention durch eine zunächst diplomatische amerikanische zu ersetzen, wie dies aus einer Anfangs 1867 von Campbell an unsere Regierung ge-

richteten Note erhellt, auf deren Inhalt ich noch zurückzukommen gedenke.

Bald nach meiner Ankunft in Matamoros, wo inzwischen die Regierung des Staates Tamaulipas ihren Sitz aufgeschlagen hatte, wurde ich vom Gouverneur, Servando Canales, zum Regierungssekretär, speciell für die militärische Verwaltung ernannt.

Leider war ich zu spät eingetroffen, um mich an der Schlacht bei Santa Gertrudis zu betheiligen, die wenige Wochen früher, am 16. Juni, stattgefunden hatte. Es war seit Langem der erste entscheidende, hauptsächlich mit dem Bayonnett und dem Säbel erfochtene Sieg, der uns zugefallen; er eröffnete die Reihe weiterer glücklicher Treffen, die schließlich in der Einnahme von Querétaro und der Hauptstadt Mexiko gipfelten. General Escobedo war es gewesen, der auf jenem Hochplateau, obgleich er mit nur 1500 Mann gegen 2000 zu kämpfen hatte, die einen Waarencondukt escortirenden Gegner auf's Haupt geschlagen hatte. Der Eindruck, den dieser Erfolg auf die imperialistische Garnison von Matamoros hervorbrachte, war ein so demoralisirender, daß, obwohl das Schlachtfeld 50 Leguas entfernt lag, jene, ohne die Annäherung des Feindes abzuwarten, den Platz räumte und uns damit zu einer festen Operationsbasis verhalf. Bald darauf wurde auch Monterey, die Hauptstadt des Staates Nuevo Leon, von der meuterischen belgischen Legion, die es besetzt hielt, und deren Officiere, vom König Leopold zurückberufen, zum Theil heimgekehrt waren, aufgegeben. Wir beherrschten somit im Sommer 1866 wieder die ganze Nordgrenze des Landes.

Wie vollständig die Niederlage bei Santa Gertrudis war, geht daraus hervor, daß der Feind 396 Todte, 121 Verwundete und 1001 Gefangene verlor. Unter ihnen befanden sich an Oesterreichern 145 Todte, 44 Verwundete und 143 Gefangene. Der Verlust an feindlichen Officieren betrug todt: 27, ver-

wundet: 11 und gefangen: 34, davon kamen auf die österreichische Legion 3 Todte, 3 Verwundete und 7 Gefangene. Unsererseits hatten wir 155 Todte mit 11 Officieren, und 78 Verwundete mit 3 Officieren. Fast das ganze Kriegsmaterial fiel in unsere Hände, darunter 8 Geschütze und 1196 Gewehre.

Escobedo hatte wohl Recht, seine Truppen wegen dieses glänzenden Sieges in seinem patriotischen Tagesbefehle zu beglückwünschen. „Wieder einmal," heißt es darin, „haben die nationalen Waffen sich mit Ruhm bedeckt; Eure Gewaltmärsche, die Beschwerden ohne Zahl, welche Ihr erduldet habt, sind nicht fruchtlos geblieben, denn ungeachtet seiner numerischen Ueberlegenheit ist der aus Verräthern und Oesterreichern zusammengesetzte Feind Eurem Ansturm und Eurer Entschiedenheit erlegen. Ihr habt die österreichischen Soldaten, die Landsleute des Usurpators, auf den Knien Eure Milde anrufen gesehen und tapfer in der Schlacht, aber großmüthig im Triumphe, habt Ihr als wahrhafte Soldaten der Republik sie ihnen gewährt ꝛc." In der That wurden sämmtliche Gefangene, besonders die österreichischen, mit großer Rücksicht behandelt. Daß Ende Dezember 1866 auf meine Fürsprache die sieben Officiere in Freiheit gesetzt wurden, unter der einzigen Verpflichtung, das Land zu verlassen und nicht mehr gegen dasselbe zu kämpfen, habe ich bereits im ersten Theile dieses Werkes erzählt. Trotzdem wurden wir auch hinsichtlich unserer Kriegsführung, die in der Regel eine durchaus humane war, auf das Schmählichste in Europa verleumdet, zum Theil sogar von Denjenigen, die nur unserer Großmuth Leben und Freiheit verdankten.

In meiner Stellung als Regierungs- beziehentlich Staatssekretär an der Seite des Gouverneurs Canales konnte ich mich unmöglich wohl fühlen.

Die Bewohner der Nordstaaten von Mexiko, kurzweg fronterizos — Grenzer — genannt, unterscheiden sich wesentlich von der Bevölkerung im Innern des Landes. Sie gehören der

Mehrzahl nach der unvermischten kaukasischen Race an, während diese vorwiegend aus Mestizen und reinen Indianern besteht. Man würde jedoch irren, wollte man hieraus auf eine höhere Bildung bei den Ersteren schließen. Das Gegentheil ist vielmehr der Fall. Die fronterizos sind tapfer bis zur Tollkühnheit, offenherzig, gastfrei, aber ziemlich unbeleckt geblieben von der modernen Kultur. In ihrem Wesen und Benehmen tritt eine urwüchsige Rohheit, wenn auch häufig mit Gutmüthigkeit gepaart, zu Tage, und sie sind nur allzu geneigt, im Gefühle der persönlichen Kraft die Schranken des Gesetzes zu überspringen. Wohl sind sie begeistert für die Freiheit, die Segnungen der Ordnung verstehen sie jedoch nur ungenügend zu würdigen. Die nicht seltenen Ausnahmen bestätigen die Regel. Canales war auch nach seinen schlechten Charaktereigenschaften der Typus des „Grenzers". Ich sollte es zu meinem Schaden erfahren.

Zu jener Zeit war die Bundesregierung, also Präsident Juarez, immer noch mit den unbegrenzten Vollmachten — facultades omnimodas — ausgestattet, die bei Beginn der Invasion der Congreß ihm verliehen hatte. Häufig ist in Mexiko gewaltiger Mißbrauch mit der Verleihung einer derartigen schrankenlosen Machtvollkommenheit an die Exekutivgewalt getrieben worden. In diesem Falle war sie durch die Verhältnisse geboten, mußte doch auch die Republik Rom in Augenblicken großer Gefahr sich zur Ernennung eines unumschränkten Diktators verstehen. Juarez stand es hiernach zu, für die einzelnen Staaten, soweit sie für die Republik zurückgewonnen waren, die Gouverneure zu ernennen, da es unmöglich war, dieselben verfassungsmäßig durch das Volk wählen zu lassen. Selbstverständlich hing damit seine Befugniß zusammen, dieselben ihres Postens wieder zu entheben und durch andere zu ersetzen. Das geschah mit Canales. An seine Stelle wurde, ich habe vergessen, aus welchem besonderen Grunde, General

Santiago Tapia ernannt, ein ruhiger, bescheidener und verständiger Mann.

Canales schäumte vor Wuth, als die Abberufungsordre in seine Hände gelangte.

„Ich lasse mich", schrie er, „vom „Indianer" — Juarez wurde bisweilen, namentlich von seinen politischen Gegnern kurzweg „el indio" genannt — nicht absetzen."

Ich bemühte mich, ihm Nachgiebigkeit zu predigen. Ich wies auf die großen Nachtheile hin, die aus seiner Unbotmäßigkeit der republikanischen Sache erwachsen müßten. So lange die Fremden im Lande, sei es ein Verbrechen gegen die Nation, Zwiespalt in unsere eigenen Reihen zu bringen. Daraus könne allein der Feind Nutzen ziehen. Alles umsonst!

Pochend auf den Einfluß, den er über einen beträchtlichen Theil der Garnison von Matamoros ausübte, verweigerte er der Bundesregierung den Gehorsam. Ein pronunciamiento — hoffentlich wird dieses Wort, das in der Geschichte Mexikos wiederholt eine so verhängnißvolle Rolle gespielt hat, hinfüro für immer aus seinem politischen Lexikon verschwunden bleiben! — ein pronunciamiento war also fertig.

Ich hätte es für eine schwere Verletzung meiner Pflicht als mexikanischer Patriot und als Officier gehalten, in irgend einer Weise mich daran zu betheiligen. Unverzüglich reichte ich mein Entlassungsgesuch ein und bat gleichzeitig um die Erlaubniß, die Stadt, deren von den Kaiserlichen aufgeworfene Befestigungen sich jetzt Canales zu nutz machen wollte, zu verlassen.

Meine Entlassung wurde mir ohne Schwierigkeit gewährt, ebenso mir gestattet, meinen Marsch anzutreten, um mich dem mittlerweile vor Matamoros angelangten General Tapia vorzustellen. Im Begriff aber, nur von zwei wohlbewaffneten Dienern begleitet, davon zu reiten — mein Gepäck hatte ich einem deutschen Kaufmannshause zur Aufbewahrung übergeben —

wurde ich von mehreren Officieren umzingelt, die mir, den Revolver in der Hand, die unliebsame Eröffnung machten, auf Befehl des Gouverneurs — für mich war er nur mehr ein Ex-Gouverneur — sei ich ihr Gefangener. An Widerstand war natürlich nicht zu denken, und ich mußte mich ins Gefängniß abführen lassen. Bei dem leidenschaftlichen, jähzornigen Charakter von Canales war es keineswegs ausgeschlossen, daß die Geschichte ein schlimmes Ende für mich nehmen würde.

In der That hing, wie im Jahre 1848 in Estella, mein Leben wieder nur an einem Haar. Ich finde später wohl noch Gelegenheit, über den wunderbaren Zufall zu sprechen, der meine Rettung bewirkte. Hier genüge es zu sagen, daß ich sie „Brüdern" verdankte.

Und trotz dieses neuen Beweises meiner unwandelbaren Loyalität wurde ich drei Monate später, auf Verleumdungen hin, zu welchen ich nicht den geringsten Vorwand gegeben hatte, vom Präsidenten Benito Juarez so wenig freundlich bei unserem Wiedersehen in Durango empfangen!

Durch das pronunciamiento von Canales sah sich General Escobedo gezwungen, seinen Vormarsch in das Innere des Landes zu unterbrechen. Zunächst mußte er sich gegen Matamoros wenden und es förmlich belagern. Ich hatte auf dem Umwege über Brownsville, zweimal den Rio Grande kreuzend, sein Lager erreicht und war von ihm sofort zum Chef des Ingenieurwesens bei seinem Armeekorps ernannt worden. In dieser Eigenschaft wirkte ich bei der Belagerung mit, doch erst nach manchen fruchtlosen Stürmen, die leider auf beiden Seiten große Opfer heischten, wodurch die Schaar der Vaterlandsvertheidiger um des unverantwortlichen Ungehorsams eines einzigen Mannes willen erheblich verringert wurde, gelang es uns, des aufständischen Platzes Herr zu werden.

Meinen an abenteuerlichen Episoden reichen Marsch über Monterey, Saltillo, Durango, Zacatecas und Morelia nach

Querétaro, um dort an einer neuen Belagerung, dieses Mal gegen die Kaiserlichen, Theil zu nehmen, habe ich schon beschrieben. Gerade vor und in Querétaro knüpften sich nun meine 1864 in Paris begonnenen Beziehungen zu Maximilian wieder an.

Zunächst muß ich aber, um ein möglichst vollständiges Bild von jenem unglücklichen Fürsten zu zeichnen, auf eine noch frühere Zeit zurückgreifen.

Ausführlich und an verschiedenen Stellen dieses Werkes habe ich die mannigfachen Beweggründe darzulegen versucht, welche Louis Napoléon bestimmten, die Expedition gegen Mexiko zu unternehmen und von Anfang an, sogar schon vor Abschluß der Londoner Convention, also bereits im Laufe des Jahres 1861, sein Auge auf den Erzherzog Ferdinand Max als präsumtiven Candidaten für den in jener einstigen spanischen Colonie aufzurichtenden Thron zu werfen. Aber der Erzherzog stand in keinerlei Abhängigkeitsverhältniß zum Kaiser der Franzosen; er gehörte nicht zu seiner Familie; Napoléon konnte ihn nicht ohne Weiteres nach Amerika schicken, um dort in seinem Auftrage und für die Erfüllung seiner politischen Zwecke eine Monarchie zu gründen, wie er es mit einem seiner Verwandten oder mit einem seiner Marschälle im Stande gewesen wäre zu thun. Dazu bedurfte es der Zustimmung Maximilian's.

Die Frage ist zwar schon aufgeworfen worden, was diesen bewogen haben möge, auf jenen Vorschlag einzugehen, den ein Mann ihm unterbreitete, der drei Jahre vorher seinem eigenen Bruder, dem Kaiser von Oesterreich, als Feind gegenüber gestanden und ihn nach einer Reihe von Niederlagen zum Abschluß des Friedens von Villafranca, durch den auch Maximilian seine Statthalterschaft in der Lombardei verlor, gezwungen hatte. Meines Wissens jedoch hat dieselbe bisher noch Niemand erschöpfend beantwortet.

Man hat wohl behauptet, Thatendurst habe den jungen Erzherzog aus seinem stillen Miramar fortgetrieben, um jenseits des Meeres „sich der edlen Aufgabe zu widmen, einem durch langjährige Revolutionen zu Grunde gerichteten Lande wieder aufzuhelfen, ein unter den traurigen Folgen der Anarchie verkommenes Volk zu regeneriren". Ich glaube selbst, daß dies ein mitbestimmender Faktor gewesen ist. Manche der Aphorismen, welche nebst Reiseskizzen und Gedichten kurz nach Maximilians Tode unter dem Gesammttitel: „Aus meinem Leben" in Leipzig erschienen, zeugen von solchem Thatendurst, so ein aus dem Jahre 1852 stammendes: „Ruhe in ewiger Bewegung", das merkwürdigerweise mit dem Motto harmonirt, welches ich mir erwählt habe:

„Strebend nur bist du Mensch, drum wie das Kind in der Wiege
Such' und finde dein Geist in der Bewegung nur Ruh'."

Ein anderes ähnliches lautet: „Der Kampf ist der Reiz des Lebens. Hört er auf, so hat die Maschine geendet. Der Geist ist entflohen. So lange der Geist inne wohnt, und das Herz schlägt, ist ewiges Ringen, und nur im Ringen ist Leben, das der letzte Kampf des Sterbens schließt." Ein drittes besagt: „Der Ehrgeiz und die Ruhmsucht, zwei edle Triebfedern des Menschen, sind der Ausdruck der edlen Selbstliebe." Ja, eine Stelle aus dem Tagebuche über seinen 1853 unternommenen Ausflug nach Südamerika, wo es heißt: „wie werth wären diese Länder einer andern Bevölkerung, eines andern Herrschers", mit dem Citat der Byron'schen Verse:

„How fair the land, how made for joy
How curs'd the tyrants who destroy —"

könnte auch auf Mexiko gedeutet werden. Ebenso sein Ausspruch: „Warum lieben unabhängige Charaktere den Süden? Weil keine Wolken ihnen den Blick in den freien Himmel wehren, weil ihnen die Kälte keine lästigen Schranken setzt."

Ein Geschichtsforscher kann und wird sich aber mit dieser vagen Erklärung nicht begnügen. Die Ursachen zu Maximilian's verderblichen Entschluß müssen schärfer präcisirt werden.

Heutzutage, wo der von der Krone ausstrahlende Glanz die Augen der Unterthanen nicht mehr so sehr blendet, daß diese von den Schwächen und Fehlern ihrer Herrscher nichts sehen oder zu sehen wagen, ist man in den „allerhöchsten Kreisen" eifrigst bemüht, gewisse vielleicht als anstößig anzusehende Vorkommnisse, die sich dort abspielen, vor der indiscreten Neugier des profanum vulgus thunlichst zu verschleiern, damit dessen „pflichtschuldige Ehrfurcht" vor den auf der obersten Stufe der gesellschaftlichen und politischen Rangordnung Stehenden nicht etwa Einbuße erleide. Diese Rücksicht mag dazu beigetragen haben, daß bisher über das wenig freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen den beiden Brüdern Franz Joseph und Ferdinand Max bestand, kaum etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Und doch ist darauf in erster Linie die Bereitwilligkeit zurückzuführen, mit der Letzterer den mexikanisch-französischen Lockungen folgte. Er hielt es nicht länger aus, unter der Botmäßigkeit seines Bruders zu leben.

Den Geistes- und Herzensanlagen nach waren sie heterogene Naturen. Hieraus erklärt sich zum Theil die zwischen ihnen waltende Disharmonie.

Man hat den gegenwärtigen Kaiser von Oesterreich-Ungarn einen trefflichen Subalternbeamten genannt. Von diesem besitzt er in der That einerseits die Pflichttreue, andererseits den Mangel an Initiative. Mit großer Pünktlichkeit absolvirt er sein tägliches Pensum als Herrscher, bestehe es oft auch nur in der Unterzeichnung so und so vieler ihm vorgelegten Schriftstücke, die er übrigens vorher genau zu lesen pflegt. Dahingegen dürften von den während seiner sechsunddreißigjährigen Regierungszeit innerhalb der habsburgischen Monarchie stattgefundenen Ereignissen nur eine kleine Anzahl seiner persönlichen Anregung

ihre Entstehung verdanken. Franz Joseph verdient weit mehr als Victor Emanuel den Beinamen eines rè galantuomo, den eines durch und durch ehrenhaften Mannes. Jede unsaubere Handlung, die in irgend einer Weise mit Geldinteressen zusammenhängt, verletzt sein in diesem Punkte überaus zart empfindendes Gewissen. Unnachsichtlich hat er Männer, wie sehr sie sich auch früher seiner Gunst erfreuten, aus seiner Nähe verbannt, sobald er in Erfahrung brachte, daß ihre Hände nicht rein geblieben waren. Es giebt keinen entschiedeneren Verächter der auch von einigen Ministern nicht ungern angewandten „Trinkgeldertheorie" als ihn. Was geistige Fähigkeiten anbetrifft, steht Franz Joseph nur auf mittlerer Höhe. Jede Genialität ist ihm nicht nur fremd, sondern sogar widerwärtig. Der Grundzug seines Wesens ist Nüchternheit. Auch von Ehrgeiz ist er ziemlich frei. Die Idee des Frankfurter Fürstentages von 1863 war sicher nicht seinem Hirne entsprungen. Tief durchdrungen von dem Gefühle seiner Würde, verschmäht er es, um die Gunst seines Volkes zu buhlen, und vermeidet nahe und direkte Berührungen mit ihm. Darum ist er auch persönlich nicht populär. Die Ovationen, deren Gegenstand er bisweilen ist, gelten allein seiner Eigenschaft als habsburgischer Kaiser. Ihre Quelle liegt in dem vorwiegend monarchischen Sinne der unter seinem Scepter stehenden Nationen, die einsehen oder fühlen, daß ohne den dynastischen Kitt sie auseinanderbröckeln und vielleicht ehrgeizigen Nachbarn zum Opfer fallen würden. Als „erster Cavalier seines Reiches" ergiebt er sich mit Vorliebe den cavaliermäßigen Zerstreuungen, hauptsächlich der Jagd, während er nur ein schwaches Interesse für Wissenschaften und Künste zeigt. Wo es nöthig war, hat er den für einen Edelmann unerläßlichen Muth bewiesen, wie im ersten italienischen und im ungarischen Feldzuge; tiefere militärische Kenntnisse und strategische Begabung besitzt er nicht. Als Schlachtenlenker weiß die Geschichte nichts von ihm zu melden.

Der moderne Liberalismus ist ihm antipathisch; zum Theil begreift er ihn nicht einmal. Nur widerwillig hat er deshalb seine Zustimmung zur Umwandlung des patriarchalischen Absolutismus in ein halbwegs constitutionelles Regierungssystem gegeben. Nun er aber einmal die Verfassung beschworen hat, bleibt er ihr treu. Ohne gerade ein Fanatiker zu sein, hält er, von einer jesuitenfreundlichen Mutter und dem ultramontanen Grafen Bombelles erzogen, fest an den Satzungen der römisch-katholischen Kirche und kommt dadurch oft in Gewissensconflicte, wenn er den politischen Forderungen der Neuzeit gerecht werden soll. Jene Erziehung ist auch Schuld an seinem Mangel an Selbstständigkeit, der freilich in einzelnen Fällen einem starren Eigensinn Platz macht. Unfähig zu energischem Handeln, weiß er mit Würde die Schläge, welche das Schicksal ihm nicht erspart hat, zu tragen.

Obgleich sein nur zwei Jahre jüngerer Bruder Ferdinand Max gemeinsam mit ihm und unter den gleichen Einflüssen aufgewachsen war, hatte sich Dieser doch in ganz verschiedener Weise entwickelt. Im Vergleich zu den übrigen Mitgliedern seiner Familie war er aus der Art geschlagen. Auch mit keinem seiner Vorfahren hatte er Aehnlichkeit, weder mit Maria Theresia noch mit Joseph II., mit diesem vielleicht eine geringe darin, daß er gleich jenem nicht allein „Schätzer", sondern häufig Ueberschätzer der Menschheit war.

Um seine Charakteristik deutlicher hervortreten zu lassen, habe ich die Franz Joseph's voraufgeschickt und sie als Folie benützt.

Befangen in unklarem Idealismus, der hauptsächlich durch seine künstlerischen Neigungen genährt wurde, entbehrte Maximilian wie der Tiefe so der Kraft; er war oberflächlich, sentimental und schwach. Dinge wie Menschen beurtheilte er nach ihrer Außenseite und fand sich deßhalb oft enttäuscht. Er nahm die Welt nicht, wie sie ist, sondern wie sie durch das Prisma seiner

Phantasie in seinem Kopfe sich widerspiegelte. Es kostete ihm Mühe, sich zu klarem Erkennen durchzuarbeiten. Lieber wiegte er sich in Illusionen. Er war viel geschäftig; es fehlte ihm jedoch an wirklicher Thatkraft und Ausdauer. Mit gleicher Leichtigkeit faßte er Vorsätze und gab sie wieder auf. Aenderten sich die Verhältnisse oder, unter den Eindrücken des Augenblicks, auch nur seine Stimmungen, flugs änderten sich mit ihnen seine Entschlüsse. Bezeichnend sagte er: „Nur in Politik nie glauben, daß das, was gestern gut war, auch heute gut sein muß. Die Situationen ändern stündlich. Man muß überhaupt wie bei der Behandlung eines Kranken die Diagnose stellen und nach ihr erst die Mittel wählen." Aber auch bei seinen politischen Diagnosen kam er niemals zur Klarheit, weil er den angeblichen Kranken — Mexiko — jeden Augenblick von einem andern Gesichtspunkt und mit andern Augen anschaute. Bei allen diesen oft scheinbar unvermittelt eintretenden Sinnesänderungen zeigte er aber stets die gleiche Begeisterung für seine neueste Idee, die gleiche Ueberzeugung, daß sie die vortrefflichste sei, die gleiche Hoffnung, damit Erfolge zu erzielen. Als Sanguiniker neigte er zum Optimismus, war aber auch meist schnell vorübergehenden Anfällen tiefer Muthlosigkeit zugänglich, bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt. Trotz seiner Gutmüthigkeit, seines Edelmuths und seiner Ritterlichkeit verhinderte sein wankelmüthiges, unselbstständiges und unentschlossenes Vorgehen, daß man sich jemals fest auf ihn verlassen konnte, denn was er heute für richtig und nothwendig angesehen hatte, verwarf er morgen. Gleich dem Sicambrerfürsten verbrannte er, nicht selten ohne genügende äußere Gründe, was er kurz zuvor angebetet, betete er an, was er kurz zuvor verbrannt hatte. Er war ein schwankes Rohr, von jedem Windhauch bewegt. Nur im Herzen bewahrte er Treue.

Mit seinen weitaussehenden Plänen standen die Mittel, über die er verfügte, um sie auszuführen, fast immer im kläg-

lichsten Mißverhältniß. Zu einem strahlenden Ziel emporblickend, wurde sein Blick durch dasselbe so sehr gefesselt, daß er die Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellten, nicht bemerkte und darüber stolperte. Man kann ihn die Verkörperung des französischen Sprichworts nennen: qui trop embrasse, mal étreint. Weil er zuviel umfassen wollte, erfaßte er gar nichts. Die verschiedensten Sachen fing er gleichzeitig an, ohne auch nur eine zum Abschluß zu bringen. Planlosigkeit beherrschte seine Handlungen. Dem Anschein nach harmonisch und in sich gefestigt, war sein ganzes Wesen ein zerfahrenes.

Er hielt sich für eine providentielle Persönlichkeit. Sein Lieblingsheld und Vorbild in der Geschichte war Kaiser Karl V., in dessen den Erdball umspannendem Reiche die Sonne nicht unterging. Daß auch Neu-Spanien einen Theil desselben gebildet hatte, mochte ihn mit veranlaßt haben, den dort für ihn aufgerichteten Thron zu besteigen.

Lieblingssohn seiner begabten Mutter, litt er schwer unter seiner Zweitgeborenschaft. Schon als Knaben hatten die beiden Brüder sich nicht vertragen. Diese Unverträglichkeit wuchs mit den Jahren. Die Erhebung Franz Joseph's auf den habsburgischen Kaiserthron ließ im ehrgeizigen Herzen Ferdinand Max' einen Stachel zurück, der ihm fortwährend die bittersten Qualen verursachte. Er war überzeugt von seiner geistigen Ueberlegenheit. Er hielt sich für weit befähigter, als Jenen, die höchste Stelle im Staate einzunehmen. Er grollte mit seinem Geschick, das ihn zum ersten Unterthan seines Bruders gemacht hatte, und ergriff mit Jubel die Gelegenheit, die sich ihm bot, sich dieser von ihm als Herabwürdigung empfundenen Situation zu entziehen.

Die mannigfachen Reisen, welche er als Seemann gemacht, trugen dazu bei, seinen Blick zu erweitern und seinen Geist von Vorurtheilen zu befreien. Ohne Zweifel war er der freisinnigste aller Habsburger, soweit ein Habsburger überhaupt freisinnig

sein kann. „Constitution", schrieb er im November 1860, „der gefürchtete Popanz, ist Vertheilung der Gewichte und dadurch Herstellung des Gleichgewichts; es ist zugleich aber auch Controlle, die der Ehrliche nicht zu fürchten braucht. Man sagt, sie sei ein steter Kampf zwischen Regierenden und Regierten; wer das sagt, faßt es nicht ehrlich auf: sie ist ein Bund zwischen beiden. Wäre es aber auch ein Kampf, so vergesse man nicht, daß im Kampfe Leben ist." Und weiter: „Alles Neue setzt in Verwunderung, aber nur die Schwachen erschrecken davor." Aber gehörte er denn etwa zu den Starken?

Er war und blieb gläubiger Katholik, sogar mit einem leisen Anflug von Mystik; dennoch begriff er bis zu einem gewissen Grade die religiöse Duldung, nur für die Atheisten hatte er kein Erbarmen.

Seine Kenntnisse waren lückenhaft, weil er seine geistige Kraft zu zersplittern liebte. In seinen frisch geschriebenen Reiseskizzen bekundet sich eine ziemlich umfangreiche allgemeine Bildung, verbunden mit lebendiger Auffassungs- und Beobachtungsgabe. Der Originalität ermangeln sie jedoch. Seine Gedichte erheben sich nicht über das Niveau der Gewöhnlichkeit. Eines nur aus dem Juli 1854 ist mir aufgefallen, wo Maximilian klagt:

„Siehst du einen Vogel flügellahm,
Dem Gelenk man grausam brach und Sehne,
Daß, im Park er weilend, sanft und zahm,
Nicht die Fitt'ge mehr zum Fluge dehne;
Oh dann, Theurer, denk' an mich und weine.

Sehnend blickt der Brüder Wanderschaar,
Flattert fröhlich sie im Herbst von dannen,
Trüb' er nach und müht sich Jahr für Jahr
Auch zum Flug' die Schwingen auszuspannen;
Siehst Du es, so denk' an mich und weine.

Auch ich bin lahm,
Auch ich bin zahm;

Was frommt des Herzens Zug,
Gebricht die Kraft zum Flug!
Theurer, denk' an mich und weine — weine."

Eine ähnliche Klage klingt aus den Worten heraus: „Furchtbar ist's, sich einer großen Vergangenheit bewußt zu sein, aber keine Zukunft mehr zu haben."

Später scheint ihm die „Kraft zum Fluge" — über das große Wasser gekommen zu sein, doch zu seinem Unheil, die erhoffte „Zukunft" fand er auch drüben nicht.

So lange er sich noch an der Spitze der österreichischen Marine befand, auch während seiner kurzen Statthalterschaft im lombardisch-venetianischen Königreich, wo er zu Mailand glänzend Hof hielt, mochte er, weil er direkt nur mit Untergebenen verkehrte, bisweilen vergessen, daß Jemand über ihm stand, dessen Befehle er zu befolgen, dessen Wünschen er Rechnung zu tragen hatte. Als er sich aber nach 1859 zu einer unfreiwilligen Thatenlosigkeit verdammt sah und außer Stande, auch nur auf einen Tag das durchbohrende Gefühl seiner ruhmlosen Abhängigkeit los zu werden, mußten da nicht die Eröffnungen, welche Anfangs 1861 die mexikanischen Verschwörer General Leonardo Márquez, Exminister Aguilar, der in freiwilliger Verbannung in Europa lebende stockmonarchische José Maria Gutierrez Estrada und andere Mitglieder der in den Staub geworfenen klerikalen Partei an ihn gelangen ließen, ihm wie eine Erlösung erscheinen? Und seine von ebenso großem, wo nicht von noch größerem Ehrgeiz beseelte Gemahlin bestärkte ihn in dem Gedanken, auf diese Weise eine Rangerhöhung zu erlangen und damit eine Gleichstellung mit dem Kaiserpaar in Wien, weil sie es nicht verschmerzen konnte, daß sie, Tochter und Enkelin von Königen, einer Frau den Vorrang lassen mußte, die einem verarmten, nicht regierenden Fürstenhause entstammte, und weil wegen mangelnder Nachkommenschaft die Pflichten der Mutter-

liebe ihr keine Entschädigung zu bieten vermochten für die so schwer entbehrte, so heiß ersehnte dominirende Stellung.

Als Louis Napoléon dann in formeller Weise ihm die mexikanische Kaiserkrone anbot, da vergaßen Maximilian und Carlota, daß es keine reine Hand, daß es die Hand eines Feindes war, aus welcher sie sie entgegegenzunehmen hatten, und daß auf dem Wege, der sie zum Throne emporführen sollte, sie durch Schmutz und Blut waten müßten. Nur fort! Nur fort!

Neid über die bevorzugte Position des ältern, ohnehin nicht geliebten Bruders und unbefriedigter Ehrgeiz waren somit die Hauptbeweggründe, welche Maximilian und seine Gemahlin veranlaßten, sich auf das mexikanische Abenteuer einzulassen.

Zu denselben gesellte sich ein anderer, vielleicht noch schwerer wiegender, welchen gefällige Biographen noch ängstlicher verschweigen als die angeführten.

Maximilian hatte niemals zu rechnen verstanden. Sowohl um seine eignen sehr hochgeschraubten Bedürfnisse zu befriedigen, wie um seinem Hange zur Freigebigkeit und Wohlthätigkeit Genüge zu thun, hatte er sich in Schulden gestürzt. Von ihm ist das Wort: „Geiz ist bei Prinzen ein Verbrechen, denn die Menge fühlt doch immer, daß ihr Geld aus dem Sacke der Vielen kommt. Prinzen sollen nur Geld-Circulations-Maschinen sein, man weiß ihnen Dank dafür.“ Als solche Maschine hatte er nun so eifrig funktionirt, daß ihm nichts mehr in Circulation zu setzen übrig blieb. Namentlich hatte der Bau des herrlichen Schlosses „Lug auf's Meer“ — Miramar — kolossale Summen verschlungen. Auch die reiche Mitgift seiner Frau, der ein Theil der Erbschaft ihres geschickt und glücklich speculirenden Großvaters Louis Philippe zugefallen, war darauf gegangen. Um sich aus dieser peinlichen Verlegenheit zu retten, war dem jungen Erzherzog eine Luftveränderung um so angenehmer, als zugleich mit der mexikanischen Krone ihm mehrere Millionen vorschußweise zu freier Verfügung gestellt

wurden. Einmal Kaiser von Mexiko, würde er schon im Stande sein, sie nach und nach zurückzuzahlen. Freilich war das Land gerade durch vorübergehende Zahlungsunfähigkeit in seine schlimme Lage gerathen. Aber bah! War er nicht der Mann, es im Handumdrehen zu einem der reichsten Staaten der Erde zu machen? Würde ihm es nicht gelingen, die unzähligen Elemente der Prosperität, die noch unausgebeutet im Schooße seines Bodens schlummerten, zu erschließen? Seine Einbildungskraft zauberte ihm unerschöpfliche Schätze vor, nach denen er sich nur zu bücken brauchte, um sie aufzuheben. In Wirklichkeit begann aber Maximilian seine Herrschaft damit, daß, ehe er noch die Küsten seines Reiches betrat, er diesem eine neue Schuldenlast auferlegt hatte.

Jedenfalls war es eine eigenthümliche Wahl, einen Verschwender mit der Mission zu betrauen, ein verarmtes Land aus seinen Finanzcalamitäten zu retten. Und daß in diesem Falle in der That der Bock zum Gärtner gesetzt worden war, das beweisen die auf die kaiserliche Verwaltung bezüglichen, später in die Hände der Republikaner gefallenen Rechnungen, mit denen ich mich später zu beschäftigen beabsichtige.

Ritterlicher Thatendurst und die uneigennützige Absicht, das dahinsiechende Mexiko zu neuem Leben und Glück zu erwecken, sind nach dieser wahrheitstreuen Darstellung kaum die vornehmsten Ursachen gewesen, welche Maximilian nach Amerika gehen ließen. Es ist immerhin gut, der Poesie der Geschichte etwas Prosa beizumischen, besser gesagt, die schöne historische Lüge durch die häßliche historische Wahrheit zu ersetzen.

Am 3. October 1863 erschien in Miramar eine mexikanische Deputation im Auftrage der Junta, welche Forey in der Hauptstadt Mexiko zusammengetrieben hatte, zu dem anbefohlenen Zwecke, die Monarchie als Staatsform und Maximilian als Kaiser zu proklamiren. Ich habe mein Urtheil über diese Abstimmungsfarce bereits abgegeben. Nicht viel günstiger äußert

sich darüber ein französischer, nicht einmal freisinniger Schriftsteller: „Jene denkwürdige Junta," schreibt er, „wird ein ewig beklagenswerthes Beispiel von Beleidigung der Wahrheit bleiben. Sie hatte weder ein Mandat noch den entsprechenden Charakter, um das ganze Land zu verpflichten." Und vorher war feierlich und ausdrücklich dem mexikanischen Volke versprochen worden, daß ihm keine Regierung aufgedrungen werden sollte! Sogar der französische Minister des Aeußern, Drouyn de l'Huys, mußte erklären: „Wir werden die Stimmen der Versammlung in Mexiko nur als ein vorläufiges Zeichen der Stimmung des Landes ansehen können." Gleichzeitig wurde Forey der Befehl ertheilt, „in einem neuen Feldzuge die Stimmen der Städte im Innern zu sammeln." Daß diese, nach ihrer Einnahme durch die Franzosen, sich durch den Mund ad hoc ausgesuchter Vertreter gleichfalls für die Candidatur Maximilian's aussprachen, ist selbstverständlich. Viele jener Vertreter hatten freilich niemals früher den Namen des österreichischen Erzherzogs gehört, wußten überhaupt nicht, daß ein solcher existire.

Die nach Miramar entsandte Deputation war aus acht Personen zusammengesetzt, deren Porträts — als Verräther an ihrem Vaterlande — in dem großen Gemälde verewigt sind, das in jenem Meerschlosse hängt und die Ueberreichung der Krone und des Scepters an Maximilian darstellt. Die Namen der Herren, obwohl nicht unbekannt, will ich hier nochmals an den Schandpfahl nageln. Es waren: Joaquin Velasquez de Leon, der schlaue Jesuitenpater Javier Miranda, Ignacio Aguilar, José Hidalgo, der spätere Gesandte in Paris und schon als Legationssekretär in Madrid erklärter — Günstling der allein durch ihre Jahre ehrwürdigen Gräfin Montijo, der Mutter Eugenie's, der mexikanische General französischen Ursprungs, Adrian Woll, wie man erzählt, ein unehelicher Sohn des Marschalls Sebastiani aus der Epoche des ersten Napoléon und Louis Philippe's, der Millionär

Antonio Escandon, José Maria Landa und die Seele der ganzen Verschwörung, der mehrmals schon von mir erwähnte José Maria Gutierrez Estrada.

Einen eigenthümlichen Begriff muß Maximilian von diesen Leuten bekommen haben, als er erfuhr, daß mit Ausnahme von Escandon und Landa, sie sich nicht nur fette Reisespesen, sondern sogar — oft fingirte — Gehaltsrückstände hatten auszahlen lassen als Vorschuß auf die Anleihe welche man im Begriff war mit dem englischen Bankhause Glyn, Mills u. Co. in London zu contrahiren. Die Gesammtausgaben der Deputation beliefen sich auf das hübsche Sümmchen von 104,902 Pesos, wie aus den von uns aufgefundenen Dokumenten hervorgeht. Aber Maximilian selbst hatte ja keinen Anstand genommen, von jener Anleihe anticipando drei Millionen anzunehmen, und er verfügte darüber, noch bevor er seine Reise nach Mexiko antrat. Velasquez de Leon hatte ihm das Geld in siebzehn, mit blanken Goldstücken gefüllten Fässern nach Miramar überbracht.

Die Bedingungen, welche Maximilian im October 1863, wohl nur zum Schein, betreffs der Annahme der Krone den Abgesandten der Junta gegenüber stellte, waren ein Plebiscit des mexikanischen Volkes und Garantien für den Bestand seines Thrones. Später schrieb er an Gutierrez Estrada, Frankreich und England müßten sich verpflichten, ihn mit ihrer moralischen und materiellen Garantie zu Lande und zu Wasser zu unterstützen. Um dies durchzusetzen, reiste er im März 1864 nach Paris. Als Gast Napoléon's III. stieg er im Palast der Tuilerien ab und nahm Wohnung im Pavillon de Marsan. Damals wurden die Grundzüge der später so schmählich von Frankreich gebrochenen Convention von Miramar vereinbart.

Ich erhielt die Aufforderung, mich dem Erzherzog vorzustellen.

Sobald mir vom französischen Kriegsminister der erforderliche Urlaub bewilligt war, begab ich mich von Evreux nach Paris.

Auffallenderweise sind die Details meiner ersten Zusammenkunft mit dem Erzherzog, der vom österreichischen Hofrath im auswärtigen Amt zu Wien, später zum Range eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers erhobenen Dupont begleitet war, so sehr meinem Gedächtniß entschwunden, daß ich außer Stande bin, Genaueres darüber zu erzählen, und ich will mich nicht der Gefahr aussetzen, eventuell Irrthümliches zu berichten. Nur soviel erinnere ich mich, daß mir sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht wurden, falls ich mich dazu verstehen wollte, den künftigen Kaiser nach Mexiko zu begleiten, Anerbietungen, die ich natürlich höflichst zurückwies, und daß ich meine ganze Ueberredungskunst, leider vergeblich, anwendete, um Maximilian von seinem Vorsatz abzubringen, in seinem Interesse sowohl wie in dem meines Adoptivvaterlandes.

Auf seinen Wunsch arbeitete ich in spanischer Sprache ein langes Memorandum aus, in welchem ich die damalige Lage Mexikos eingehend schilderte. Vor allen Dingen betonte ich darin die absolute Werthlosigkeit der zu seinen Gunsten stattgefundenen Volksabstimmungen. Auch rieth ich ihm, wenn er durchaus nicht zurücktreten wollte, seine Mission wenigstens nur als eine zeitweilige und vorübergehende aufzufassen und sich ausdrücklich die Befugniß zu wahren, sie jederzeit wieder aufzugeben. Er solle in einem Manifeste erklären, unbekannt mit den Verhältnissen und aus so weiter Ferne vermöge er nicht zu untersuchen, ob er wirklich der Erwählte des mexikanischen Volkes sei. Nur gleichsam versuchsweise möge es ihn aufnehmen. Nach spätestens einem Jahre werde er es abermals befragen unter Zusicherung, daß man es an der freien Aeußerung seines Willens nicht hindern werde. Sei es dann mit seiner Verwaltung zufrieden, so werde er bleiben, andernfalls sich wieder einschiffen. Gerade das Gegentheil hiervon that er aber. Maximilian, obgleich kinderlos, traf unverzüglich Bestimmungen für die Thronfolge, kurz, benahm sich, als ob er Mexiko niemals wieder zu verlassen

und dort eine dauernde Dynastie zu gründen beabsichtigte. Im Widerspruch hiermit stand seine Weigerung, sich dem habsburgischen Hausgesetz zu unterwerfen, welches für einen Fall wie den seinigen die ausdrückliche Verzichtleistung auf alle agnatischen Rechte vorschreibt, die ihm und seinen Nachkommen aus seiner Eigenschaft als österreichischer Erzherzog erwuchsen, speziell auf das, den habsburgischen Thron zu besteigen, wenn die Näherberechtigten früher als er stürben. Noch am Tage vor der feierlichen Annahme der Krone, am 9. April 1864, fanden aus diesem Anlaß zwischen ihm und dem Kaiser Franz Joseph stürmische Scenen in Miramar statt, die sicher nicht dazu beigetragen haben, die Beziehungen zwischen den beiden Brüdern herzlicher zu gestalten.

Ja noch mehr! Trotz dieses Verzichts und nachdem er schon über zwei Jahre Kaiser von Mexiko war, hat Maximilian nicht die Hoffnung aufgegeben, jenes Ziel zu erreichen. Würde sonst sein früherer Kabinetschef, der Belgier Eloin, der inzwischen nach Europa gereist war, gewagt haben, ihm gegen Ende des Jahres 1866 brieflich den Rath zu ertheilen, die Parthie nicht vorzeitig, auch nicht nach dem vollzogenen Abzug der Franzosen aufzugeben, um sein politisches Prestige nicht zu schädigen; wenn aber sein Aufruf an das mexikanische Volk ungehört verhalle und wirkungslos bliebe, dann mit ungetrübtem Glanze nach Europa zurückzukehren, um inmitten der wichtigen Ereignisse, die dort sicher nicht ausbleiben würden, die Stelle einzunehmen, die ihm in jeder Hinsicht zukomme. Als diese Stelle bezeichnete Eloin gerade heraus den österreichisch-ungarischen Thron. Der Kaiser Franz Joseph sei, wie er sich auf der Durchreise durch Oesterreich habe überzeugen können, durch die ihm von den Preußen beigebrachten Niederlagen und den Prager Frieden entmuthigt, das Volk ungeduldig und fordere öffentlich seine Abdankung, während die Zuneigung zu Maximilian sich sichtbar über das ganze Ländergebiet Oesterreichs

ausbreite. Und würde Maximilian, wenn er nicht an diese Möglichkeit gedacht hätte, Eloin nicht energisch ob der Unverschämtheit getadelt haben, ihm derartige Vorschläge, welche einen doppelten Wortbruch, Franz Joseph und den mexikanischen Imperialisten gegenüber, involvirte, zu machen? Das geschah aber nicht.

Schwer ist es, sich in diesen Widersprüchen zurecht zu finden. Was war aber nicht widerspruchsvoll in Maximilian's Charakter?

Nachdem ich mein Memorandum den kriegsgefangenen Kameraden in Evreux vorgelesen, schickte ich es dem Erzherzog nach London, wohin er inzwischen gegangen war, nach.

Das Brouillon dieses Schriftstückes ist mir leider abhanden gekommen. Am Schlusse desselben oder in dem Begleitschreiben sagte ich:

„Ich fürchte, Eure kaiserliche Hoheit werden den Versuch mit Ihrem Kopfe bezahlen!"

Am 25. Februar 1873 hielt ich in Wien vor der dortigen geographischen Gesellschaft, der ich am 28. Januar als Mitglied beigetreten war, einen Vortrag über die Charakteristik der indianischen Bevölkerung Mexikos. Der jüngst verstorbene Professor Ferdinand von Hochstetter präsidirte. Unter den zahlreichen Zuhörern befand sich der damalige k. k. Kriegsminister, der geistreiche und gelehrte Feldzeugmeister Baron Kuhn. Nachdem ich geredet, trat dieser auf mich zu und theilte mir mit, mein Memorandum werde im Staats-Archiv aufbewahrt — wie es dahingekommen, weiß ich nicht — und er habe es mit um so größerem Interesse gelesen, als auch von ihm das Projekt Maximilian's entschieden mißbilligt worden sei.

Ebensowenig schenkte Dieser andern Stimmen Gehör, die von völlig unparteiischen Männern ausgingen und wohl geeignet waren, ihn auf das Bedenkliche seines Unternehmens aufmerksam zu machen. So hatte 1863 ein französischer Deputirter, der zur

imperialistischen Phalanx gehörende Adolphe de Belleyme, eine vielleicht von den Tuilerien inspirirte Brochure: La France et le Mexique veröffentlicht, in welcher die Behauptung aufgestellt wurde, die anfänglich vernünftige Lösung der mexikanischen Frage durch die Candidatur Maximilian's habe, nachdem Frankreich in Folge des Rückzugs seiner beiden Verbündeten allein in Mexiko zurückgeblieben sei, ihre raison d'être verloren. Die französische Regierung dürfe unter keinen Umständen dem Erzherzog seine Krone garantiren.

„Entweder", sagte der Verfasser, „ist dessen Wahl der ernste Ausdruck der Wünsche des mexikanischen Volkes. Dann ist unsere Aufgabe beendet, und wir haben nichts weiter zu thun, als ihm den Platz zu räumen. Oder man hat über jenes Volk ohne seine Zustimmung verfügt, dann dürfen die französischen Waffen nicht dazu dienen, ihm eine Dynastie aufzulegen, welche ihre Lebenskraft nicht aus dem nationalen Boden schöpft.

„Kann der Erzherzog Maximilian allein den Thron Mexikos besteigen, so ist er in der That legitimer Kaiser, dann aber bedarf er unser nicht mehr. Bedarf er unser, müssen wir ihm helfen, die Stufen seines Thrones emporzuklimmen, so ist er nichts als der Client Frankreichs.

„Will man sagen, Frankreich müsse, um sein Werk nicht unvollendet zu lassen, den Thron des Erzherzogs consolidiren und zu diesem Zweck diesem Prinzen eine zeitweilige, beschränkte Stütze gewähren, so erkläre ich diesen Gesichtspunkt für falsch. Die Idee ist gefährlich. Man muß sie bis auf's Aeußerste bekämpfen. Nein, der Erzherzog ist nicht das Geschöpf Frankreichs. Frankreich schuldet ihm nichts. Es würde einen ungeheuren Fehler begehen, wollte es nachträglich den Candidaten der mexikanischen Junta adoptiren und patronisiren.

„Nichts Verhängnißvolleres, als zu glauben, ein vorübergehender Schutz vermöge den Thron des Erzherzogs zu festigen. Sich aber verbindlich machen, ihn aufrecht zu erhalten,

TAYLOR INST. OXFORD.

bis er feststehe, wäre die leichtfertigste, die unklugste, die drückendste Verpflichtung, die Frankreich eingehen könnte."

Im Verlauf der Brochure wurden der Reihe nach die kolossalen Schwierigkeiten beleuchtet, welche im Innern wie von außen her der Monarchie Maximilian's sich entgegenstellen würden.

„Keine Illusionen!" hieß es unter Anderm. „Eine monarchische Regierung kann in Mexiko Angesichts der benachbarten republikanischen Regierungen, die ihr aus Gefühl, aus Grundsatz und aus Interesse feindlich sind, keinen Bestand haben."

Und weiter: „Die Candidatur des Erzherzogs Maximilian ist keine Lösung. Weit entfernt davon, eine Befreiung für Frankreich zu sein, ist sie eine Kette. Die von Frankreich beschützte Thronbesteigung des Erzherzogs wäre nur die indirekte Besitzergreifung Mexikos durch Frankreich, eine Besitzergreifung, welche keinen der Vortheile einer direkten Besitzergreifung hätte und hundertmal größere Gefahren darböte."

Die Brochure schloß: „Resumiren wir: die Candidatur des Erzherzogs Maximilian ist eine weder für Frankreich, noch für Mexiko, noch für den Erzherzog vortheilhafte Lösung. Man kann nicht genug gegen die fieberhafte Eile protestiren, mit welcher diese Idee unklugerweise in den Vordergrund gebracht worden ist. Wir beschwören die französische Regierung, nicht einen einzigen Tag die Fahne Frankreichs im Dienste einer fremden Regierung zu belassen. Es kann Frankreich nicht conveniren, auch nur einen Augenblick den Wagen Maximilian's zu ziehen."

An Warnungen hatte es Maximilian also nicht gefehlt. In absichtlicher Selbstverblendung rannte er in sein Verderben.

Die Dinge waren jedoch Anfangs 1864 bereits zu weit vorgeschritten, als daß an ein Fallenlassen des Planes gedacht werden konnte. Am 10. April nahm der Erzherzog definitiv in

Miramar die mexikanische Krone mit folgender an die Deputation gerichteten Ansprache an:

„Mexiko hat, nach seinen Ueberlieferungen und den Gewohnheiten des neuen Continents, von seinem Rechte Gebrauch gemacht, sich eine seinen Wünschen und seinen Bedürfnissen entsprechende Regierung zu geben. Es hat sein Vertrauen auf einen Sproß dieses Hauses Habsburg gesetzt, das vor drei Jahrhunderten eine christliche Monarchie auf jenem Boden aufgerichtet hat. Dieses Vertrauen hat mich gerührt, und ich werde es nicht verrathen. Ich nehme also Besitz von der constituirenden Gewalt, mit der die Nation, welche Sie zu ihren Organen gewählt hat, mich bekleidet. Ich werde sie nur so lange behalten" — das heißt, die unbeschränkte Gewalt — „als nöthig ist, in Mexiko eine regelrechte Ordnung herzustellen und die liberal-conservativen Institutionen zu organisiren. Wie ich Ihnen, meine Herren, in meiner Rede vom 3. October sagte, werde ich mich beeilen, die Monarchie, sobald die Pacification des Landes vollendet sein wird, unter die Autorität der constitutionellen Gesetze zu stellen."

Wenige Tage darauf schiffte der neue Kaiser in Begleitung seiner Gemahlin und eines kleinen Gefolges sich in Triest ein, holte sich erst in Rom den Segen des Papstes, der ihm von keinem Nutzen sein sollte, und langte am 29. Mai vor Veracruz an.

Eisig war der Empfang, der ihm dort zu Theil wurde. Warum kehrte er nicht lieber sofort und für immer einem Lande, das ihn so ungastlich aufnahm, den Rücken und befahl, den Kiel seines Schiffes heimwärts zu wenden? Eine Augenzeugin, die Gräfin Paula Kolonitz, beschreibt die unerquickliche Scene folgermaßen: „Die „Themis" war vorangeeilt und hatte unsere Ankunft angezeigt. Dennoch blieb Alles mäuschenstill. Nichts regte sich im Hafen, nichts an der Küste. Der neue Beherrscher von Mexiko stand Angesichts seines Reiches und war im Begriff,

es zu betreten, aber seine Unterthanen hielten sich verborgen. Niemand empfing ihn. Es war ein unheimliches Gefühl für Alle."

Das Schiff, welches Maximilian seinem Vaterlande entführt hatte, mußte, um in die offene Rhede von Veracruz einzulaufen, an der kleinen Insel vorüberfahren, die den Unglück weissagenden Namen „Opferinsel" trägt, und auf welcher schon in jener Epoche, also erst bei Beginn der Expedition tausende von Gräbern die Leichen der dem gelben Fieber zum Opfer gefallenen französischen Soldaten bargen, weshalb die überlebenden im Galgenhumor sie „jardin d'acclimatation" getauft hatten. In den Straßen der Hafenstadt hielten die Einwohner ihre Fenster und Balkone geschlossen. Sie wollten von dem ihnen aufgedrängten Kaiser nichts wissen; sie wollten ihn nicht einmal sehen.

Die Veracruzaner haben sich freilich von jeher durch ihre Freisinnigkeit ausgezeichnet. Mit Stolz beherbergten sie ein Paar Jahre lang den rechtmäßigen Präsidenten der Republik, Benito Juarez, in ihren Mauern. Sie waren deßhalb am Wenigsten geneigt, einen importirten europäischen Fürsten anzujubeln.

Im weiteren Verlaufe der Reise änderte sich indeß theilweise die Haltung der Bevölkerung. Schon zwischen Córdoba und Orizaba hatte sie Vorbereitungen zur Begrüßung des Kaiserpaares getroffen und unzählige Triumphbogen errichtet, die mit den schönsten Blumen, mit bunten Tüchern und dreifarbigen Fahnen geschmückt waren. Besonders die Indianer umdrängten in dichten Schaaren den Wagen Maximilian's und Carlota's. Selbst der ärmste peon hatte mit irgend einem Festzeichen seine bescheidene Hütte am Wege geziert, und die Freude, mit der sie den „vom fernen Osten kommenden weißen Mann" empfingen, trug den unverkennbaren Stempel der Aufrichtigkeit. Auch beim Einzuge in die Hauptstadt waren Indianer nicht nur aus be-

nachbarten Ortschaften, sondern auch aus ferneren Gegenden mit ihren Frauen und Kindern in großen Massen herbeigeeilt und verliehen durch ihre Anwesenheit den Festlichkeiten ein volksthümliches Gepräge.

Was hatte nun jene enterbten Nachkommen eines hochgebildeten Volksstammes, der, als er vor dreihundertsechzig Jahren grausam unterjocht wurde, an Cultur in mancher Hinsicht seinen christlichen Eroberern überlegen war, bewogen, dem neuen Herrscher so demonstrativ ihre Sympathien entgegenzubringen? Warum schlossen sie sich so schnell dem ihnen bisher völlig unbekannten Manne an? Aberglaube und Priestereinfluß erklären diese Erscheinung.

Die katholischen Geistlichen nehmen es häufig nicht sehr genau bei ihren Bekehrungen; sie geben sich zufrieden, die Heiden mit einem dünnen christlichen Firniß zu überziehen. So war auch das den Indianern Anahuacs zur Zeit des Cortéz und seiner Nachfolger durch wholesale-Taufen, wie einst den Sachsen Wittekind's auf Befehl Karl's des Großen, octroyirte Christenthum ein rein äußerliches und hat seitdem kaum eine Vertiefung erfahren. Auch heute noch schlummert bei der Mehrzahl von ihnen unter der Decke des katholischen Cultus der alte heidnische Glaube; häufig genügt eine geringe Veranlassung, diesen in seiner ganzen Kraft und Ueberzeugung wieder zu erwecken. Da es nun bei der Berufung eines österreichischen Erzherzogs sich vornehmlich um die Aufhebung der vom Minister Antonio de Lerdo y Tejada entworfenen und vom Präsidenten Juarez kräftig durchgeführten sogenannten „Reformgesetze" handelte, durch welche die Güter des Clerus zum Nationaleigenthum erklärt worden waren, so nahm dieser, in der Hoffnung, die ihm entgangenen Reichthümer und den damit verbundenen Einfluß zurückzuerlangen, keinen Anstand, sich den Aberglauben der Indianer zu nutze zu machen, um dieses Element der mexikanischen Bevölkerung für die Sache Maximilian's zu gewinnen.

Für den vorliegenden Fall eignete sich trefflich die Sage von Quetzacoatl.

Die schon angeführte Gräfin Kolonitz erwähnt in ihrem Buche „Eine Reise nach Mexiko im Jahre 1864" dieses Umstandes ausdrücklich. „Jene Sage," schreibt sie, „welche trotz allen äußerlichen Christenthums nebst vielem andern Aberglauben in den Traditionen der Indianer fortlebt, hatte äußerst günstig für den Kaiser gewirkt. Sie sahen in ihm den weißen Mann, der zu ihrem Glücke und zur Erhebung aus ihrer bisherigen gedrückten Lage über das Meer gekommen war, und sie begrüßten ihn mit dem größten Jubel."

Ich will diesen Anlaß benützen, um hier, mich vorwiegend auf die von Fray Bernardino de Sahagun bald nach der spanischen Eroberung angestellten Forschungen stützend, einige Aufklärung über jene in Europa vermuthlich nicht viel gekannte Sage zu geben.

Ungeachtet der eifrigsten Nachforschungen ist es den Geschichtsschreibern und Archäologen bis heute nicht gelungen, ein klares Bild von der mit den mannigfachsten Fabeln umkleideten, wenn auch zweifellos historischen Persönlichkeit des Quetzacoatl zu liefern. Der Kern der Mythe ist noch nicht völlig herausgeschält. Festzustehen scheint, daß Quetzacoatl der Reformator der gesellschaftlichen Zustände unter den Tolteken war, welche sich zu den später von Norden her vordringenden Azteken etwa wie die civilisirteren Etrusker zu den erobernden Römern verhielten. In der Nahuatlsprache stammt sein Name von coatl, Schlange, Sinnbild der Stürme, und quetzalli, die grünen Schwungfedern des Vogels tototl, welche für so kostbar erachtet wurden, daß sie zur Metapher dienten, um ein theueres Wesen zu bezeichnen: „noquetzale — o meine schöne Feder." Hieroglyphisch wird Quetzacoatl unter dem Bilde einer gefiederten Schlange dargestellt.

Er spielte in Mexiko eine ähnliche Rolle wie Manko

Capak unter den Peruanern. Bald wird er als Eingeborener betrachtet, häufiger als ein vom Osten Eingewanderter. Bald erscheint er ursprünglich als Oberpriester, bald als König in der Hauptstadt Tullan, dem heutigen Tula. Bald wird er geschildert als von weißer Hautfarbe und schön, bald als auffallend häßlich, immer aber mit länglichem Kopfe und starkem Barte. Als die Azteken ihn später unter ihre Götter aufnahmen, gaben sie seinem Gesicht und Körper eine vollständig schwarze Hautfarbe.

Während seiner Herrschaft in Tula blühte für Mexiko das goldene Zeitalter. Quetzacoatl hatte das Volk den Ackerbau gelehrt. Eine Kolbe Mais war damals so groß, daß ein Mann sie mit Mühe zu tragen vermochte. In allen Farben hing die Baumwolle an den Sträuchern, so daß sie sofort, ohne einer weiteren Färbung zu bedürfen, zu Gewändern verarbeitet werden konnte. Cacaobäume bedeckten die Abhänge der Hügel. Die Waldungen waren von tausenden von Vögeln belebt, die im buntesten Gefieder prangten, unter ihnen der schon erwähnte, nach dem Herrscher genannte quetzaltototl. Süße Wohlgerüche erfüllten die Lüfte. Quetzacoatl war es auch, der die Kunst einführte, das Silber zu schmelzen und die Edelsteine zu schneiden. Er erfand die Hieroglyphen; er erließ die weisesten Gesetze. Alle seine Unterthanen lebten im Ueberfluß. Armuth und Mangel waren ihnen unbekannt. Tiefer Friede, gepaart mit hoher Sittlichkeit, herrschte im ganzen Reiche. Da aber kamen drei fremde Zauberer in's Land. Quetzacoatl war krank geworden; Jene versprachen, ihn durch ein überaus wohlschmeckendes Getränk zu heilen. Lange sträubte er sich, von dem Safte der Maguëypflanze, dem teometl, dem Götterwein, heute pulque geheißen, zu kosten. Endlich verstand er sich dazu, und da das Getränk ihm mundete, trank er mehr davon, bis er berauscht wurde. Die Zauberer mißbrauchten seinen Zustand, um sich des Reiches zu bemächtigen. Sie zwangen Quetzacoatl, die Ge-

walt niederzulegen und in die Verbannung zu ziehen. Vorher jedoch verbrannte er alle seine prachtvollen Paläste, vergrub seine Kostbarkeiten, verwandelte die Cacaobäume in Dornbüsche und befahl den buntbefiederten Vögeln, vor ihm herzufliegen auf seinem Wege in die Fremde. Wiederholt hielt er Rast, so in Cuautitlan und in Cholula, wo später ihm zu Ehren eine Pyramide mit einem prächtigen teocali erbaut wurde. Fort und fort beweinte er sein Loos und das seines Volkes. Seine Thränen durchlöcherten den Stein, auf dem er sich niedergelassen; seine Hände, welche krampfhaft den Granitblock erfaßt hatten, ließen ihre Spur darin zurück.

Man fragte ihn, warum er denn fortginge? Er antwortete: „Die Sonne hat mich gerufen, ich muß zu ihr nach Tlapallam." Gegen den Stamm eines Baumes, genannt pochotl (bombax ceiba) schoß er einen aus dem nämlichen Holze geschnitzten Pfeil ab. Dieser durchbohrte den Stamm, blieb in ihm haften und bildete somit ein Kreuz — das Zeichen der künftigen Erlösung.

Manche Missionäre, welche an verschiedenen Punkten des alten Mexiko Kreuze vorgefunden hatten, behaupteten deshalb, die Religion des Gekreuzigten habe schon früher dort Fuß gefaßt, und wollten in Quetzacoatl den Apostel Thomas erblicken, der über den Stillen Ocean gekommen und im Hafen von Hualulco gelandet sei. Weil außerdem von jenem halbmythischen Wesen erzählt wurde, es habe Blut getrunken und ein Kind verzehrt, so glaubten sie in dieser Erzählung eine Symbolisirung der Eucharistie zu entdecken.

Endlich nach langer Wanderung erreichte Quetzacoatl die Küste des mexikanischen Golfes. Dort verfertigte er sich aus Schlangenhäuten ein Floß — coatlapechtli —, bestieg es und fuhr in das weite Meer hinaus. Bevor er Abschied nahm von dem Häuflein seiner Getreuen, die ihm bis dahin gefolgt waren, versprach er ihnen, einstmals wiederzukehren, um ihnen

das goldene Zeitalter, dessen die Tolteken sich erfreut hatten, zurückzubringen.

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich mich noch über ihn als aztekische Gottheit auslassen, seine Bildsäulen und die ihm zu Ehren veranstalteten Feste beschreiben; überdies genießt er als Gott heutzutage keinerlei Bedeutung mehr unter den Indianern Mexiko's; ihnen gilt er lediglich als Erlöser, als Messias, und anknüpfend an die soeben mitgetheilte Sage, harren sie seiner Wiederkunft.

Jedenfalls war es darum ein von der mexikanischen Geistlichkeit geschickt ersonnener Plan, diese heidnische Legende zu Gunsten Maximilian's zu verwerthen.

Vor wenigen Jahren hat ein mexikanischer Dichter Alfredo Chavero die Mythe von Quetzacoatl zu einem Trauerspiel umgearbeitet, welches am 24. März 1878 in einem Theater der Hauptstadt zur Aufführung gelangte. Darin erscheint Quetzacoatl ausdrücklich als Repräsentant des Christenthums, der an Stelle der Anbetung der Götzenbilder die Verehrung des Kreuzes gesetzt habe. Bei seinem Scheiden prophezeit seine Geliebte, Xochitl, in späterer Zeit würden Männer vom Aufgange der Sonne her kommen, um von Neuem das Kreuz als Zeichen Quetzacoatl's und Symbol der Erlösung in Anahuac aufzupflanzen. Das Stück ist schwach; die einzige Stelle von Bedeutung, welche es enthält, ist diejenige, in der dem siegreichen Führer der Azteken, Huitzilihuitl, als er den durch Quetzacoatl's Verzicht leer gewordenen Thron besteigen will, vom Oberprieſter der Tolteken die Worte entgegengeschleudert werden:

„Loco es aquel pueblo que al extraño entrega sus destinos" — thöricht ist das Volk, welches einem Fremdling seine Geschicke anvertraut.

Das Publikum lohnte diese für Jedermann verständliche Anspielung mit donnerndem Beifall. „Mexiko für die Mexikaner!" lautet seit dem Falle Maximilian's die Parole.

Nichtsdestoweniger hätte dieser klug gehandelt, das gleichviel durch welche Mittel für ihn günstig gestimmte indianische Element, welches numerisch den Hauptfaktor der mexikanischen Bevölkerung bildet, durch Erfüllung seiner berechtigten Wünsche an sich zu fesseln. Daran dachte er aber anfänglich gar nicht. Er begnügte sich, mit der ihm eigenen, aus natürlichem Wohlwollen entsprossenen Popularitätshascherei, welche ihn auch sofort die mexikanische Tracht anlegen ließ, einige der hervorragendsten Indianer mit Anreden zu „beglücken" und sie zur Tafel zu ziehen, aber nicht einmal mit Versprechungen speiste er sie ab. Noch weniger befaßte er sich mit der Besserung ihrer elenden Lage, wie auch Juarez, obgleich — oder vielleicht weil? — er der nämlichen Race angehörte, es unterlassen hatte. Erst Ende September 1865 wurde ein wirkungslos gebliebenes Dekret für ihre Emancipation aus dem peonage, einer Art von Hörigkeitsverhältniß, erlassen. Ich will nicht behaupten, daß es Maximilian mit Hilfe der Indianer gelungen sein würde, sich im Lande zu halten. Zum Mindesten hätte er sich aus ihnen eine große Schaar ergebener Anhänger schaffen können. Als sie aber sahen, daß nichts, absolut nichts in ihrem Interesse geschah, und daß Alles beim Alten blieb, da zogen sie sich enttäuscht und grollend in ihre Dörfer zurück und sahen mit Gleichgültigkeit das Scheitern seiner Mission.

„Quetzacoatl," sagten sie traurig, „ist noch nicht nach Mexiko zurückgekehrt."

Der zweite Faktor, den Maximilian in Mexiko hätte berücksichtigen müssen, war die Geistlichkeit. Ihren Intriguen und Machinationen verdankte er ja hauptsächlich seine Krone, unter der stillschweigenden Bedingung, die seinerseits sich vermuthlich zu einem festen Versprechen condensirt haben mag, des donnant — donnant, d. h. ihr als Zahlung für seine Ernennung zum Kaiser die Aufhebung der „Reformgesetze" zu gewähren.

Daß er diese Bedingung, oder dieses Versprechen nicht er-

füllen konnte, war indeß nur theilweise seine Schuld. Eine große Anzahl der in Mexiko ansässigen Franzosen hatte die bei der Umwandlung der Güter der todten Hand in Nationaleigenthum sich bietenden vortheilhaften Conjunkturen zu benützen verstanden und war zu niedrigen Preisen in den Besitz von früher der Kirche gehörenden Häusern und Haciendas gelangt. Natürlich verspürten die neuen Besitzer keine Neigung, diese wieder herauszugeben, und die französische Regierung verbot Maximilian, die „Reformgesetze" durch einen einfachen Federstrich zu beseitigen; höchstens dürfe er sie einer vorsichtigen Revision unterwerfen.

Damit war aber dem Clerus nicht gedient.

Der Erzbischof von Mexiko, Pelagio Antonio de Labastida, der gleich den meisten der übrigen ausgewanderten, richtiger gesagt, ausgewiesenen Bischöfe noch vor der Ankunft des Kaisers zurückgekehrt war, hatte es für seine Pflicht gehalten, bei der Regentschaft, die den Befehlen Forey's blind gehorchte und keinen Schritt zur Regelung jener Angelegenheit that, zu protestiren. In einem Briefe an den französischen Militär-Commandanten der Hauptstadt, General Baron Neigre, schrieb Labastida: „Die Kirche erleidet heutzutage in ihren Rechten und Ansprüchen dieselben Angriffe, die sie während der Regierung von Juarez erduldet hat; ja sie sieht sich noch erbitterter verfolgt."

Daran konnte Maximilian nichts ändern. Er befand sich also von seinem Regierungsantritt an in einer zweideutigen Lage. Die Clerikalen, welche ihn gerufen hatten, wollten nichts von ihm wissen, seit er nicht die Macht — wohl auch kaum den Willen — hatte, ihren Forderungen gerecht zu werden. Die wahren Liberalen standen als Republikaner thatsächlich, oder doch ihren Gesinnungen nach, auf Seiten des Präsidenten Juarez. Der Kaiser sah sich demnach genöthigt, sich zwischen zwei Stühlen auf — die Erde zu setzen. Auf keine

Partei konnte er sich stützen; sein Ministerium mußte er zum Theil aus pseudo-liberalen Ueberläufern bilden.

Die Pfaffen, immer geneigt und geschickt zu Verschwörungen, arbeiteten im Geheimen eifrigst daran, den „Eindringling" — el intruso —, wie sie den Kaiser zu nennen anfingen, wieder zu beseitigen und fanden in dem grausamen und fanatischen General Márquez, sowie im Expräsidenten Miramon, dem es nicht behagte, der Zweite im Staate zu sein, willige Helfershelfer. Der Kaiser mußte dieselben sogar, seiner eigenen Sicherheit wegen, aus dem Lande entfernen, indem er den ersten als Gesandten nach — Constantinopel, wo er nicht das Geringste zu thun hatte, den zweiten zum Studium des preußischen Artillerieweſens nach Berlin schickte, oder sage ich genauer, verbannte. Ueber letztere Episode habe ich schon in der ersten Reihe dieser „Erinnerungen" gesprochen.

Der Conflikt mit dem Clerus wurde durch das schroffe Auftreten des nach langem Zögern zu Anfang Dezembers 1864 in Mexiko eingetroffenen päpstlichen Nuntius Meglia verschärft. Durch diesen ließ Pio nono dem Kaiser einen Brief überreichen, der nach weitläufigen Klagen und Beschwerden über die traurige Lage der Kirche in Mexiko und nach Berufung auf die von Maximilian auf seiner Durchreise durch Rom dem heiligen Vater gegebenen Zusicherungen, klar und bündig „den Widerruf der verderblichen Gesetze" forderte, „welche nun schon seit so langer Zeit die Kirche unterdrücken", und „unter der Mitwirkung der Bischöfe und in den nöthigen Fällen der apostolischen Autorität die erforderliche völlige Reorganisation der gesammten kirchlichen Angelegenheiten" verlangte.

Wie aber diese Reorganisation vor sich zu gehen habe, zeigte folgende Stelle des päpstlichen Briefes:

„Um auf das Schleunigste der Kirche wieder glückliche Tage zu geben, ist es vor Allem nöthig, daß die katholische Religion mit Ausschluß jeden andern dissidenten Cultus fort-

fahre, der Ruhm und Halt der mexikanischen Nation zu sein; daß die Bischöfe wieder frei seien in der Ausübung ihres Pastoralberufes; daß die religiösen Orden wieder hergestellt und nach denjenigen Instructionen, für welche Wir die Vollmacht gegeben haben, reorganisirt werden; daß das Kirchenvermögen und alle an dasselbe sich knüpfenden Rechte vertheidigt und geschützt werden; insbesondere auch, daß Niemand die Erlaubniß erhalte, falsche und subversive Lehren zu verbreiten; daß aller Unterricht, der öffentliche sowohl als der private, geleitet und überwacht werde durch die kirchliche Autorität; und daß endlich alle Fesseln gebrochen werden, durch welche bis jetzt die Kirche unter der Abhängigkeit und der Willkür der bürgerlichen Regierung gehalten wurde."

Der Rest des Schreibens enthält die üblichen salbungsvollen Phrasen, die sich in allen von der Curie ausgehenden Schriftstücken vorfinden.

Maximilian war um eine Enttäuschung reicher. Er hatte sich eingebildet, er werde mit Hilfe des Papstes einen erträglichen modus vivendi zwischen Staat und Kirche in Mexiko herstellen können, ohne sich in allzu offenen Widerspruch mit den seit einigen Jahren auch dort eingeführten, ihm selbst zusagenden Toleranzideen zu setzen. Aus der Geschichte hätte er aber wissen müssen, daß ein derartiges Abkommen nun und nimmermehr von Rom zu erlangen ist. Freilich verschwenden klügere Staatsmänner als er auch heute noch ihre Zeit und Kräfte, um, sei es auch nur in einzelnen Punkten, ein Nachgeben seitens der Curie zu erzielen, und zerstoßen sich umsonst den Kopf an dem Felsen des römischen non possumus. Das kommt daher, weil die meisten Angreifer bis zu einem gewissen Grade gleichzeitig geheime oder offene Anhänger der von der Kirche vertheidigten Lehren sind und mit einem Fuße in ihrem Lager stehen. Nur wer vollständig geheilt ist von der uns in unserer Jugend eingeimpften religiösen Krankheit, darf im Kampfe mit der Clerisei

auf Siege hoffen. Bei Maximilian hatte aber der Gesundungsprozeß kaum erst begonnen. Pius IX. stand das Recht zu, an den „katholischen Sinn des Kaisers, von dem er anderweit so viele Beweise gegeben habe", zu appelliren.

Es ist darum nicht zu verwundern, daß gerade in den Beziehungen zu Rom der schwankende Charakter des Herschers von Mexiko besonders deutlich zu Tage trat. Das Schreiben des Papstes beantwortete er mit einem Dekret, das einige Forderungen der Curie bewilligte, andere zurückwies, für noch andere weitere Unterhandlungen in Aussicht stellte. Der Nuntius erklärte, er besitze keine Vollmachten noch Instruktionen, um sich in eine Diskussion über diese neuen Vorschläge einzulassen. Es folgte zwischen ihm und der Regierung ein Schriftenwechsel, der einen immer gereizteren Ton annahm, hauptsächlich seit der Kaiser seinem Justizminister Escudero mittelst Cabinetschreibens den Auftrag ertheilt hatte, ihm Vorschläge zu einer Revision der „Reformgesetze", unter theilweiser Anerkennung von deren faktischen Wirkungen, zu unterbreiten. Der Schluß dieses Dokuments lautete: „Vollziehen Sie dieses Alles gemäß dem Prinzipe einer weiten und freimüthigen Toleranz, aber im steten Hinblick darauf, daß die apostolisch-katholisch-römische Religion die Staatsreligion ist."

Das Wort Toleranz wirkte auf den Nuntius wie ein Stück rothen Tuches auf einen Truthahn. Es erfolgte seinerseits ein scharfer Protest, und zuletzt blieb der Regierung nichts Anderes übrig, als „ihre Beziehungen zum Erzbischof i. p. Meglia als völlig abgeschlossen und beendet" zu erklären. Der Nuntius schiffte sich ein.

Auf diesem, Angesichts der politischen Lage falschen, abgesehen davon, einigermaßen freisinnigen Standpunkt verharrte der Kaiser indeß nicht. Fast gleichzeitig mit dem Abbruch der Verhandlungen mit Meglia schickte er vielmehr eine außerordentliche Gesandtschaft, der sogar ein Bischof angehörte, an den Papst,

um sich direkt mit der Curie zu verständigen. Dieser Versuch, der die Schwäche Maximilian's in ein klares Licht stellte, war am Wenigsten geeignet, Pius IX. versöhnlicher zu stimmen. Cardinal Staatssekretär Antonelli äußerte sogar im Kreise seiner Vertrauten, niemals werde er in irgend ein Abkommen mit dem „österreichischen Erzherzoge" willigen, degradirte diesen also eigenmächtig seiner Kaiserwürde.

Trotzdem mußte die Kaiserin Carlota noch Schritte thun, um persönlich den heiligen Vater umzustimmen. Auch sie erreichte nichts. Ihr Mißerfolg trug sogar dazu bei, die arme Frau in die Nacht des Wahnsinns zu stürzen.

Anstatt sich nun aber durch diese Unnachgiebigkeit und Herzlosigkeit des Stellvertreters Gottes zu gerechtem Zorn entflammen zu lassen und das Tischtuch zwischen sich und den Pfaffen in Mexiko zu zerschneiden, was that Maximilian? Erst klagt und jammert er am 21. Oktober 1866 in Orizaba: „Ich bin erschöpft! Ich gehe. Ich kann nicht mehr zweifeln, daß meine Gemahlin wahnsinnig ist." Und unmittelbar darauf läßt er sich von dem schurkischen Pater Fischer umgarnen, schenkt den hohlen Versprechungen des Episcopats, ihm Geld und Soldaten zur Verfügung zu stellen, Glauben, wirft sich der clerikalen Partei, nachdem er sie zwei und ein halbes Jahr hindurch vor den Kopf gestoßen, ganz in die Arme, verspricht die bisher perhorrescirte Aufhebung der „Reformgesetze", begiebt sich unter den Schutz eines Márquez und eines Miramon, die ohne seine Erlaubniß im Oktober 1866 aus ihrer Verbannung heimgekehrt waren und sich ihm in Orizaba vorgestellt hatten, verläßt auf deren unheilvollen, vielleicht verrätherischen Rath die Hauptstadt und unternimmt den unklugen Zug nach Querétaro, um dort seinen Tod zu finden.

Ein derartiger Umschwung ist sicher nicht zu rechtfertigen. Und hätte selbst Maximilian den Sieg über die liberalen Armeen der Generale Escobedo und Porfirio Diaz davon-

getragen, er würde doch seinem Schicksal nicht entgangen sein. Die Clerikalen, die nur darum sich ihm wieder genähert, weil sie Angst hatten vor dem Vordringen der republikanischen Heere, und die des Kaisers immer noch nicht vollständig geschwundenes Prestige zu ihren Gunsten ausbeuten wollten, würden ihn ohne Gewissensbisse später haben fallen lassen, um einen Mann nach ihrem Herzen an die Spitze des Landes zu berufen — vermuthlich Miramon.

Pater Fischer's hatten die Bischöfe sich als Werkzeuges bedient, einmal weil er ein vollendeter Hallunke, dann weil er als geborener Deutscher der deutschen Sprache mächtig war und wegen dieses Umstandes von seinen violetten Auftraggebern für besonders geeignet gehalten wurde, maßgebenden Einfluß auf den Kaiser zu gewinnen.

Als ich im Januar 1867 von Monterey nach Durango ritt, übernachtete ich im Pfarrhause des Städtchens Parras, so genannt wegen des daselbst betriebenen Weinbaues — das Wort parras bedeutet Rebengelände. Dort hatte der ehrwürdige Pater eine Zeit lang als cura párroco gewirkt. In dem Pfarrhause wohnte noch seine — Frau mit etlichen Kindern. Nachdem der Protestant August Fischer sich als Winkeladvokat in San Antonio durch einige kleine „Unregelmäßigkeiten" unmöglich gemacht und es für klug befunden hatte, sich einer im wenig civilisirten Texas nicht unwahrscheinlichen Anwendung des Lynchgesetzes durch rechtzeitige Flucht über die mexikanische Grenze zu entziehen, hielt er, um zu einer Stellung zu gelangen, es für das Vortheilhafteste, seinen alten Glauben abzuschwören, gewann durch seinen Uebertritt die Zuneigung des Bischofs von Durango, trat, nach Empfang der Weihen, in dessen Dienste als Sekretär, mußte später, da er sich einem deutschen Kaufmann gegenüber, in dessen Haus er gastfreundlich aufgenommen worden war, eines schmählichen Vertrauensmißbrauchs schuldig gemacht hatte, indem er ihm seine Frau verführte, strafweise als Pfarrer nach Parras

versetzt, wohin jene Frau ihm nachfolgte, und wurde dort von dem reichen imperialistischen Grundbesitzer Sanchez Navarro entdeckt, nach Mexiko mitgenommen und dem Kaiser vorgestellt. Dieser, durch Fischer's stattliche Persönlichkeit und scheinbare Offenherzigkeit bestochen, ernannte ihn zu seinem Hofkaplan, betraute ihn bald darauf mit einer Mission nach Rom, die gleichfalls erfolglos verlief, und machte ihn schließlich zu seinem Cabinetssekretär.

In dieser Eigenschaft hatte Pater Fischer viele geheime Papiere Maximilian's in Verwahrung. Nachdem der Kaiser, den er sich wohl gehütet hatte, nach Querétaro zu begleiten — als Mann des Friedens empfand er eine ausgesprochene Abneigung gegen kriegerische Abenteuer — hingerichtet war, bot Se. Ehrwürden jene Papiere unserer Regierung zum Kauf an. Durch die Vermittelung eines deutschen Kaufmanns in Mexiko wurde der Handel abgeschlossen. Für die Summe von 1500 Pesos händigte der treue Sekretär uns die Hinterlassenschaft aus. Dieser gemeine Verrath an seinem todten Wohlthäter hinderte ihn jedoch nicht, sich, nach Europa zurückgekehrt, als begeisterter Verehrer seines „armen, unglücklichen Kaisers" zu gebahren, und alljährlich an dessen Todestage, 19. Juni, celebrirt er eine feierliche Messe für die Ruhe seiner Seele.

Maximilian schrieb einmal: „Fürsten sollten nie vergessen, daß die Personen ihrer Umgebung eine doppelte Wichtigkeit haben, erstens als Fühlhörner, um die Begriffe und Meinungen der Außenwelt zu fühlen und aufzusaugen, und zweitens als Aushängeschild, nach dem man auf den Inhalt der Boutique schließt. Wie wichtig ist daher die Wahl der Umgebung!"

In diesem Falle, wie in vielen andern, hat er jedoch keinen Scharfblick gezeigt. Er selbst würde lebhaft protestirt haben, wenn man von dem Pater Fischer als „Aushängeschild" auf den „Inhalt der Boutique", auf ihn selbst, hätte schließen wollen. Oder erinnerte er sich betreffs jenes Menschen eines anderen

seiner Aphorismen: „Für anrüchige Schufte ist der Ocean das beste Reinigungsbad und der Urwald ein Feld der Buße und der Zukunft"? Und erachtete er jenen „anrüchigen Schuft" durch Ocean und Urwald für genügend gereinigt, um ihn seines rückhaltlosesten Vertrauens zu würdigen?

Man kann Maximilian gewiß nicht den Vorwurf machen, er habe sich nicht genügend für seine zukünftige Kaiserlaufbahn vorbereitet. Er that es im Gegentheil nur zu viel, lange bevor er Gelegenheit hatte, Mexiko aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und auf theilweise absichtlich gefälschte Informationen hin. Die zahlreichen, schon in Miramar von ihm entworfenen und mühsam ausgearbeiteten Gesetzentwürfe können nicht einmal als schätzbares Material gelten. Auf sie war die Anekdote von jenem Schuster anwendbar, der auf den Vorwurf seines Kunden, die neuen Stiefel paßten ihm nicht, voll Selbstbewußtseins erwiderte: „Die Stiefel sind schon gut; Ihr Fuß ist nur zu groß."

Maximilian wollte seine europäischen Ideen ohne Rücksicht auf die durchaus verschiedenen mexikanischen Verhältnisse verwirklichen und brachte dadurch anstatt der angestrebten Ordnung eine grenzenlose Verwirrung in die Verwaltung. Ueberhaupt war er viel zu sehr Theoretiker. Klüger hätte er gehandelt, nicht eher irgend welche Reformen einzuführen und die Dinge lieber noch eine Zeit lang im gewohnten Schlendrian fortgehen lassen, als sofort mit unkundiger Hand in das administrative Getriebe einzugreifen. Als seine erste Aufgabe mußte er ansehen, sich durch persönliches Studium über die Lage des Landes zu orientiren. Er soll wohl bisweilen das Beispiel des Khalifen Harun al Raschid befolgt haben, der zur nächtlichen Stunde verkleidet in den Straßen seiner Hauptstadt umher wandelte, um zu erfahren, wie seine Unterthanen lebten, was sie thaten und trieben, um zu erspähen, was ihnen fehlte. Wenn solche romantische Episoden in der That stattgefunden

haben und nicht blos erfunden sind, um dem Kaiser eine Aureole zu schaffen, gelernt hat er aus seinen Streifzügen wenig.

Ostentativ hielt Maximilian sich die Fremden fern; auf viele der Mexikaner, die er in seine Nähe berief, konnte er sich aber nicht verlassen. Das wußte er selbst. Unter seinen in unsere Hände gefallenen Papieren befindet sich eine eigenhändig von ihm geschriebene Liste der Personen seiner Umgebung, unter Beifügung des Urtheils, das er sich über jede von ihnen gebildet hatte. Die meisten dieser kurzen Charakteristiken lauten ungünstig.

Nach der Convention von Miramar sollte das französische Expeditionscorps nur möglichst kurze Zeit in Mexiko verbleiben, allein die etwa 8000 Mann starke Fremdenlegion wollte, dem Artikel 3 gemäß, Napoléon III. seinem Schutzbefohlenen erforderlichen Falles sechs weitere Jahre belassen, ein Versprechen, das er überdies später, nach einer an Castelnau am 13. Dezember 1866 gerichteten Depesche, durch den Befehl, auch jene Legion zurückzuschicken, brach! Maximilian mußte deßhalb vor allen Dingen die Organisation einer Nationalarmee betreiben, nachdem so ungeschickt wie möglich seine östereichischen und belgischen Hilfstruppen im Lande verzettelt worden waren. Er hatte um so mehr Anlaß dazu, als er die Franzosen im Innersten seines Herzens haßte, so daß es in seinem wohlverstandenen Interesse gewesen wäre, sich so schnell als möglich derselben und mit ihnen seines Peinigers, des despotischen Marschalls Bazaine, zu entledigen.

Ernstlich ging er aber an die Arbeit, sich ein eignes Heer zu bilden, erst, als er erfuhr, daß der Kaiser der Franzosen, durch das Cabinet von Washington gedrängt, beschlossen hatte, seine Truppen in kürzester Frist allmälig zurückzuziehen. Wiederholt hatte Staatssekretär Seward in wenig höflich gehaltenen Noten hierauf bestanden und von Paris die bindendsten Zusagen erhalten. Im Januar 1866 überbrachte Baron Saillard dem

Kaiser diese Mittheilung in offizieller Form. In demselben Monat hatte Drouyn de l'Huys dem französischen Gesandten in Mexiko, Dano, eine Note zugehen lassen, welche die Worte enthielt: „Unsere Occupation muß ein Ende nehmen"; „die Lage, in welcher wir uns in Mexiko befinden, kann nicht länger andauern" und ähnliche. Ja es wurde dem Kaiser von Paris aus insinuirt, „es sei gefährlich für ihn, nur durch fremde Truppen gehalten zu werden." Auch an Bazaine wurde geschrieben: „Unsere militärische Rolle muß allmälig aufhören."

Der Kaiser durfte sich nicht der Illusion hingeben, daß er noch für einige Zeit auf die ihm durch Frankreich gewährte Unterstützung rechnen könnte. Er that es dennoch, schrieb klägliche Bittbriefe sowohl an „seinen lieben Marschall", wie an die leitenden Persönlichkeiten in Paris, und schickte Almonte hinüber, um einen Aufschub jener Maßregel zu erwirken. Als Alles nichts fruchtete, veranlaßte er seine eigene Frau, sich im Sommer 1866 nach Europa zu begeben, um persönlich Louis Napoléon die gleiche Bitte vorzutragen, außerdem auch, wie schon erwähnt, den Papst zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nutzlos hatte er sie, die stolze Fürstin — ihr Vater, Leopold I. war inzwischen, am 10. Dezember 1865, gestorben — der rücksichtslosesten Behandlung seitens jenes gekrönten Parvenüs ausgesetzt. Der interimistische amerikanische chargé d'affaires in Paris, John Hay, sprach in der Note, in welcher er seinem Chef in Washington die Ankunft der Kaiserin meldete, von ihr als von der „fraglichen Dame". Und Maximilian selbst hatte schon vorher von dem nämlichen Parvenü auf den Jenem durch Almonte überbrachten Vorschlag, der auf ein weiteres Verbleiben der französischen Truppen in Mexiko und auf weitere Geldvorschüsse hinauslief, die Antwort erhalten: „Man kann sich das Verharren in den Illusionen kaum erklären, die bei der Abfassung dieses Entwurfes vorgeherrscht haben müssen." Auch behufs seiner Anerkennung durch

die Vereinigten Staaten machte er Anstrengungen. Sein Agent Arroyo wurde jedoch nicht vorgelassen.

Jeder unparteiisch Urtheilende muß in diesem Verfahren einen Mangel an Würde erblicken.

Zwischendurch hatte der Kaiser Anwandlungen von Energie. Am 2. Dezember 1865 schrieb er an Bazaine: „Der Augenblick ist gekommen, zu regieren und zu handeln" — ein indirektes Eingeständniß, daß er bisher nicht regiert noch gehandelt hatte — und am 6. Januar 1866: „Ich weiß, daß ich eine außerordentlich schwierige Aufgabe übernommen habe, aber ich besitze den Muth, die Last zu tragen, und ich werde aushalten."

Würdiger wäre es gewesen, unter solchen Umständen nicht auszuhalten und freiwillig das von Anfang an undurchführbare, zuletzt absolut unmöglich gewordene Unternehmen aufzugeben, als einen zwecklosen Bürgerkrieg in dem unglücklichen Mexiko fortzuführen. Als Erzherzog hatte er einmal gesagt: „Bayonnette gegen Außen gekehrt, sind Waffen der Vertheidigung, gegen Innen zu können sie nur zum Selbstmorde verwandt werden" Und an einer andern Stelle: „Wer ausgespielt hat, muß von den Brettern abtreten." Schon zu Anfang des Jahres 1866 hatte er gründlich ausgespielt; trotzdem trat er nicht ab.

Von seinem Entschluß, nach erfolgtem Abzug des französischen Expeditionscorps oder sogar schon etwas früher, die Parthie aufzugeben, durfte er sich unter keinen Umständen abbringen lassen. Das Zureden des Paters Fischer in Orizaba erzielte aber wohl nur deßhalb eine Wirkung, weil dessen Vorschlag den geheimen Wünschen Maximilian's entsprach.

Mein Bruder ist immer noch Kaiser, mag er gedacht haben, und ich sollte abermals wie vor meiner Thronbesteigung mich einem abstumpfenden, entnervenden otium, mehr denn früher sine dignitate, in meinem Schlosse Miramar hingeben? Nimmermehr! Und um nicht wieder herabzusinken von der erklommenen Höhe, ließ er sich die unerhörtesten Demüthigungen

gefallen, welche auch ein den edelsten Beweggründen entsprungener Ehrgeiz nicht zu entschuldigen vermag.

Man hat die Worte, die er sprach, um, zur unliebsamen Ueberraschung Bazaine's, Dano's und des inzwischen eingetroffenen Specialgesandten Napoléon's, des Generals Castelnau, sein ferneres Bleiben zu begründen: „Ich will nicht auf dem letzten Gepäckwagen der Franzosen nach Europa zurückkehren", als Beweis seiner hochherzigen Gesinnung gepriesen. War er denn aber nicht auch, figürlich gesprochen, auf einem französischen Fourgon in Mexiko eingezogen?

Hauptsächlich aus dem Grunde, sagt man ferner, sei er nicht fortgegangen, weil er seine Anhänger nicht der Rache der siegreichen Republikaner habe aussetzen wollen.

Auch diese Behauptung trifft nicht zu.

Die Forderungen, welche er an die drei erwähnten Vertreter Frankreichs gestellt hatte: freie Ueberfahrt für die Offiziere und Soldaten der österreichischen und belgischen Legion, Gewährung hinreichender Subsistenzmittel an dieselben, sowie lebenslänglicher Pensionen für deren Invaliden, die Bedingung, daß sie zuerst eingeschifft würden, Zahlung von 100,000 Pesos an die „Prinzessin" Josefa Iturbide, die Mutter des zum Thronfolger designirten Salvador Iturbide, sowie weitere 10,000 an diesen unter die Obhut Hidalgo's in Paris gestellten jungen Mann, der heute noch, mit einer Ungarin verheirathet, seine Visitenkarten mit einer phantastischen Kaiserkrone schmückt — Alles, Alles war durch ein am 16. November 1866 ausgefertigtes, die Unterschriften von Bazaine, Dano und Castelnau tragendes Dokument ausdrücklich bewilligt worden; und für die verhältnißmäßig geringe Anzahl derjenigen mexikanischen Imperialisten, welche sich in hervorragender Weise compromittirt hatten, würden sich auch wohl noch Mittel und Wege gefunden haben, sie rechtzeitig der ihnen zukommenden Strafe für ihren Landesverrath zu entziehen.

So sinkt Stück für Stück der von Maximilian's Verehrern aufgeführte Legendenbau unter den rücksichtslosen Axtschlägen der Geschichte zusammen.

Sogar seine aufrichtigsten Freunde haben es nicht gewagt, das Blutdekret vom 3. Oktober 1865, durch welches sämmtliche Republikaner zu Straßenräubern und gewissermaßen vogelfrei erklärt wurden, zu rechtfertigen. Ich selbst habe zugestanden, daß es auf Drängen Bazaine's erlassen wurde. Vom Staatsrath war es vorher diskutirt und gebilligt, von den Ministern war es unterzeichnet worden. Es trägt aber auch die Unterschrift des Kaisers. Die Verantwortlichkeit dafür vermag dieser also nicht von sich abzuschütteln. Ja noch mehr! Auf dem Entwurf, welchen ich in Händen gehabt und genau durchgelesen, finden sich eigenhändige Randbemerkungen Maximilian's, die keineswegs immer Abschwächungen der strengen Maßregeln enthalten, ein Beweis, daß er sich eingehend und — zustimmend mit der Sache beschäftigt hatte. Als einzig zu machende Ausnahme bezeichnete er gegen Bazaine den General Vicente Riva Palacio, Sohn des berühmten Rechtsgelehrten Mariano, der zusammen mit Rafael Martinez de la Torre später mit großem Geschick die Vertheidigung des Kaisers vor dem Kriegsgericht in Querétaro führte. Dahingegen wurden auf Grund des Dekrets die Generale Arteaga und Salazar, welche im Staate Michoacan von den Truppen des kaiserlichen Anführers Mendez besiegt und gefangen worden waren, ohne Weiteres erschossen; unzählige andere brave Republikaner, die kein weiteres Verbrechen begangen hatten, als ihr Vaterland und dessen Institutionen gegen die Fremdherrschaft zu vertheidigen, sind ihm zum Opfer gefallen. Wie der Kaiser Bazaine kannte, durfte er nun und nimmermehr ihm eine derartige Waffe, seine Grausamkeit zu befriedigen, in die Hand geben. Im günstigsten Fall kann man Schwäche als Entschuldigungsgrund anführen. Für einen Monarchen reicht derselbe nicht aus.

Spät erst, nachdem trotz allen Abrathens der Vertreter Frankreichs, in deren Interesse es lag, Maximilian zur Abdankung zu bewegen und dadurch Napoléon III. eine schwere Verantwortung zu ersparen, und welche sogar an eine Wiederaufrichtung der Republik unter einem sich gewissen französischen Bedingungen unterwerfenden Präsidenten gedacht hatten, vom Kaiser der Versuch gemacht war, sich auf eigene Füße zu stellen, wurde jenes entsetzliche Dekret vom 3. Oktober 1865 widerrufen, die Einstellung der politischen Verfolgungen angeordnet und die politischen Vergehen der Aburtheilung durch die Kriegsgerichte entzogen. Maximilian mußte es, abgesehen von seinen natürlichen Gefühlen, schon aus dem Grunde thun, weil er die damals mehr denn je unausführbare Idee gefaßt hatte, eine Nationalversammlung zusammen zu berufen, auf daß sie über die zukünftige Organisation Mexiko's endgültig entscheide. Eine eigenthümliche Vorbereitung dazu war freilich die Weiterführung des Kampfes. Früher, am 7. August 1866, hatte er übrigens propio motu ein anderes ähnliches Dekret wie das obenerwähnte in Aussicht genommen und es Bazaine zur Beurtheilung zugeschickt, nämlich den Belagerungszustand über das ganze Land zu verhängen. Es gelangte nur darum nicht zur Ausführung, weil der Marschall sehr richtig erwiderte, de facto bestehe derselbe schon überall, wo französische oder kaiserliche Truppen weilten.

Wie verschieden hiervon war die Behandlung, welche wir den in unsere Gewalt gefallenen Gefangenen angedeihen ließen! Die meisten unserer Generale, namentlich Porfirio Diaz, dessen Entweichung aus Puebla allerdings mit Zustimmung Maximilian's erfolgt sein soll, Riva Palacio und Corona haben solche zu Hunderten gemacht und nicht nur keinen derselben erschießen lassen, sondern sie mit großer Menschlichkeit behandelt, oft das letzte Stück Brot der eigenen Soldaten mit ihnen theilend. In dem Treffen von Tacámbaro z. B., in welchem Riva Palacio die republikanischen Truppen befehligte,

betrug die Zahl allein der gefangenen Belgier über 300. Als diese, meist sehr junge Leute, welche von Hause aus freisinnigen Grundsätzen huldigten, sich aus persönlicher Erfahrung überzeugten, daß Alles, was man gegen uns Republikaner gesagt und verbreitet hatte, eitel Verleumdung sei, gingen sie zum Theil zu den Unsern über und ließen sich in unsere Bataillone einreihen. Vom rein militärischen Standpunkt ist dieser Schritt nicht zu billigen, vom politischen hingegen wohl zu erklären. Einige dieser Ueberläufer, ich glaube zehn oder elf, wurden in einem späteren Treffen wieder von den Kaiserlichen gefangen genommen, nach der Hauptstadt gebracht und selbstverständlich ohne Weiteres zum Tode verurtheilt. Am nächsten Morgen sollten sie erschossen werden. Es wird erzählt, Personen, die Erbarmen mit den armen jungen Leuten empfanden, hätten sich, Gnade suchend, an Carlota, als deren Landsmännin, gewandt, diese aber sich entschieden geweigert, ein gutes Wort für sie einzulegen. So mußten sie denn ihr militärisches Vergehen mit dem Leben büßen und befleckten den Purpur der Kaiserin mit ihrem Blute. Ueberhaupt hielt man in Mexiko Carlota für weit energischer, aber auch für weit grausamer als ihren Gemahl. Vielleicht läßt sich dieses psychologisch aus ihrer Kinderlosigkeit erklären.

Seinen künstlerischen Neigungen, seiner Prunkliebe, sowie seinem unüberlegten Hange zum Geldausgeben war Maximilian in Mexiko treu geblieben. Er umgab sich mit einem glänzenden Hofstaate, schuf eine in schimmernde Uniformen gekleidete, ganz überflüssige Palastgarde, gab prachtvolle Feste, baute den Nationalpalast in Mexiko und das zu seiner Sommerresidenz erkorene Schloß Chapultepec um, ließ sie auf das Reichste einrichten, sorgte für eine kostspielige Vertretung an fast sämmtlichen europäischen Höfen und überschüttete seine Günstlinge mit Geschenken, kurz streute das Geld mit vollen Händen aus, uneingedenk des wachsenden Elends im Lande.

Die Spanier haben ein hübsches Sprichwort, um ein solches

Vorgehen zu bezeichnen: hacer caravanas con sombrero ageno, wörtlich: Complimente machen mit fremdem Hute. Riesensummen, die Maximilian, der vor seiner Abreise aus Miramar sich dem Bankerotte gegenübergesehen, den großentheils durch wucherische Anleihen gefüllten mexikanischen Kassen entnahm, verschleuderte er auf diese Weise. Er war freigebig aus — fremder Tasche.

Des Kaisers Geldgebahrung ist einer der wundesten Punkte seiner Regierung.

Durch ein Dekret des Präsidenten Juarez vom 6. Februar 1868 war Manuel Payno, der frühere Finanzminister Comonfort's, beauftragt worden, aus den an verschiedenen Orten zerstreuten Archiven die Rechnungen zusammenzusuchen und zu gruppiren, welche sich auf die Finanzverwaltung Mexiko's während der Epoche der fremden Intervention und des sogenannten Kaiserreichs bezogen. Diese überaus schwierige Arbeit war am 5. Mai desselben Jahres vollendet. Sie enthält ein ziffermäßiges Sündenregister Maximilian's und seiner Anhänger, einschließlich der Franzosen. Sie zeigt, mit welch' grenzenloser Leichtfertigkeit in jener Zeit gewirthschaftet wurde, als ob jeder daran Betheiligte fortwährend das après nous le déluge vor Augen gehabt und zur Richtschnur seiner Handlungen genommen hätte.

Der in solchen Fragen sehr competente, mir seit meiner Ankunft in Mexiko befreundete Verfasser hatte die Liebenswürdigkeit, mir ein Exemplar seines fast tausend Seiten großoktav starken Werkes, mit einer freundschaftlichen Widmung versehen, zu übersenden. Aus dieser in Europa bisher wohl kaum benützen Fundgrube schöpfe ich die folgenden Daten und bedauere nur, sie nicht in ausführlicherem Auszuge wiedergeben zu können.

Zahlen sprechen. Hier sprechen sie ein unangreifbares Verdammungsurtheil über den Erzherzog Ferdinand Max. Aus

ihnen erhellt, daß er am Wenigsten geeignet ewar, dem verarmten und verschuldeten Mexiko aufzuhelfen.

Für das rücksichtslose, oft brutale Benehmen der Offiziere des französischen Okkupationsheeres ist Maximilian natürlich nicht direkt verantwortlich zu machen. Die dadurch in der Bevölkerung erzeugte Erbitterung übertrug sich jedoch zum Theil auf seine Regierung, denn man verhehlte sich nicht, daß hauptsächlich seinetwegen die Lasten und Unannehmlichkeiten zu tragen waren. Auch die Märsche der republikanischen Truppen verursachten manche unvermeidliche Beschwerden; in der Regel suchten aber unsere Offiziere Unterkunft in den öffentlichen Gebäuden, vorzugsweise in den von ihren bekutteten Insassen verlassenen Klöstern. Nicht so die französischen. Sie ließen sich überall Privatquartiere anweisen, und ihre als Behörden fungirenden Bundesgenossen, die einheimischen Verräther, sorgten schon dafür, daß ausschließlich liberale Familien damit belästigt wurden. Jene aber traten dann stets als Eroberer auf, beanspruchten alle möglichen bisweilen auch unmögliche Bequemlichkeiten, baten nie, sondern forderten, vertrieben oft die Bewohner ganz und gar aus ihrem Heim, und wenn diese nach Abzug der Truppen dorthin zurückkehrten, fanden sie Möbel und sonstige Einrichtungsgegenstände theils arg beschädigt, theils ganz zerstört, theils fortgeschleppt. Offiziersburschen und Trödler machten hierbei gute Geschäfte. Im Februar 1864 wurde die Rentensteuer durch eine Abgabe von 8 pro Tausend ersetzt und deren Erträgniß als Entschädigung für die Einquartierung bestimmt. Der Zweck dieser Maßregel war jedoch lediglich, den französischen Offizieren eine außerordentliche Feldzulage zu schaffen, denn die meist gewaltsam eingetriebenen und dem französischen Zahlmeisteramt überwiesenen Summen gelangten pro rata je nach der militärischen Rangordnung zur Vertheilung. In der Hauptstadt wurden z. B. dem Marschall Bazaine die ganze Zeit der Intervention über monatlich 1000 Pesos für Logis ausbezahlt,

dazu 1050 für seinen Stab, 457 für seine Verwaltungsbeamten u. s. w., im Ganzen 15 bis 16,000 Pesos, ungerechnet 5 bis 7000 mehr, angeblich für Ausbesserung der Casernen. Die Beträge kassirten die Betreffenden auch dann ein, wenn sie sich auf dem Marsche befanden und ihre Wohnungen in Mexiko häufig Monate lang nicht bewohnten. Um die den beiden höchsten Anführern, Forey und Bazaine, zugewiesenen Quartiere entsprechend einzurichten, wurden 203,182 Pesos, also über eine Million Francs, verausgabt, darunter für ein Bettgestell 1750, für Bettwäsche 800, für Vorhänge 16,000, für Spiegel 10,000, für ein Paar Blumenvasen 4000, für Blumentöpfe, Pflanzen und Blumen 6500, für Anzüge der Dienerschaft, Kochgeräth u. s. w. 8000, für zwei Porzellan- und Krystallservice über 7000, wobei ich vieles Andere übergehe. Diese Ausgaben machte die Regentschaft, speziell der Lakai der Franzosen, Almonte, für jene beiden Heerführer. Ein verliebter Millionär hätte für seine Braut kein prachtvolleres home vorbereiten können.

Schon vor der Ankunft Maximilian's in Mexiko wurde, wenn auch nicht auf seinen Befehl, viel Geld verschleudert unter dem Vorwand, dem neuen Kaiser einen würdigen Empfang zu bereiten. Daß die nach Miramar entsandte Deputation sich 104,902 Pesos für Reisespesen berechnete, habe ich bereits erwähnt. Für Malereien, Tapeten, Möbel und dergl. im Nationalpalaste der Hauptstadt wurden 101,012 verausgabt. Die Ausschmückung mit Möbeln, Teppichen, Blumen u. s. w. der Häuser in den Städten Orizaba und El Palmar, in welchen das Kaiserpaar auf seiner Reise von Veracruz nach Mexiko sich einige Tage aufhielt, kostete 15,211 Pesos. Die Ausgaben für die Landreise selbst, einschließlich des Empfanges in der Hauptstadt, beliefen sich auf 115,348 Pesos, wobei die von den kleineren Ortschaften zu diesem Zweck gemachten nicht einmal berücksichtigt sind. Allein für die Dekorirung der kaiserlichen Loge im National-

theater figuriren 2500, außerdem 6000 für die der übrigen Theile des Gebäudes, für Triumphbogen 7000, für Illumination des Palastes und der Kathedrale 1800, für Feuerwerk 5500.

Vorher hatte der Erzherzog, wie gesagt, 3 Millionen Francs von der Anleihe Glyn Mills & Co. in Miramar erhalten; fünf weitere Millionen wurden in zehn Wechseln zu 500,000 Francs nach Mexiko geschickt und dem mexikanischen Schatzamte eingeliefert. Das war für den Anfang; lange reichten diese Millionen natürlich nicht.

Dem heiligen Vater, für den unter dem euphemistischen Namen „Petrospfennig" jährlich Millionen zusammengebettelt werden, waren vom Kaiser bei seinem Aufenthalt in Rom 40,000 Francs geschenkt worden, eine ziemlich anständige Bezahlung für die Mühe, die der Mann, welcher den lieben Gott auf Erden zu vertreten vorgiebt, sich gemacht hatte, über die gebeugten Häupter Maximilian's und Carlota's die Hände auszustrecken und dabei einige lateinische Worte zu murmeln, vulgo die Herrschaften zu segnen!

Nach dem ersten Kassenbuche Maximilian's, das mit dem 12. April 1864 in Miramar beginnt und mit dem 30. Juni des nämlichen Jahres, mit welchem Datum der kaiserliche Hausstand in Mexiko errichtet wurde, abschließt, erhielt der Verwalter des erstgenannten Schlosses behufs Anschaffung verschiedener Gegenstände 200,000 Francs eingehändigt. Die gesammte Civilliste des Kaisers während jener Monate betrug 336,066 Francs, die der Kaiserin 44,809; unabhängig davon die Kosten der Reise die sich auf eine halbe Million beliefen. 880,874 Francs der ersten Anleihe waren demnach noch vor der Uebernahme der Regierung durch Maximilian zerstoben, uneingerechnet die in Mexiko verschwendeten Summen.

Das Kaiserreich Agustin's de Iturbide hatte einen so ephemeren Bestand, daß keine genauen Daten über die durch dasselbe verursachten Kosten vorhanden sind. Der erste Präsident

der Republik, Guadalupe Victoria, der gewohnt war, während der Insurrektion gegen die spanische Colonialherrschaft in Höhlen zu wohnen und sich mit tortillas zu nähren, hatte nicht mehr Bedürfnisse als ein Spartaner. Nachdem er abgetreten war, befand er sich in völliger Armuth. Alle Präsidenten der Republik mußten sich mit einem Jahresgehalt von 36,000 Pesos und geringen Nebeneinnahmen begnügen. Sogar der prunkhafte Diktator Santa Anna gab monatlich nicht über 8—10,000 Pesos aus. Benito Juarez beantragte selbst eine Herabsetzung seines Gehalts auf 30,000. Einschließlich der Palastausgaben betrug der Jahresbetrag für die Präsidentschaft etwas über 50,000 Pesos — weniger, als Maximilian in einem halben Monat verbrauchte.

Vergleiche lagen nahe und mußten zu Ungunsten des monarchischen Systems ausfallen. Zu denken gaben ferner die nach Miramar übermittelten Summen, über deren Höhe keine genauen Rechnungen vorliegen. Nur so viel ist ersichtlich, daß außer den schon angeführten 200,000 Francs, gleich 38,642 Pesos, dorthin allein vom 10. Juli bis zum 21. Oktober 1864 in zehn Parthien 389,400 Pesos remittirt wurden, im Ganzen also 428,042!

Nur ein Theil dieses Geldes wurde zur Bezahlung von nach Mexiko geschickten Gegenständen verwendet. Sollte nicht das übrige dazu gedient haben, frühere Gläubiger zu befriedigen? Quien sabe?

Als Civilliste wies sich der Kaiser monatlich 125,000 Pesos an, außerdem seiner Gemahlin 16,667, was für das Jahr 1,700,000 Pesos ausmacht, gegenüber den 30,000 des Präsidenten Juarez! So hatte es Maximilian schon in Miramar festgesetzt. Der im mexikanischen Volke gehegte Glaube, daß er sich täglich 10,000 auszahlen ließ, beruhte somit allerdings auf Uebertreibung; immerhin war die Summe noch eine recht ansehnliche.

Das mexikanische Budget für das Jahr 1869 warf aus:

für den gesetzgebenden Körper	735,360
für den Präsidenten der Republik	52,880
für den Richterstand	488,290
für den öffentlichen Unterricht im Bundesdistrikt	334,920
zusammen	1,611,450.

Hieraus erhellt, daß allein mit der Civilliste Maximilian's und Carlota's nicht nur die Erfordernisse der drei republikanischen Staatsgewalten, der legislativen, der exekutiven und der richterlichen, sondern außerdem noch die der hauptstädtischen Unterrichtsanstalten gedeckt werden konnten, ja daß sich noch ein Ueberschuß ergab. Mit ungefähr einer Million Pesos jährlich bestreitet der Magistrat von Mexiko sämmtliche Ausgaben der Hauptstadt: Gasbeleuchtung, Straßenpflasterung, öffentliche Anlagen, Gefängnisse, Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w., während zwei Personen, die allerdings das Bedürfniß empfunden hatten, sich eine Krone auf das Haupt zu setzen, 700,000 Pesos mehr verbrauchten und damit nicht auskommen konnten. Später unterwarfen sie sich wohl bedeutenden Einschränkungeu, doch der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, so daß ihnen aus ihrer gezwungenen Sparsamkeit, die immer nur eine relative war, kein Verdienst erwächst.

Die Kostspieligkeit des Kaiserreichs ist hiernach nicht zu bestreiten, und hat es etwa dafür dem Lande außergewöhnliche Vortheile gebracht? Ich kenne keinen einzigen; im Gegentheil, nur Leichen und Ruinen und Elend hat es hinter sich zurückgelassen.

Im Juli 1864 war der Hofstaat installirt, aus einer meist völlig nutzlosen höheren und niederen livirten Dienerschaft bestehend, die mehr sich des Kaisers bediente, als daß sie dem Kaiser diente, und sich bemühte, bis an die Achseln ihre beutegierigen Arme in die Kassen zu versenken. Da gab es einen Großmarschall und Minister des kaiserlichen Hauses, den be-

rüchtigten Almonte, mit einem Jahresgehalt von 10,000 Pesos, einen Sekretär, Staatsrath Schertzenlechner, mit 4,500, welchen Maximilian später in sehr unceremonieller Form entlassen mußte, einen Schatzmeister, Adjutanten, Kammerdiener, Köche, Beamte des Marstalls, Hellebardiere, Gärtner, Pferdejungen, die eine hübsche Summe monatlich aufzehrten. Für das Silber der kaiserlichen Tafel wurden bezahlt 47,414 Pesos, für das Porzellan 11,376, für das Krystall 3,503, für Tischwäsche 7,258, für Bettwäsche 1,268, für den ersten Ankauf von Weinen 21,488, für den von Wagen, Pferden und Geschirren 79,953, für den von Livréen und Uniformen 36,816 — ein einziger Silberhelm der Hellebardiere kostete 230 Pesos — für den Transport verschiedener Gegenstände aus Europa 64,325. In der Küche gingen außer den Gehältern und den Weinen monatlich 3,852 Pesos auf. Nach aufgefundenen Rechnungen erscheinen in dreißig Tagen 4000 Eier verbraucht, 1000 Pfund Fett und 2500 Pfund Eis. Die kaiserlichen Köche verstanden es ebenso gut, de faire danser l'anse du panier, wie die Pariser Köchinnen. Alle aus Europa herübergekommenen Höflinge, darunter die Gräfinnen Zichy und Kolonitz, der Marquis Corio, der Graf Bombelles, lebten wie die Fliegen im Honigtopf, was viele derselben nicht hinderte, das Beispiel der Ratten zu befolgen und rechtzeitig das Schiff, als es zu sinken begann, zu verlassen. Almosen wurden reichlich gegeben, wenigstens das Geld dazu diesem oder jenem Hofbeamten, beziehentlich dem Bischof Ramirez, eingehändigt, unter andern auch 10,000 Francs an den Admiral Tegetthoff für die Verwundeten der Fregatte „Radetzky" gesandt. In den folgenden Monaten ging die Wirthschaft in gleicher Weise fort. Im August trank man 700 Flaschen Wein aus. Die Tochter Almonte's, Guadalupe, Braut des Generals Herran, erhielt vom Kaiserpaar als Mitgift ein Geschenk von 100,000 Francs; von dem der Braut Bazaine's, Señorita Josefa Peña y

Azcárate gemachten habe ich schon gesprochen. Die erwähnten Gräfinnen ließen sich monatlich 400 Pesos für Wohnung im Hotel und 150 mehr für Miethe einer Kutsche zahlen; 3500 Pesos wurden den beiden Damen zu ihrer Rückreise nach Europa gegeben und außerdem ein silberner Tafelaufsatz im Werthe von 2000 geschenkt. An außerordentlichen Ausgaben figuriren in der Rechnung für den Juli 36,036, in der für August 13,911, in der für November 18,339, in der für Dezember 27,539 Pesos, darunter 3000 abermals für den Papst und immer kleinere oder größere Rimessen nach Miramar. Die Reise Maximilian's nach Guanajuato und zurück über Morelia und Toluca kostete 26,860 Pesos. Schertzenlechner erhielt 2241, um mit der Eisenbahn nach Veracruz zu fahren und dort den Nuntius Meglia zu empfangen. Für Orden wurden 2889 bezahlt; ein blauer, goldgestickter Mantel für den Kaiser als Großmeister des Guadalupeordens kostete 3000. Vom 1. Juli bis zum 31. Dezember waren im Ganzen 271,106 Pesos verbraucht worden.

Das Jahr 1865 bezeichnet die Glanzepoche des Kaiserreichs, namentlich was Ausgaben betrifft; diese beliefen sich für den Hofstaat auf 1,715,976 Pesos, darunter an außerordentlichen 949,792; sie überstiegen also um 212,009 die Civilliste. An Schreibutensilien für das Sekretariat und sonstigen kleinen Ausgaben Maximilian's figuriren 33,237, mehr als das Gehalt von Juarez betrug.

Ein gewisser Suarez Peredo, mit dem ich zu Zeiten Santa Anna's, wo er Unterstaatssekretär im Ministerium des Aeußeren war, viel verkehrt habe, hieß nun: Don Antonio Diego de la Luz Suarez Peredo, Hurtado de Mendoza, Paredes, Rochel Vivero y Velasco, Beaumont y Leri, Conde del Valle de Orizaba, Vizconde de San Miguél, Caballero de los Olivos y Arrillaga, und war Oberkammerherr der Kaiserin. Neue Orden wurden creirt und viele

Fracks, Uniformen und Damenkleider mit glitzernden Sternen und Kreuzen besäet.

Ein Hofreglement erschien. Eine Menge von Mexikanern, die ihre vergilbten spanischen Adelstitel wieder hervorgesucht hatten, bekleideten hohe Stellungen bei Hofe. Es gab einen Oberceremonienmeister, einen Oberkammerherrn, einen Großalmosenier, einen Generalintendanten der Civilliste, 36 bis 40 Kammerherren, etwa 40 Hofdamen, 5—7 Stallmeister, 7 Aerzte u. s. f. Der fortgesetzte Umbau des Nationalpalastes verschlang weitere Summen, ebenso die Herstellung des Schlosses Chapultepec und der Ankauf von zwei anderen Häusern in Cuernavaca, die ebenfalls in kaiserliche Residenzen umgewandelt wurden. Die ersten beiden erforderten 423,977 Pesos, davon 55,770 für Möbel.

Die Nachkommen des in Padilla hingerichteten Iturbide figurirten jetzt am Hofe als Prinzen von Geblüt und ließen sich eine Dotation von 129,564 Pesos gern gefallen. Wenn aber Maximilian ihre Legitimität anerkannte, so erklärte er sich ja selbst als Usurpator!

An Banketten und Festlichkeiten aller Art war kein Mangel. Maximilian glaubte hierdurch die sogenannten besseren Klassen der mexikanischen Gesellschaft an sich zu fesseln. Er irrte sich. Aus Eigennutz, aus Lust an Neuem, aus Eitelkeit, betheiligten sie sich an denselben. Dank wußten sie dem Gastgeber dafür nicht, und das Volk, auf das es doch in erster Linie ankam, lachte über die höfische Komödie.

Vom Tage seiner Ankunft an zog Maximilian die hervorragendsten seiner Anhänger, sowie diejenigen Personen, welche er gewinnen wollte, zur kaiserlichen Tafel. Manche solcher Einladungslisten haben sich vorgefunden, manche Pseudo-Republikaner sind durch sie compromittirt worden. Uebrigens fehlte es auch nicht an Eingeladenen, die entweder höflichst ablehnten zu erscheinen oder einfach ausblieben, wie z. B. der frühere Minister Móntes.

Maximilian mußte den Affront ruhig einstecken. Viel Geld wurde in diesen Hoffesten verschleudert, ebenso durch die häufige Vertheilung meist in Schmucksachen bestehender Geschenke.

Daß für die käufliche Presse ebenfalls fette Brocken abfielen, ist erklärlich. In Mexiko selbst wie in Europa, sogar in den Vereinigten Staaten wurden Blätter angekauft, um die öffentliche Meinung irre zu führen. In New-York war ein förmliches Bureau eingerichtet, welches an 35,000 Pesos für Beeinflussung mehrerer Blätter, deren Verzeichniß ich gesehen habe, vertheilte. Die „Deutsche Staatszeitung" erscheint darin mit 2000 Dollars betheiligt. Im Ganzen mögen für diesen Zweck 88—100,000 Pesos verausgabt worden sein. Für Concerte und Theatersubventionen verschwanden ungefähr 50,000.

Seit 1866 begannen Reduktionen einzutreten. Die ersten Monate wurden noch 70,000 Pesos ausgegeben; später sank diese Ziffer auf 25 bis 20,000. Unter der Finanzdiktatur des energischen José Maria Lacunza wurde die Civilliste des Kaisers auf eine halbe Million, die der Kaiserin auf 100,000 Pesos herabgesetzt und im Verhältniß hierzu das Ausgaben-Budget vermindert. Ein Brief, mit welchem Maximilian am 17. August 1866 die Vorschläge seines damaligen Finanzministers, des französischen Intendanten Friant, beantwortete, lautet, wie folgt:

„Mein lieber Minister Friant. Ich habe Ihr werthes Schreiben erhalten, worin Sie die Güte haben, mir mitzutheilen, daß Sie vorläufig 25,000 Pesos monatlich zur Verfügung meiner Civilliste stellen können. Ich kenne zu gut die Pflichten, welche mir die financiellen Schwierigkeiten des Landes auferlegen, um Ihren Vorschlag nicht anzunehmen, obgleich ich mich keiner Täuschung betreffs der Opfer, die er meinem Hofe auferlegt, hingebe. Andererseits ist es unerläßlich, die schwebenden Schulden der Civilliste so bald als möglich zu bezahlen. Um in diese drängenden Angelegenheiten eine definitive Ordnung einzuführen, wünsche

ich, daß Sie mir einen Ihrer Beamten vorschlagen, der das Amt eines Unterintendanten der Civilliste versehen könne, deren Leitung übernehme und durch sein Geschick das vollständige Gleichgewicht herstelle. Für meine Privatausgaben, einschließlich meiner Residenzen von Cuernavaca und Olindo, für meinen Anzug, meine Bibliothek u. s. w. brauche ich monatlich die Summe von 10,000 Pesos, die Sie die Güte haben werden, stets direkt meiner Person einzuhändigen. Im Uebrigen können Sie mir alle nöthigen Ersparnisse vorschlagen; nur wünsche ich, daß nicht über die Personen meines Gefolges und meiner Dienerschaft verfügt werde, und daß man ihnen ohne meine Einwilligung ihre Gehälter nicht herabsetze."

Das ist ein schöner Zug von Maximilian. Stets bereit, sich selbst Einschränkungen zu unterwerfen, suchte er die Interessen seiner Anhänger zu vertheidigen, wie wenig auch manche von diesen eine solche Rücksicht verdienten. Auffallen muß jedoch, daß er so spät zur Einsicht kam, nur die größte Sparsamkeit und die strikteste Ordnung seien im Stande, ihn aus seiner finanziellen Bedrängniß zu retten.

Weiter schreibt er:

„Auf diese Weise, geleitet von Ihren weisen Rathschlägen, und indem ich meinerseits Alles opfere, was meine Würde nur zu opfern gestattet, werden Sie leicht dahin gelangen, die Civilliste in völliges Gleichgewicht zu bringen, ebenso wie Sie, Dank Ihrer Einsicht, es im Allgemeinen mit dem Kaiserreich thun werden, und wir werden für die Zukunft die peinliche Nothwendigkeit vermeiden, zu Lasten der Civilliste Schulden zu sehen, welche die Ehre des Landes schädigen."

Er bewies also abermals, daß er sich von Illusionen nicht zu befreien vermochte und die Lage, wo sie schon völlig schwarz war, immer noch durch rosig gefärbte Gläser anschaute.

Um die ungeduldigen Gläubiger zu befriedigen, mußten Pferde und Wagen, auch die von Maximilian gekauften Eisenbahn-

aktien veräußert werden. Nichtsdestoweniger blieben im November 1866 noch Rechnungen in der Höhe von 90,020 Pesos unbezahlt. Viele sind es heute noch, obwohl Admiral Tegetthoff, als er im Sommer 1867 nach Mexiko kam, um die Leiche des Erzherzogs heimzuführen, etwas Ordnung in die Sache zu bringen trachtete.

Am 28. Mai 1867 wurde dem Pater Fischer, als Cabinetssekretär des Kaisers, die letzte Zahlung auf Conto der Civilliste gemacht. In Querétaro mußte Maximilian sich sehr ärmlich behelfen und fügte sich auch mit anerkennenswerthem Gleichmuth und ungetrübter Heiterkeit in die ihm durch die veränderten Umstände auferlegten Beschränkungen. Uebrigens mag es ihm zur inneren Befriedigung gereicht haben, seinen fast nur aus Parasiten zusammengesetzten Hofstaat los geworden zu sein. Zwar stammt von ihm der Spruch: „Warum nennt man die Hunde treu? Weil sie kriechen und sich prügeln lassen, und der Mensch gar so gern kriechen sieht und gar so gern prügelt". Ich bin aber überzeugt, daß Schranzen und Schmeichler ihm nur Ekel einflößten; ebenso daß er keine Neigung empfand, direkt oder persönlich seine Strafmacht an Jemandem auszuüben.

Alles in Allem wurden Maximilian durch Vermittelung seines Privatschatzmeisters vom 10. April 1864, an welchem Tage er in Miramar die Kaiserkrone annahm, bis zur Uebergabe der Hauptstadt Mexiko an die durch den General Porfirio Diaz befehligten Truppen, am 21. Juli 1867, baar ausgezahlt 3,540,379 Pesos, ferner an seine Gemahlin vom 4. April 1864 bis zum Juli 1866, wo sie sich wieder nach Europa einschiffte, 415,837, darunter 32,890 für ihre letzte Reise; ferner an Gehältern für das Personal seines Civil- und Militärkabinets 99,935 und schließlich für geheime Ausgaben dieser beiden Cabinette 250,833. Der Gesammtbetrag der persönlichen Einnahmen des Kaiserpaares beläuft sich demnach auf 4,306,984 Pesos für den Zeitraum von wenig über drei Jahre!

Ein republikanischer Präsident hätte in der Zeit ungefähr 160,000 Pesos verbraucht!

Ich verzichte darauf, mich hier auch mit den Staatseinnahmen und -Ausgaben, mit den contrahirten Schulden, kurz mit dem Finanzwesen im weiteren Sinne während der Intervention und des mexikanischen Kaiserreichs eingehender zu beschäftigen. Es genüge zu sagen, daß auch darin von Anfang an eine entsetzliche Mißwirthschaft Platz gegriffen hatte, und die Ausgaben gewaltig und ohne Verhältniß zu den Einnahmen in die Höhe getrieben worden waren. Kurz anführen will ich, daß die Kosten für die österreichischen und belgischen Hilfstruppen 4,802,735 ausmachten, während das französische Corps mexikanischen Kassen 30,012,263 entnahm, wobei selbstverständlich die Summen, die ihm aus Frankreich zugingen, unberücksichtigt bleiben. Maximilian hatte sich nämlich verpflichtet, die bis Juli 1864 zum Betrage von 270 Millionen Francs aufgelaufenen französischen Kriegskosten zu decken und fernerhin das gesammte Expeditionscorps zu erhalten. Später, mittels Convention vom 30. Juli 1866, bestimmte er dazu die Hälfte aller aus den Seezollämtern des Landes fließenden Einnahmen. Für ihn selbst und seine Regierung konnte da wenig übrig bleiben.

Nach dem gegen Ende 1866 vollzogenen Rechnungsabschluß repräsentirte die vom Kaiserreich anerkannte äußere Schuld Mexiko's, in welcher sich die unter den ungünstigsten, ja skandalösen Bedingungen contrahirten Anleihen aus dem Jahre 1864 mit 311,600,100, und aus dem Jahre 1865 im Nominalbetrage von 500,000,000 Francs befinden, in Pesos umgerechnet die Summe von 307,931,351; die der Republik hatte sich vor der Intervention auf 63,032,518 belaufen. Zu Ungunsten des Kaiserreichs stellt sich also nach kaum zweidreivierteljährigem Bestand eine Differenz von 244,898,833 Pesos heraus. An Zinsen hatte es jährlich 14, die Republik nur 2 Millionen zu zahlen.

Ich weiß nicht, ob es Andern ebenso ergeht wie mir, der

ich mich in meinem Leben viel mit Statistik beschäftigt habe, welche, nach Buckle, eine der nothwendigsten Grundlagen einer wahrhaftigen Geschichtsschreibung bildet. Richtig geordnet, üben Zahlen einen großen Reiz auf mich aus. Sie enthüllen häufig mehr, als andere Schriftstücke es zu thun vermögen.

Aus obiger Uebersicht gehen nun, meine ich, zwei unbestreitbare Thatsachen hervor, erstens, daß schon aus financiellen Gründen die Errichtung einer exotischen Monarchie in Mexiko unter allen Umständen ein Ding der Unmöglichkeit ist, zweitens, daß Erzherzog Ferdinand Max am Wenigsten der Mann war, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Die Geschichte sollte ihm den Beinamen geben: „Maximilian mit der offenen Hand". Das Geld lief ihm durch die Finger wie durch einen Sieb.

Wenn ich aber auch seine Fehler schon bei seinen Lebzeiten klar erkannte, so hinderte mich das nicht, ihm eine instinctive Sympathie zu weihen. Ich vermochte durchaus nicht, ihn zu hassen. Was ich für ihn empfand, war vielmehr aufrichtige Theilnahme. Ferner war ich ihm für zwei mir erwiesene Aufmerksamkeiten Dank schuldig.

Es ist mir unbekannt, durch wen er von den prekären Verhältnissen, unter welchen ich 1864 in Paris lebte, Kenntniß erhalten hatte. Eines Tages ging mir dort ein Brief des kaiserlich mexikanischen Gesandten Hidalgo zu, worin dieser mir mittheilte, der Kaiser habe ihn beauftragt, diejenige Summe, welche ich als nöthig zu meiner Rückkehr nach Mexiko angeben würde, mir zur Verfügung zu stellen, unter der ausdrücklichen Zusage, daß ich mich durch Annahme derselben in keiner Weise als ihm gegenüber politisch verpflichtet zu betrachten brauche. Selbstverständlich lehnte ich das Anerbieten ab. Die Handlungsweise Maximilian's war aber darum nicht minder großmüthig.

Ein anderer Fall fand während der Belagerung von Querétaro statt. Bei dem von Miramon in der Frühe des 27. April 1867 unternommenen Ausfall gegen die von mir mit ungenügen-

den Streitkräften besetzte Linie des Cimatario hatte ich beim Durchbruch derselben mein gesammtes Feldgepäck, das in einem aus rohen Steinen aufgeführten Blockhause lagerte, verloren, darunter meine Privatcorrespondenz, die in die Hände kaiserlicher Officiere fiel. Wie mir später erzählt wurde, machten sich diese, unter denen sich mehrere Oesterreicher befanden, nachdem der Feind in den Platz zurückgeworfen war, ein Gaudium daraus, die Briefe zu lesen und umherzuzeigen. Davon erfuhr Maximilian. Sofort ertheilte er den Befehl, alle noch aufzutreibenden Schriftstücke zu sammeln, und ließ sie mir unter Couvert durch einen Parlamentär herausschicken.

Am 15. Mai, dem Tage, als sein Hauptquartier, das er im Kloster Santa Cruz aufgeschlagen hatte, und damit die Stadt Querétaro durch Ueberrumpelung in unsern Besitz gelangte, und er selbst sich gezwungen sah, auf dem Cerro de las Campanas seinen Degen meinem Freunde, dem General Mirafuentes, zu übergeben, weilte ich, mit einer dienstlichen Commission beauftragt, in Morelia. Sobald ich von dem Falle Querétaros Kunde erhielt und mir Urlaub verschaffen konnte, eilte ich dorthin zurück und bat den General en chef, Escobedo, um die Erlaubniß, den inzwischen nach dem im Innern der Stadt gelegenen früheren Kloster der Kapuzinerinnen, zugleich mit den Generalen Miramon und Mejia, überführten Kaiser zu besuchen. Ich wäre glücklich gewesen, das Loos, welches, wie ich nicht zweifeln konnte, ihm bevorstand, von seinem Haupte abzuwenden oder es wenigstens zu erleichtern. Ueberdies hatte man mir versichert, er sei Freimaurer; er habe sich auf einer seiner Seereisen in einer außereuropäischen Loge aufnehmen lassen. Ein besonderer Umstand bestärkte mich in dieser Annahme. Maximilian hatte eine Zusammenkunft mit Juarez gewünscht, der sich damals in San Luis Potosi, etwa 50 Leguas von Querétaro entfernt, befand, unser Präsident dieselbe jedoch abgelehnt. Juarez gehörte nämlich dem Bunde an und hegte die

Besorgniß, wurde erzählt, der Erzherzog würde sich ihm als Br.·. vorstellen, in welchem Falle er nicht feindlich gegen ihn hätte vorgehen dürfen. Darum seine Weigerung, Maximilian zu sehen. Ich aber hielt es aus demselben Grunde für meine Bruderpflicht, Maximilian, als er sich im Unglück befand, meine Dienste anzubieten. Escobedo erwiderte mir, er persönlich habe gegen meinen Besuch beim Erzherzog nichts einzuwenden; da dieser jedoch während der Dauer seines Prozesses von seinem Untersuchungsrichter, dem Oberstlieutenant Aspiroz, abhinge, müßte ich mich mit meiner Bitte auch an ihn wenden. Mit einiger Mühe erlangte ich die Erlaubniß, Maximilian allein sprechen zu dürfen.

Am 28. Mai begab ich mich in's Kloster.

Die Zelle, in welche man den Kaiser gebracht hatte, lag im ersten Stockwerk eines kleinen Seitengebäudes, das nur einen engen Hof hat. Neben ihr — sie war die erste, von links an gerechnet — gab es noch zwei andere; die mittelste bewohnte der durch einen Streifschuß an der Wange leicht verwundete Miramon; die rechts gelegene diente dem General Tomás Mejia zum Aufenthalt. Vor den drei Zellen zog sich ein ziemlich breiter gewölbter Gang hin, von welchem aus man zwischen Bogen über eine niedrige Brustwehr in den Hof hinabblicken konnte. Links von der schmalen Steintreppe, welche zum Flur emporführte, hatte sich, mit Bewilligung Escobedo's, des Kaisers letzter Leibarzt, ein geborener Böhme, Dr. Basch, — der frühere, Dr. Semeleder, gehörte zu jener von mir weiter oben gekennzeichneten Rattenfamilie und prakticirt gegenwärtig noch in Mexiko — einquartiert, um Maximilian, der an Dysenterie litt, jeden Augenblick zur Hand sein zu können.

Basch trat mir, als ich, vom wachthabenden Officier begleitet, die Treppe hinaufstieg, entgegen und redete mich, da er vermuthlich an meiner Physiognomie, trotz der mexikanischen Uniform, die ich trug, erkannte, daß ich ein geborener Deutscher sei, in deutscher Sprache an. Mir ist entfallen, was er mich fragte,

und was ich ihm antwortete. Daß ich aber die Worte, welche er in seinem 1868 veröffentlichten Buche: „Erinnerungen aus Mexiko, Geschichte der letzten zehn Monate des Kaiserreichs" mir in den Mund legt: „Wir sind doch nicht so blutdürstig, als Sie glauben!" nicht gesagt habe, erinnere ich mich auf das Bestimmteste; es lag nicht die geringste Veranlassung vor, mich in dieser Weise gegen ihn zu äußern. Sein Staunen, einen deutschen Freiherrn unter den Officieren der mexikanischen Republik anzutreffen, fand ich bis zu einem gewissen Grade erklärlich. Als wir uns im Laufe der siebziger Jahre in Wien abermals begegneten, begriff er besser, warum ich mein Geburtsland verlassen hatte und Adoptivbürger von Mexiko geworden war, machte mir auch keinen Vorwurf mehr daraus, daß ich um des von ihm hochverehrten Maximilian's Willen nicht meinen politischen Grundsätzen und meiner Fahne hatte untreu werden wollen.

Der wachthabende Officier instruirte die vor jeder der drei Zellenthüren postirten Schildwachen, daß ich frei ein- und ausgehen und mit jedem der Gefangenen ohne Zeugen sprechen dürfe. Ueber meine Unterredung mit dem ehemaligen Kameraden Miguél Miramon habe ich bereits berichtet. Tomás Mejia kannte ich ebenfalls von früher her. Er war ein Mann in den mittleren Jahren, von untersetzter Gestalt und Vollblutindianer, im Staate Querétaro, der wiederholt, wenn die conservative Partei das Ruder in Händen hatte, unter seiner Verwaltung gestanden, gebürtig. Als Soldat zeichnete er sich durch eine außergewöhnliche Tapferkeit aus, und man kennt von ihm eine Menge kühner Reiterstückchen. Er war gläubig bis zum Fanatismus, ohne sonderliche Begabung, doch eine biedere Natur, eine ehrliche, treue Seele. Ich fand ihn sehr gebeugt, nicht weil er für sich den Tod fürchtete, sondern weil er an das Schicksal seiner jungen, leidenschaftlich von ihm geliebten Frau dachte, die er mit einem Kinde unter dem Herzen allein in der Welt zurück-

lassen mußte. So viel ich weiß, hat später unsere Regierung für Wittwe und Waise gesorgt.

Nachdem ich mich beim Kaiser hatte anmelden lassen, betrat ich seine Zelle und schloß die Thür hinter mir. Es war ein kleines, mit Ziegelsteinen gepflastertes, kalkgetünchtes Gemach, etwa vier Meter lang und zweieinhalb Meter breit, und hatte außer der Thür ein auf den beschriebenen Gang blickendes, vergittertes Fenster. An der hintern Wand, mit dem Kopfende nach links, stand das broncene Feldbett des Kaisers. Das übrige Mobiliar war das denkbar einfachste. Maximilian, der sich unwohl fühlte, lag im Bette, den nur mit dem Hemde bekleideten Oberkörper halb aufrecht an mehrere weißüberzogene Polster gelehnt. Das in der Mitte gescheitelte Haar, der hellblonde Vollbart, sowie Hände und Nägel waren sorgfältig gepflegt. In seiner Physiognomie war der habsburgische Typus, hauptsächlich an der etwas vortretenden Unterlippe, deutlich erkennbar, der Gesammteindruck ein gewinnender. Aus den blauen Augen leuchteten Sanftmuth und Wohlwollen, die Stimme klang weich. Er glich mehr einem Apostel als einem Helden.

Als ich an sein Lager trat, reichte er mir mit freundlichem, resignirtem Lächeln die Hand und sprach zu mir, noch ehe ich Zeit fand, ihn zu begrüßen, sich auf einen Satz meines ihm nach London übersendeten Memorandums beziehend, die unter den damaligen Umständen mich tief ergreifenden Worte:

„Baron Gagern, Sie sind ein guter Prophet gewesen."

Ich versuchte darauf, durch die unter Freimaurern üblichen Zeichen mich ihm als Mitglied dieses Weltbundes zu erkennen zu geben. Meine Zeichen blieben unbeachtet. Später mischte ich in die Unterhaltung freimaurerische Ausdrücke und sagte ihm, er möge absehen von der Uniform, die ich trage, und nur einen Menschen in mir erblicken, der nicht allein mit Freuden

bereit, sondern auch moralisch verpflichtet sei, ihm, soweit meine Pflicht es gestatte, zu helfen. Maximilian dankte mir herzlich, zeigte aber nicht mit einem Wort, nicht mit einem Zeichen, daß er meine freimaurerischen Andeutungen verstanden habe. Ich begriff, daß er dem Orden nicht angehöre.

Nach den Blättern aus dem Tagebuche des Prinzen Felix zu Salm-Salm, in denen ausführlich die Ereignisse von Querétaro beschrieben sind, wurde gerade gegen Ende des Monats Mai stark gearbeitet, um die Entweichung des Kaisers in's Werk zu setzen. Manches mag sich aber doch wohl anders zugetragen haben, als in jenem Buche erzählt wird. Die Anstrengungen, die zu dem genannten Zwecke gemacht wurden, waren so ungeschickter Art, daß sie fehlschlagen mußten. Einige der dabei betheiligten Personen scheinen vorzugsweise darnach getrachtet zu haben, ihr eigenes Haupt mit einem großentheils unverdienten Nimbus zu umgeben.

Jedenfalls trug auch der Kaiser einen Theil der Schuld, daß der Fluchtplan nicht gelang. Davon mich zu überzeugen, fand ich hinlängliche Gelegenheit während der dreistündigen Unterhaltung, welche ich mit ihm in seiner Zelle hatte.

Nur für kurze Zeit schien er nämlich den ganzen Ernst seiner Lage zu begreifen, wie mir Dieses aus den ersten an mich gerichteten Worten ersichtlich geworden war. Unmittelbar darauf ließ er sich aber wieder, nach seiner Gewohnheit, von Illusionen beherrschen. So erwartete er mit Bestimmtheit eine Intervention zu seinen Gunsten seitens der europäischen Mächte. Als ich ihm bemerkte, daß eine solche, selbst wenn sie angestrebt werden sollte, vermuthlich zu spät eintreffen dürfte, meinte er, die in Mexiko anwesenden fremden Gesandten jener Mächte müßten in deren Namen mündlich oder schriftlich einschreiten. Meinen Einwand, die Regierung der Republik könne jene Herren ja gar nicht als diplomatische Vertreter anerkennen, sondern erblicke in ihnen lediglich Privatpersonen und müsse deshalb deren bons

offices zurückweisen, konnte er allerdings nicht entkräften; aber sofort suchte er nach einem neuen Hoffnungstau, das freilich wieder sich nur als ein Strohhalm erwies. Hülfe werde ihm aus Washington kommen; im „weißen Hause" könne man nicht dulden, daß an ihm ein Mord begangen werde, der indirekt das republikanische Prinzip benachtheilige.

Diese Voraussetzung hatte einen Schatten von Berechtigung. Am 6. April war von dem amerikanischen Vertreter, Mr. Campbell, von dessen Excursion an Bord der „Susquehannah" in Gemeinschaft mit Sherman ich gesprochen habe, an unsern Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Sebastian Lerdo de Tejada, durch einen Sendboten eine Note übermittelt worden, deren Ton und Inhalt dem diplomatischen Usus durchaus nicht entsprachen. Darin hieß es:

„Meine Regierung hat die größte Genugthuung bei der Nachricht von dem Rückzuge des französischen Heeres und dem Vormarsch des mexikanischen empfunden. Diese Genugthuung wurde jedoch kürzlich durch die Berichte getrübt, welche sie über die gegen die Kriegsgefangenen von Zacatecas bewiesene Strenge empfing. Da Ihre Truppen in solcher Weise erregt sind, fürchtet sie, daß auch in dem Falle der Gefangennehmung des Prinzen Maximilian und der seinen Befehlen unterstehenden Streitkräfte sich jene Strenge wiederholen könne."

In ähnlicher Weise ging es noch einige Zeilen fort. Der Schluß der Note lautete:

„Meine Regierung trägt mir auf, dem Präsidenten Juarez schnell und wirksam ihren Wunsch kundzugeben, daß im Falle der Gefangennehmung des Prinzen Maximilian und seiner Anhänger ihnen die menschliche Behandlung zu Theil werde, welche von den civilisirten Nationen den Kriegsgefangenen gewährleistet ist."

Augenscheinlich theilte Campbell die Auffassung, welche der österreichische Gesandte in Washington in einer am nämlichen

Tage und über die nämliche Sache an Seward gerichteten Note huldigte, und in der sich die Worte finden:

„Ich trage um so weniger Bedenken, mich an Sie, Herr Minister, zu wenden, als ich nicht nur Vertrauen in die Freundschaft der amerikanischen Regierung setze, sondern weil dieselbe ein Recht zu besitzen scheint, von Juarez zu verlangen, daß er die Kriegsgefangenen schone; sind doch großentheils die Triumphe der liberalen Partei in Mexiko der moralischen Unterstützung der amerikanischen Regierung zu verdanken."

Gegen eine derartige Behauptung muß entschieden Einspruch erhoben werden. Es ist nicht wahr, daß die Nachbarrepublik erheblich zu unseren Siegen beigetragen hatte, und wäre es selbst der Fall gewesen, niemals durfte das Cabinet von Washington oder sein Abgeordneter sich herausnehmen, in solcher Weise dem unsern Vorschriften zu machen, sonst hätten wir ja nichts weiter gewonnen gehabt, als die französische Intervention durch eine amerikanische vertauscht zu sehen.

Die Veranlassung zu obigen Noten war die Erschießung von Franzosen, die in der Schlacht von San Jacinto in die Gefangenschaft Escobedo's gerathen waren. Man darf aber nicht vergessen, daß jene Franzosen, nachdem das französische Expeditionscorps sich zurückgezogen hatte, und vorher von Marschall Bazaine an alle seine Landsleute die Aufforderung ergangen war, sich mit ihm einzuschiffen, vom Standpunkte des Völkerrechts allein als Flibustier angesehen werden konnten. Die Bestrafung von Verbrechern ist ein untrennbar mit der Souveränetät einer Nation verbundenes Recht, und jene Leute, die unter den Kugeln der Executions-Pelotons fielen, waren unleugbar Verbrecher, nicht einfache Kriegsgefangene.

Uebrigens wurde die Handlungsweise Seward's in Washington selbst keineswegs gebilligt. Am 18. April gelangte im Senat eine Resolution von Johnson zur Diskussion, „den kriegführenden Parteien in Mexiko die Intervention der Vereinigten Staaten

anzubieten." Senator Fowler schlug dagegen eine andere vor, welche besagte, daß, „da die Vereinigten Staaten es nicht für passend erachtet hätten, zu interveniren, so lange sich die Franzosen in Mexiko befanden, und diese Intervention für die Mexikaner vortheilhaft gewesen wäre, der Senat begreife, daß, nachdem dieselben den Muth bewiesen, die Unabhängigkeit des Landes zu vertheidigen, und es ihnen gelungen sei, die Fremden zu verjagen, das Volk der Vereinigten Staaten volles Vertrauen in die Behandlung setze, welche das mexikanische Volk den Kriegsgefangenen angedeihen lassen werde."

Senator Morton unterstützte den Antrag Fowler's, nannte Maximilian einen Flibustier und erklärte, die Vereinigten Staaten dürften sich nicht für ihn verwenden, ebensowenig wie sie es gethan hätten, um Walker und Lopez zu retten. Er führte ferner die von Maximilian erlassenen Dekrete, welche der Senat schon früher als „barbarisch und blutdürstig" bezeichnet hatte, an und wies darauf hin, daß kraft jener Dekrete mehr denn 30,000 Mexikaner, unter ihnen Generale und höhere Officiere, für das angebliche Verbrechen, ihr Vaterland vertheidigt zu haben, erschossen worden seien, ohne daß die Vereinigten Staaten eingeschritten wären, um es zu verhindern.

Johnson's Resolution wurde abgelehnt, die von Fowler angenommen, unter Beistimmung der ungeheuren Mehrheit des amerikanischen Volkes.

Ich glaube kaum, daß Maximilian Kenntniß von diesem Zwischenfall hatte, und hielt es darum für meine Pflicht, ihn über die in den Vereinigten Staaten herrschende Stimmung aufzuklären. Ich wollte ihn hierdurch bestimmen, nicht länger sein Vertrauen auf fremde Diplomaten und fremde Regierungen zu setzen. Sein Optimismus war jedoch plötzlich so stark geworden, daß er sich durch keine meiner Bemerkungen aus ihm herausreißen ließ. Er suchte vielmehr mit vollster Seelenruhe, als ob es sich um eine akademische Frage, die ihn persönlich gar nicht

berührte, handelte, mir gegenüber die Incompetenz des Kriegsgerichts, das über ihn urtheilen sollte, nachzuweisen.

„Entweder," sagte er, „bin ich österreichischer Erzherzog, oder ich bin Kaiser von Mexiko. In beiden Fällen können sechs mexikanische Hauptleute mit einem Oberstlieutenant als Vorsitzenden nicht über mich zu Gericht sitzen."

„Kaiserliche Hoheit irren sich," erwiderte ich ihm, „weder als Erzherzog noch als Kaiser werden Sie von uns angesehen."

„Aber als was denn?"

„Ich bitte, die Schärfe meiner Antwort zu entschuldigen. Dieselbe entspricht aber genau der republikanischen Auffassung, und es dürfte deßhalb wichtig für Euere kaiserliche Hoheit sein, sie zu kennen. Da Sie ohne vorherige Kriegserklärung mit bewaffneter Macht in dieses Land, das eine gesetzlich constituirte Regierung besaß, eingedrungen sind, um diese Regierung zu stürzen, so paßt völkerrechtlich weder die eine noch die andere Bezeichnung, sondern allein diejenige, welcher Senator Morton sich im Senat von Washington bedient hat; der Vergleich mit einem Grafen Raoussset de Boulbon, mit einem Walker und ähnlichen Männern ist durchaus zutreffend."

Maximilian ließ den Kopf auf die Brust herabsinken und murmelte leise einige Worte vor sich hin, die ich nicht verstehen konnte. Ich zweifle nicht, daß meine rücksichtslose Erklärung wie mit einem Blitzstrahl die ihm drohende Gefahr beleuchtete und sie ihn klar erkennen ließ, vermuthlich aber nur auf kurze Zeit, sonst hätte er nicht von Neuem auf das Eintreffen der aus Mexiko erwarteten Gesandten, unter ihnen des preußischen Ministerresidenten, Baron Magnus, sich ein luftiges Hoffnungsgebäude aufführen können. Bezeichnend ist die Nichtachtung, mit der er stets von dem Vertreter Oesterreichs, dem Baron Lago sprach; noch bezeichnender, daß dieser sich hinter dem Mangel an Instruktionen verschanzte, um nicht das Geringste für den leiblichen Bruder seines Kaisers zu thun,

sogar, wie Salm berichtet, seine Unterschrift, die er unter einen vom Kaiser in der Höhe von 200,000 Pesos ausgestellten Wechsel gesetzt hatte, mit welcher Summe die zur Entweichung erforderlichen Ausgaben bestritten werden sollten, später zurückzog, genauer gesagt, sie mit einer Scheere von dem Wechsel abschnitt.

Traurigen Herzens nahm ich Abschied von Maximilian, als der Fiscal Aspiroz hereintrat und mich aufmerksam machte, die mir zur Unterredung bewilligte Zeit sei abgelaufen. Ich wußte, daß der Erzherzog seinem Schicksal nicht entgehen konnte. Recht und Gesetz sprachen zu bestimmt gegen ihn. Nicht der geschickteste Advokat wäre im Stande gewesen, ihn zu retten.

Es widerstrebte meinem Gefühle, seiner Hinrichtung beizuwohnen; nur meinen Adjutanten schickte ich hin, damit er mir Bericht darüber erstatte. Bekannt ist, daß Maximilian, dem der Platz zwischen Miramon und Mejia angewiesen worden war, Ersteren mit anerkennenden Worten in die Mitte stellte. Hiermit beging er einen Irrthum. Miramon war ihm keineswegs ein ergebener Anhänger, wenn auch weniger treulos als General Márquez, der im Interesse der Kirche zum offenen Verräther an seinem Kaiser geworden war. Eher verdiente den Ehrenplatz der brave Mejia. Am meisten kam er Maximilian selbst zu.

Dieser starb vollkommen gefaßt. Das ist eine historische Thatsache, welche über allem Zweifel erhaben steht. Sein Tod lieferte den Beweis, daß er eines bessern Looses würdig war. „Era una alma grande", wie Oberst Palacios sagte. Davon zeugt auch der Brief, den er kurz vor seinem Tode an seinen Gegner Benito Juarez schrieb, und in welchem er den Wunsch aussprach, sein Blut möge das letzte sein, das in Mexiko vergossen werde, und daß der Präsident „die gleiche Ausdauer, mit der er die soeben zum Siege gelangte Sache vertheidigt" habe, „und die ich" — fuhr er fort — mitten im Glücke an-

zuerkennen und zu schätzen wußte" — dem edelsten Zwecke widmen möge, nämlich der Aussöhnung der Gemüther.

Der Dichter geht zu weit, wenn er schreibt:

„Dem Land', für das zu leben er begehrt,
Sein Herzblut hat er sterbend ihm gelassen,
Und daß sein Haupt der Kaiserkrone werth,
Er zeigt's der Welt noch im Erblassen."

Auch durch den auf der Richtstätte gezeigten Muth hat Maximilian nicht den Beweis beigebracht, „daß sein Haupt der Kaiserkrone werth." Vielleicht hätte er sich eine Bürgerkrone verdienen können, wenn er nicht fortwährend falschen Einflüsterungen Gehör geschenkt und sich häufiger der von ihm selbst aufgestellten Lebensregel erinnert haben würde:

„Nicht zu Allem gebrauch' nur fremde besoldete Hände,
Und sei dessen gedenk, daß Du auch eigene hast."

Unleugbar war er ein außergewöhnlicher Mensch, so hat auch sein Dasein einen außergewöhnlichen Abschluß gefunden. Der Wunsch, welchen er in einem seiner Gedichte ausgesprochen:

„Ich möchte nicht im Thal verderben,
Den letzten Blick beengt von Zwang,
Auf einem Berge möcht' ich sterben,
Bei gold'nem Sonnenuntergang!"

— dieser Wunsch ist ihm wenigstens soweit in Erfüllung gegangen, als er in der That auf dem — „Glockenberge" sein Leben aushauchte.

Der Stoff ist mir unter der Feder gewachsen.

Mir erging es wie dem Musiker, dem, wenn er auch nur einzelne Töne anschlägt, sofort ganze bekannte Melodienreihen vor seinem geistigen Ohr erklingen, zu denen jene, ohne jedes Zuthun seinerseits, sich entwickelt hatten.

Beim Hinabsteigen in den Schacht meiner „Erinnerungen" habe ich reichere Schätze gefunden, als ich anfänglich vorausgesetzt. Es war eine Unmöglichkeit, Alles, was ich zu erzählen hatte, in zwei Bände hineinzupressen, wie ich es mir vorgenommen.

Noch bleibt mir Vieles zu sagen übrig.

Ich habe noch zu sprechen von den unmittelbaren Folgen, welche die Erschießung Maximilian's in der öffentlichen Meinung Amerika's und Europa's hatte, von den mit Erfolg gekrönten Schritten, die ich unternahm, um den als preußischer Major bei Saint Privat gefallenen Prinzen Felix zu Salm-Salm aus seiner mexikanischen Gefangenschaft zu befreien; von meinem Zusammentreffen mit Hecker im Jahre 1871 in New-York und unserer Polemik bezüglich der Frauenfrage; von meiner Rückkehr nach Europa und meinem mehrjährigen Aufenthalt in Wien, wo ich mehr oder minder nahe Beziehungen mit manchen hervorragenden Persönlichkeiten anknüpfte; von meiner Reise nach Bukarest im Winter 1877 und meiner Vorstellung

TAYLOR INST. OXFORD

bei der gekrönten Dichterin Cármen Sylva; von dem, was ich auf der Balkanhalbinsel sah, während ich dort als Kriegscorrespondent des russischen „Golos" weilte, und von meiner Bekanntschaft mit General Ignatieff; von meinem Verhältniß zu Franz Pulszky, dem Großmeister der ungarischen Johannislogen und meiner Wirksamkeit im Interesse der österreichisch-ungarischen Freimaurerei; wahrscheinlich auch von meinem alten Freunde, dem soeben ein zweites Mal zum Präsidenten der Republik Mexiko erwählten General Porfirio Diaz.

Vielleicht entschließe ich mich später dazu, diesen Rest meiner Erlebnisse zu schildern; vorläufig nehme ich Abschied von meinen Lesern, mit der Hoffnung, der das alte deutsche Volkslied Ausdruck verleiht: „Wenn Menschen von einander gehn, so sagen sie: Auf Wiedersehn!"

Mich aber werden sie unverändert finden, wenn ich abermals vor sie hintrete, immer bereit, die sogenannten „großen" Männer ungeblendet aus nächster Nähe zu betrachten, um die ihnen anhaftenden Flecken zu entdecken, immer festhaltend an der Wahrheit, die schon Diderot aussprach, daß der erste Schritt zur Philosophie der Unglaube ist, immer zuversichtlich in die Zukunft schauend, die langsamer oder schneller, aber unvermeidlich den Triumph der Fortschrittsideen auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit herbeiführen muß.

Carlos von Gagern.

Am Jahrestage der mexikanischen Unabhängigkeit,
den 16. September 1884.

Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C

68695287

KG allg.

([illegible])

10.50